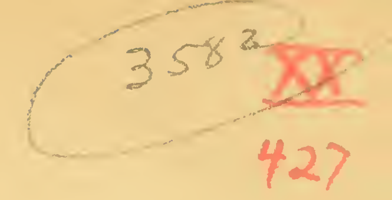
SCHOLZ - GREGOR

ANOMALE KINDER

ZWEITE AUFLAGE





ANOMALE KINDER

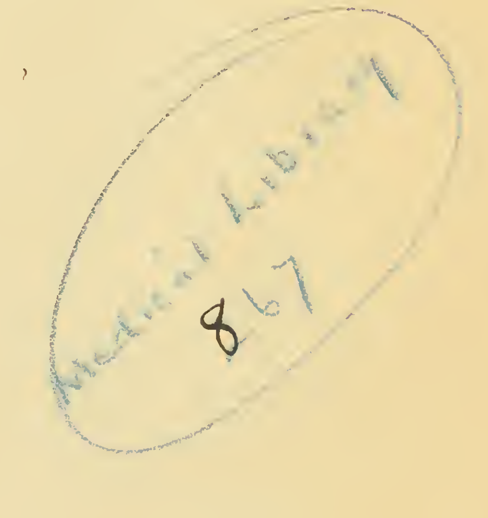
VON

DR. L. SCHOLZ
NERVENARZT IN BREMEN

ZWEITE, UMGEARBEITETE AUFLAGE

VON

PROF. DR. ADALBERT GREGOR
OBERARZT AN DER HEILANSTALT DÖSEN UND
DEM HEILERZIEHUNGSHEIM KLEINMEUSDORF





BERLIN 1919
VERLAG VON S. KARGER
KARLSTRASSE 15

Druck von A. Hopfer, Burg b. M.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Aufforderung des Herrn Verlegers, diese Neubearbeitung zu übernehmen, bin ich gern gefolgt, um dem Werke des im Kriege gefallenen Autors die verdiente weitere Verbreitung zu ermöglichen. Jahrelange Betätigung in der Jugendfürsorge ließ mich erkennen, wie groß bei den beteiligten Kreisen das Bedürfnis nach einer gründlichen Kenntnis der Pathologie des Kindesalters ist, welche Scholz in ausgezeichneter Weise zu vermitteln wußte. Das Buch wendet sich in erster Linie an gebildete Laien und wird dem Lehrer und Richter, welcher tiefer in die Seele des Kindes eindringt und auch Ausnahmezustände mit Verständnis erfassen will, ein guter Leitfaden sein. Die ausgedehnte Erfahrung und gute Beobachtungsgabe, die Scholz besessen, bringen es mit sich, daß er sich auch an den ärztlichen Leserkreis wenden kann und selbst dem engeren Fachmanne Neues zu bieten vermag.

Meine Aufgabe habe ich darin gesehen, das Werk dem heutigen Stande der Wissenschaft anzupassen. Als erfreuliche Erscheinung ist dabei zu verzeichnen, daß gerade in der Behandlung der Jugendfürsorge und Jugendpflege eine völlige Umarbeitung erfolgen mußte, da darin der Ausdruck einer lebhaften Bewegung und eines raschen Fortschrittes auf diesem Gebiete zu erkennen ist. Eine besondere Aufgabe, welche durch die Zeitverhältnisse gewiesen wurde, war es, eine Verringerung des Umfanges anzustreben. Manches Überflüssige wurde entfernt und manche Länge gekürzt. Der Leser, dem Scholz das Denken oft gar zu leicht machte, wird jetzt gelegentlich nur Anregungen finden, aber wohl gern einzelne Themen zu Ende denken und Schlüsse selbst ziehen, wenn er das Buch darum leichter sich zu eigen machen kann.

Leipzig-Dösen, April 1919.

Gregor.

Vorwort zur ersten Auflage.

Ich habe dieses Buch geschrieben für Gebildete aller Stände, soweit sie an der Jugendfürsorge interessiert sind, für Eltern und Erzieher, für Leiter und Lehrer an Heilpädagogien, an Fürsorgeerziehungsinstituten, Hilfsschulen und Anstalten für geistesschwache Kinder, und wenn ihnen die Lektüre einige Anregung und Belehrung gibt, so wird meine Arbeit belohnt sein.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, zwischen den beiden Klippen der Überwissenschaftlichkeit und der Trivialität eine leidlich glatte Durchfahrt zu finden. Sonst habe ich diesen Worten nichts hinzuzufügen: das Werk mag für sich selber sprechen.

Kosten, Anfang September 1911.

Dr. Scholz.

Inhaltsverzeichnis.

Die Grenzen geistiger Gesundheit.

Um den Leser in den Kreis unserer Betrachtungen einzuführen, und den Stoff, der hier behandelt werden soll, zu begrenzen, soll zunächst eine genauere Bestimmung der im gewöhnlichen Sprachgebrauch unscharf und vielfach sogar gedankenlos verwendeten Begriffe anomal und geisteskrank versucht werden.

Normal ist, was der Norm entspricht, der Regel. Unter Regel ist das Regelmäßige, Alltägliche und Häufige zu verstehen. Was selten vorkommt, paßt nicht in die Regel, weicht ab von der Norm, ist abnorm, anomal oder nicht normal. Auf das Seelenleben angewendet: abnorm nennen wir, was vom geistigen Durchschnitt abweicht. Diese Abweichung kann nun nach zwei Richtungen hin erfolgen, nach oben und nach unten. Jenseits der Durchschnittsbegabung steht an einem Ende der ganz Kluge und am andern der ganz Dumme. Beide bilden die Ausnahme, und zwischen ihnen in hundertfachen Abstufungen liegt das Mittelmaß; es ist die Regel, das Normale.

Abnorm ist aber eigentlich nicht bloß der geistig allzu Arme, sondern auch der geistig Überreiche, und dieser Auffassung entspricht der Begriff des Abnormen auf allen Gebieten körperlicher und seelischer Beschaffenheit überhaupt: abnorm ist der Herkules so gut wie der schwache Jämmerling, Achill wie Thersites, der Sittenheros wie der brutale Verbrecher. Diese Klassifizierung mag uns zunächst befremden. Wir sind geneigt, die Abweichung von der normalen Linie einem Mangel gleichzusetzen, abnorm ist dem Sprachgebrauch nach das Kranke, Schlechte, Häßliche.

Demnach nennt man geistig nicht normal oder anomal einen Menschen dann, wenn er in Verstandes- und Charaktereigenschaften vom mittleren Durchschnitt nach unten hin abweicht.

Abseits steht aber auch der Geisteskranke. Ist jeder anomal geartete Mensch geisteskrank? Wollen wir den Sprachgebrauch nicht ganz verwischen, so werden wir diese Frage kaum bejahen können. Nach zwei Richtungen hin drängt sich ein Unterschied auf. Zunächst stellt jede Krankheit, körperliche und seelische,

einen Vorgang dar, einen fortlaufenden Prozeß mit bestimmtem Anfang und Ende: krank wird nur, wer bisher gesund gewesen. Wer sich eine Lungenentzündung zugezogen, ist nicht anomal, sondern krank. In dem Begriff Anomalie dagegen liegt der Charakter des Unveränderlichen, Stabilen eingeschlossen. Praktisch freilich machen wir von diesen subtilen Unterscheidungen nicht immer Gebrauch, zumal nicht bei den seelischen Regelwidrigkeiten. Denn wichtiger ist hier ein anderer Unterschied zwischen den Bezeichnungen geistige Anomalie und Geisteskrankheit. Jene umfaßt die leichten, diese die schweren Störungen. Ein Melancholiker mit Angst und tobsüchtiger Erregung leidet zweifellos nicht nur an einer seelischen Anomalie, sondern er ist krank. Und krank ist ein Verrückter mit Verfolgungswahn, ein Delirant, ein Paralytiker. Dagegen gehören die leichten Normwidrigkeiten, ob dauernder oder flüchtiger Natur, in das weite Gebiet der geistigen Anomalien, ins Grenzland zwischen Krankheit und Gesundheit, und von diesen Störungen wird in diesem Buche — zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend — die Rede sein[1]).

Die Wortschwierigkeit haben wir erledigt, es folgt die zweite, die Sachschwierigkeit. Wo ist die Grenze zwischen krank und gesund, normal und nicht normal? Die Antwort hat mehr als theoretisches Interesse, ja eine ungemein hohe praktische Bedeutung für das soziale Leben. So gilt im Strafgesetz der Gesunde als voll verantwortlich für sein Tun und Lassen, der Kranke nicht. Er ist ein Unzurechnungsfähiger, Unglücklicher, frei von Schuld und des Mitleids bedürftig.

Die Psychiatrie steht beim breiten Publikum bekanntlich nicht in Gunst. Man schilt sie unzuverlässig. Was kann eine Wissenschaft taugen, heißt es, deren Vertreter sich so häufig in ihren Gutachten widersprechen? Ist es möglich, Vertrauen zu ihr zu haben? Bietet sie genügende Gewähr für die Richtigkeit ihrer Behauptungen? Der Irrenarzt könnte zur Rechtfertigung darauf hinweisen, daß Meinungsverschiedenheiten auch in anderen Disziplinen nicht eben selten seien, seltener jedenfalls nicht als in der Psychiatrie. Lautet doch ein Spruch: Zwei Richter und drei Meinungen! Aber

[1]) Das Strafgesetzbuch kennt nur „eine krankhafte Störung der Geistestätigkeit" und weiß von geistigen Anomalien, Psychopathien und Minderwertigkeiten nichts. Ebenso das bürgerliche Gesetzbuch. Dieses unterscheidet allerdings zwei Grade geistiger Störung: den schwereren nennt es Geisteskrankheit, den leichteren (unbekümmert um Form und Verlauf des Leidens) Geistesschwäche. Aber erst jenseits der „Geistesschwäche" nach oben hin stünde dann, vom Gesetz nicht berücksichtigt, das, was wir als geistige Anomalie bezeichnen wollen.

die Sache liegt noch anders. Streit entsteht fast nur um die Grenzfälle, und hier pflegen die Ärzte in der psychologischen und klinischen Beurteilung des Zustandes ziemlich eins zu sein, geraten dagegen in Differenzen erst, wenn die praktische Folgerung gezogen und der fragliche Fall in eine der beiden Kategorien krank oder gesund untergebracht werden soll. Nicht nur das Publikum nämlich, sondern auch das Gesetz vertritt den unhaltbaren Standpunkt, Krankheit und Gesundheit seien zwei ziemlich vollkommen in sich abgeschlossene Begriffe: entweder man sei verrückt oder man sei es nicht, ein drittes gebe es nicht. Und der Sachverständige wird nun genötigt, nach dieser wissenschaftlich unanwendbaren Alternative sein Gutachten einzurichten. Die Grenzzone ist im Gesetz nicht vorgesehen. Es erklären sich also die gelegentlichen Meinungsdifferenzen der Irrenärzte aus einer Unvollkommenheit des Gesetzes, nicht der psychiatrischen Wissenschaft. Der alte Cicero hat einmal gesagt: A natura hominis est discenda natura juris — aus der Natur des Menschen sollen wir die Natur des Rechts erlernen. Eigentlich ist das selbstverständlich. Jetzt aber muß der Psychiater seine Erfahrungen dem starren Schema des Gesetzesparagraphen anpassen, koste es, was es wolle. Was würde ein Lehrer sagen, dem man zumutete, seine Schüler in die beiden Gruppen der Klugen und der Dummen zu sondern? Eine Anzahl Kinder könnte er zwar ohne Schwierigkeit da oder dorthin einregistrieren, aber bei den Mittelbegabten säße er rettungslos fest. Lege einem der vielen, die über die irrenärztliche Wissenschaft die Achsel zucken, ein Blatt grauen Papiers auf den Tisch und frage ihn: „Ist das Papier schwarz oder weiß?" Keines von beiden, wird er sagen, es ist grau. „Das will ich nicht wissen; Du sollst mir genau angeben, ob schwarz oder weiß und nichts anderes. Und merke wohl: es liegt mir viel daran, das zu erfahren, denn es hängt die Ehre, die Freiheit, die Zukunft, der gute Name eines Menschen davon ab. Nun antworte!" Das ist die Lage, in der sich der Begutachter bei psychischen Grenzfällen befindet.

Eine Scheidewand zwischen geistiger Krankheit und Gesundheit ist überhaupt nicht da, sondern ist ein Phantom, nichts Wirkliches. Bei der Beurteilung körperlicher Zustände stehen wir vor derselben Klippe. Wer einmal einen Blick in die Entstehungsgeschichte des Krankenversicherungsgesetzes getan hat, der kennt die Mühe, die dem Gesetzgeber aus der Formulierung des Begriffes Krankheit erwachsen ist, ohne daß es ihm gelungen wäre, ihn auch nur leidlich einwandfrei festzulegen. Nehmen wir ein paar beliebige Beispiele. Wie steht es mit der Blutarmut? Der Gesunde hat $4^1/_2$ bis 5 Millionen Blutkörperchen in einem Kubikmillimeter Blut

— darf man ihn krank nennen, wenn an dieser Zahl hundert fehlen oder tausend oder zehntausend? Wo liegt die Grenze?

Jeder kennt den stimmungsvollen Ausdruck geistige Umnachtung. Nun, wie die Finsternis der Nacht nicht unmittelbar der Tageshelle folgt, sondern langsam sich herniedersenkt in jenen Stunden, die wir Dämmerung nennen, so breitet sich auch eine Zone geistigen Helldunkels trennend und verbindend zwischen Krankheit und Gesundheit aus. Oder wie beim Regenbogen eine Farbe mählich in die andere übergeht, so fließen in den psychischen Grenzzuständen normale und abnorme Funktionen zu einer Mischung zusammen. Man kann nicht beides, Krankheit und Gesundheit, reinlich scheiden. Normal und anomal sind keine absoluten Gegensätze. Sie haften dem Menschen und den Dingen auch nicht an als Eigenschaften, sondern wir erst tragen sie hinein zu unserer besseren Orientierung. Es gibt keine natürlichen Grenzen, kann keine geben, so wenig wie zwischen den Begriffen schön und häßlich, klug und dumm, gut und schlecht, groß und klein.

Natürliche Grenzen gibt es nicht, aber lassen sich nicht künstlich Grenzen ziehen? Was heißt Wissenschaft treiben anderes als Erfahrungen logisch gliedern, das Gemeinsame vom Besonderen, das Hauptsächliche vom Zufälligen trennen, damit Übersicht hineinkommt in die überwältigende Fülle der Erscheinungen? So könnte man denken, die Schwierigkeit durch Aufstellung eines Normaltyps zu heben. Als pathologisch würden dann Abweichungen von diesem Typus zu gelten haben.

Indessen auch diese Differenzierung der Typenbildung würde für unsere Zwecke noch nicht ausreichen, zudem ist sie auch undurchführbar. Denn wir können nicht ohne weiteres die Seelenleben etwa zweier gleichaltriger Männer derselben Berufs- und Standesklasse, derselben anthropologischen und sozialen Gruppe, miteinander vergleichen. Vergleichen läßt sich nicht der komplizierte Bau der Gesamtpsyche, nicht die Persönlichkeit als Ganzes, sondern nur ihre einzelnen Teile, — die Verstandes-, Gemüts- und Willenseigenschaften. Erst wenn man so verfährt, wird es möglich sein, Fuß zu fassen, und je weiter wir die Teilung treiben und vorschreiten bis hinüber zu den einfachsten seelischen Funktionen, um so brauchbarer werden die Resultate sein, die wir gewinnen. So prüfen wir z. B. die Auffassungsgabe für Gesichts- und Gehörseindrücke bei zehnjährigen Knaben einer Dorfschule oder den Vorstellungskreis sechsjähriger Großstadtmädchen gebildeter Stände oder die Merkfähigkeit einer bestimmten Gruppe von Erwachsenen gleichen Alters und Standes, die Vorstellungsver-

knüpfung, die Phantasietätigkeit. Wir suchen, was freilich viel schwieriger, uns ein Bild zu machen von dem Affektleben, den Trieben, den sittlichen Anschauungen bestimmter Persönlichkeitsgruppen. Und nun sagen wir: was sich am häufigsten findet, das entspricht dem Typ, das ist die Regel, das Normale!

Leider fehlt uns für die Mehrzahl der seelischen Erscheinungen das Notwendigste zum Vergleichen: eine zuverlässige Methode. Psychischem läßt sich nicht wie Leiblichem unmittelbar beikommen mit Zentimetermaß und Wage. Körperliche Proportionen können wir berechnen, Organe wiegen, Wärmegrade am Thermometer ablesen, Blutkörperchen zählen — das alles geht an, aber Vorstellungen, Gefühle und Triebe sind räumlich unausgedehnt, sinnlich überhaupt nicht wahrnehmbar und daher unzugänglich für jegliche Messung. Freilich für auffallende Mängel oder besonders scharf hervortretende Eigenarten, wie sie die Geisteskranken an sich tragen, haben wir diese exakten Feststellungen durch besondere Vergleichungsmethoden auch gar nicht nötig: wir wissen schon ohne sie, daß diese Abirrungen nicht ins Bereich des Gewöhnlichen, des Normalen gehören. Aber wie wollen wir bestimmen, wann etwa Affektschwankungen, Depressionen oder exaltative Verstimmungen, Reizbarkeit und triebhafte Erregung das Maß des Normalen überschritten haben? Wann nimmt die Willensschwäche, die Phantasie krankhaften Charakter an? Hier sind wir so gut wie ganz auf unser subjektives Urteil angewiesen, auf unser Gefühl. Und ist das sanguinische Temperament etwa normaler als das phlegmatische, die friedfertige Gemütsart abnorm im Gegensatz zur streitsüchtigen? Die Frage stellen heißt die Unmöglichkeit ihrer Beantwortung erkennen. Die Extreme nimmt jeder wahr, aber wo liegt die mittlere Linie?

Eine wichtige Stütze in der Abgrenzung des Pathologischen vom Normalen ist in der Experimentalpsychologie gegeben. Die experimentelle Beobachtung unterscheidet sich von der gewöhnlichen dadurch, daß sie sich nicht mit der Verwertung zufälliger Eindrücke begnügt, sondern Versuche anstellt, an sich und anderen. Damit gewinnt sie den Vorteil, daß sie die Bedingungen selber auswählen, kontrollieren und beliebig ändern kann, ähnlich wie es der Physiker und Chemiker, wie es der Experimentator überhaupt macht. So untersucht sie z. B. die Empfänglichkeit für Gesichts- und Gehörswahrnehmungen, für Farben und Töne; sie prüft, zum Teil mit Hilfe komplizierter Apparate, die Bedingungen und die Geschwindigkeit der Vorstellungsverknüpfung, die Aufmerksamkeit, den Umfang und die Zuverlässigkeit des Gedächtnisses, die Beeinflußbarkeit, die verschiedenen Typen der Auffassung

(durch Ohr, Auge und Tastsinn) — und das alles sowohl unter normalen Verhältnissen wie unter nicht normalen, also etwa unter dem Einfluß der Ermüdung, des Alkohols, der Schmerzen, bestimmter Geistesstörungen. Daran reiht sie die Untersuchung der Beziehungen zwischen Körper und Geist, z. B. des Verhältnisses der Sinnesfunktionen zur Verstandesfähigkeit oder der Schädelgröße zur Lernfähigkeit. Auch in den Schulen werden neuerdings solche Versuche im kleinen und großen angestellt, ja es hat sich auf diese Weise ein neuer Wissenszweig, die Experimentalpädagogik[1]), herausgebildet.

Wir verdanken der Experimentalpsychologie manchen wissenschaftlichen Fortschritt, aber die Kenntnis des ganzen Menschen vermag sie uns nicht zu geben. Sie erschöpft sich wesentlich in der Erforschung einzelner und einfacher psychischer Erscheinungen, dabei fast ausschließlich solcher der intellektuellen Sphäre, das Gefühls- und Willensleben bleibt ihr aber zum größten Teil verschlossen. Gefühl aber und Willen sind die eigentlichen Persönlichkeitsbildner, sie formen den Charakter, den Kern des Individuums. Gesetzt indessen selbst, sie füllte auch diese Lücke aus und legte die Gefühls- und Willenselemente bloß: die Synthese zur Einheit gelänge ihr darum doch nicht. Immer noch fehlte das geistige Band, das die Erscheinungen zusammenschlösse. Die Seele ist kein Haufen isolierter Bestandteile, noch einfach deren Summe, so wenig wie der Kölner Dom die Summe seiner Bausteine ist. Ein neues, eigenartiges Gebilde stellt sie dar: Form ist alles, Stoff ist nichts. Die alte aristotelische Weisheit! Diesen Menschen aber, den lebendigen, mit seinem Haß und seiner Liebe, mit seinem Fürchten, seinem Hoffen, den Menschen, wie er uns leibhaftig entgegentritt, den lehrt uns das Experiment nicht kennen. Individuum est ineffabile, das Individuum ist undefinierbar, sagten die Scholastiker.

In der Auffassung der Gesamtpersönlichkeit und ihrer Zugehörigkeit ins Gebiet des nicht Normalen sind wir demnach jetzt noch auf das Urteil angewiesen, welches sich aus dem Vergleich zwischen einem Gesunden und einem zweifellos Geisteskranken ergibt. Denn die Kenntnis der groben Abweichungen vom Durchschnitt vermittelt auch die der feineren und deckt die Verwandtschaft und den gemeinsamen Ursprung beider auf. Drum wird der Irrenarzt, der Hunderte und Aberhunderte geistig nicht normaler Menschen in allen Gradabstufungen kennen und beobachten gelernt hat, wohl

---

[1]) W. A. Lay, Experimentelle Pädagogik. Leipzig 1908. B. G. Teubner. E. Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik. II. Auflage. Leipzig 1912. Engelmann.

der Berufenste sein zu der Entscheidung, ob jemand noch diesseits oder schon jenseits der verhängnisvollen Grenze steht. Aber gern soll zugestanden werden, daß der Laie ebenfalls nicht blind durch die Welt geht und oft auch die leichteren Abwegigkeiten herausfindet und als unnatürlich erkennt. Er hält sogar ein kleines Sprachlexikon für die Halbkranken bereit: mit dem ist es nicht richtig im Kopf, der ist ein Narr, spleenig, wunderlich, verschroben, hat einen Sparren, ist hysterisch, nervös, beschränkt und vieles andere mehr. Ja, in gewissem Sinne sind krank und gesund konventionelle Begriffe, abhängig von der Mode. Frühere Zeiten waren gegen Sonderlinge und Originale duldsamer, man lachte über sie und ließ sie laufen. Wer wußte damals etwas von Psychopathie und Minderwertigkeit! Heute hat sich das Urteil verschärft. Vielleicht rührt die größere Strenge daher, daß heute die nur halb Leistungsfähigen im Getriebe der modernen Welt störender empfunden werden. Dem Irrenarzt fällt es durchaus nicht ein, überall Geisteskrankheit zu diagnostizieren oder gar seine Irrenanstalten zu füllen. Aber das freilich möchte er wünschen, daß diese Halbkranken auch nach ihrer Sonderart erkannt, beurteilt und vor allem behandelt, nicht jedoch mit den Gesunden ohne weiteres in einen Topf getan werden, wie es noch so vielfach geschieht.

Gehen wir nun zur Charakteristik der anomalen Persönlichkeiten über. Ihre Eigenart glaubt man vielfach mit dem Ausdruck Disharmonie am besten kennzeichnen zu können. Das normale Seelenleben, so sagt man, stimme harmonisch in sich selbst zusammen und baue sich in allen Höhen und Tiefen gleichmäßig aus, während diese Ebenmäßigkeit dem krankhaft gearteten fehle. Die Franzosen nennen die psychopathischen Persönlichkeiten geradezu Instables oder Desequilibrierte, d. h. Menschen, die das Gleichgewicht nicht halten können. Zweifellos wohnt diesen Ausdrücken Anschaulichkeit inne. Sie sind übernommen aus der Mechanik und den anderen Wissenschaften, die durch Zählen und Messen eine Proportionslehre ermöglichen, aus der Musik, der Baukunst, der Plastik, auch der Anatomie. Auf geistigem Gebiet läßt sich von Harmonie und Disharmonie natürlich nur im übertragenen Sinne sprechen, und damit sind wir wieder der Willkür überliefert. Denn wie sollte es angehen, das gegenseitige Verhältnis von Verstand, Gefühl und Willen in einer rechnerischen Formel auszudrücken? Wie müßten z. B. das Gefühl oder seine einzelnen Komponenten beschaffen sein, um harmonisch zur Urteilskraft zu stimmen? Und eignet sich zur Gemütstiefe besser ein energischer

oder ein weicher Wille? Also nur symbolisch ist die Proportionslehre auf das geistige Gebiet übertragbar: Harmonie die edle Abgeklärtheit des Verstandes und Charakters, das schöne Maßhalten, — Disharmonie Sprunghaftigkeit, überhitzte Leidenschaft, ungezügeltes Trieb- und Willensleben, Mangel an Folgerichtigkeit im Denken und Handeln. Die menschlichen Tugenden vertragen nur ein gewisses Mittelmaß: darüber hinaus gesteigert werden sie zu Untugenden — Mitleid zur Schwäche, Mut zur Tollkühnheit, Kraft zur Brutalität, Heiterkeit zum Leichtsinn, Ernst zur Herbheit.

Auch darf man nicht vergessen: seine Disharmonien hat jeder Mensch, und nicht bloß im Herzen, nein auch im Kopf, im Wissen und Können. Goethe, das „Universalgenie", hat es in der Malerei trotz redlichsten Bemühens nicht über mäßige Ansätze gebracht, und von der Mathematik verstand er gar nichts. Kant erklärte die Musik für ein aufdringliches Geräusch, und unzählige empfinden geradeso. Die einen leisten nichts in fremden Sprachen, den andern fehlt der Sinn für Naturwissenschaften, der Stubengelehrte steht dem praktischen Leben hilflos gegenüber und der Self-made-man lacht über die ganze Philosophie. Ja, fast sieht es aus, als sei der Mensch nur zur Einseitigkeit geboren, und er mag froh sein, wenn er überhaupt ein Steckenpferd besitzt, das er reiten kann, Allgemeinbildung ist eine seltene Münze. Was aber die Harmonie der Charaktereigenschaften betrifft, ja, wie oft findet sie sich? Die schärfsten Widersprüche haben im menschlichen Herzen nebeneinander Raum, und was wir Heuchelei nennen, rührt oft nur von jener Wandelbarkeit der Stimmung her, die heute verbrennt, was sie gestern angebetet. Leute mit lebhafter Eindrucksempfänglichkeit werden leicht unehrlich scheinen. Und vollends die Kinder mit ihrer Unreife und Unausgeglichenheit! Ein harmonisch veranlagter ABC-Schütze, man denke! Das Disharmonische gehört gerade hinein in das Wesen des Kindes, während uns ruhige Besonnenheit, weise Überlegung, gedämpftes Temperament als unnatürlich an ihm abstößt.

Fassen wir zusammen: wohl scheint ein gewisses Ebenmaß das Fundament geistiger Gesundheit zu sein — was allzusehr hervorspringt, stört — und Maßlosigkeit auf der einen bei Mangel auf der anderen Seite bildet allerdings den Grundzug im Charakter vieler Psychopathen und Geisteskranken. Aber ein Abweichen von der mittleren Gleichgewichtslage fehlt auch dem Gesunden nicht.

Noch ein anderer Weg tut sich auf, die Wesensart gesunden und kranken Geisteslebens mit kurzem Wort zu charakterisieren. Psychische Tätigkeit ist gebunden an das Nervensystem, bei höheren

Lebewesen an das Gehirn. Normal funktioniert ein Organ dann, wenn es seinem Zweck entspricht. Zweck des Gehirnes ist, dem Gesamtorganismus die Einpassung in die Umwelt zu ermöglichen. Der Mensch steht in der Welt nicht einsam da, er wirkt auf sie, sie wirkt auf ihn. Sich fügen und sich wehren, das sind die beiden Aufgaben jedes echten Menschenlebens: geistig gesund sein heißt fürs Leben brauchbar sein. Untauglichkeit ist Krankheit.

Zweifellos gewährt uns die Lebensbrauchbarkeit den besten Maßstab zur Beurteilung eines Menschen. „Die Natur formt kein Geschöpf, ohne ihm zugleich die Kraft einzupflanzen, deren es zu seiner Tätigkeit und Dauer bedarf“ (Carlyle). Das gilt für das Körperliche wie für das Geistige. Zeige, was du kannst, dann zeigst du, was du bist; auf deine Taten kommt es an und nicht auf deine Worte.

Auch die Jugend führt ihren Kampf ums Dasein, sieht sich vor Aufgaben gestellt und muß ihren Platz behaupten. Das Kind lebt aber, mehr als der Erwachsene, nicht für die Gegenwart allein, es lebt auch für die Zukunft, wenigstens in seinen Zielen. Es wird erzogen und erzieht sich selber; die Früchte sollen spätere Zeiten ernten.

Von dem gesunden Kinde erwarten wir, daß es leistet, was der jeweiligen Altersstufe entspricht. Was ihr entspricht, das bemüht sich, wenigstens für die ersten Lebensmonate und -jahre, ein besonderer Zweig der Wissenschaft, die Psychologie des Kindes, herauszufinden. Später offenbart die Schule, der Jugend eigentliches Berufsfeld, am bequemsten die Schwächen und Stärken. Die Schule ist dem Verstand der Durchschnittsbegabten angepaßt. Erreicht deshalb ein Kind sein Pensum nicht, dauernd nicht, ohne daß die Schuld an äußeren Lebensverhältnissen, etwa an häuslichen Mißständen oder an ungeeigneten Lehrmethoden liegt, dann muß die Ursache in ihm selber stecken, und sind „normale“ Faulheit oder körperliche Gebrechen auszuschließen, so bleibt nur eine Erklärung möglich: geistige Störung oder Beschränktheit.

Auf intellektuellem Gebiet macht also die Aufdeckung des Sachverhaltes keine großen Schwierigkeiten; es gehört eigentlich nur dazu, daß man an die Möglichkeit der Geistesschwäche denkt. Aber das Kind ist nicht bloß Wissens- und Verstandesmensch, sondern in erster Linie Gefühls-, Trieb- und Willenswesen. Und da entschließen sich Erzieher, berufene und unberufene, viel weniger leicht, dem Arzt zu folgen, wenn er auch die Abweichungen in der Gemüts- und Willensbildung auf krankhafte Ursachen zurückführt. Hier steht das Vorurteil entgegen, daß der Verstand von

Natur aus gegeben ist, während der Charakter des Menschen eigenes Werk vorstellt. Aber dieser Gegensatz existiert nicht, mindestens nicht in solcher Schärfe, denn auch der Willensentwicklung sind Schranken gesetzt so gut wie der des Verstandes. Wir werden uns später mit dieser wichtigen Frage noch näher beschäftigen.

Ich wiederhole also: daß ein Geschöpf normal geartet ist, zeigt es durch die Fähigkeit, seiner Lebensbestimmung zu genügen. Der Tauglichkeitsbegriff hat in der ganzen organischen Welt seine tiefe Begründung. Der Mensch macht keine Ausnahme. Und das Kind beweist seine Tauglichkeit dadurch, daß es — halbwegs zweckmäßige äußere Bedingungen vorausgesetzt — nicht nur seinen Gegenwartsaufgaben gewachsen ist, sondern daß es gleichzeitig erzogen werden kann, erzogen zu einem vernunft- und willensbegabten Wesen. Macht die Erziehung erhebliche Schwierigkeiten oder verlangt sie außergewöhnliche Mittel, so darf man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Kind geistig nicht normal geartet ist.

Natürlich wird sich in der Praxis die Entscheidung, ob normal oder anomal, nicht allein auf den Erfolg oder Mißerfolg der Bildungsversuche stützen. Das hieße alles auf eine Karte setzen. Die ärztliche Untersuchung und Beobachtung des Kindes kann niemals entbehrt werden. Aber gerade in den zweifelhaften Fällen kommt der Untersucher ohne Kenntnis des Vorlebens seines kleinen Klienten nicht aus. Und es sind gewöhnlich erst die Erziehungsnöte, die in den Eltern und Lehrern den Verdacht erwecken, mit dem Kinde müsse etwas nicht in Ordnung sein: es lernt schlecht, begreift schwer, ist zerfahren oder gleichgültig, fügt sich nicht ordentlich, hat allerhand Manieren und Eigenheiten an sich, entwickelt sich überhaupt viel anders wie seine Geschwister, die doch in derselben Umgebung von denselben Personen in derselben Weise großgezogen worden sind. So etwas muß den Erziehern schließlich unverständlich erscheinen. Und nun wird der Arzt geholt und sieht zu, ob sich hinter diesen pädagogischen Schwierigkeiten etwas verbirgt, was krankhaften Ursprungs ist. Er läßt die ganze Vorgeschichte des Kindes an sich Revue passieren — Abstammung, Erziehungseinflüsse, soziale Lage, etwaige überstandene Krankheiten, knüpft daran die Untersuchung, die körperliche und geistige, und ergänzt sie, wenn nötig, durch eine längere Beobachtung daheim oder in der Anstalt. So gelangt er schließlich zu einem Urteil, gegründet gewissermaßen auf das ganze Rüstzeug der Anthropologie. Natürlich klebt er dem „Fall" nicht bloß eine allgemeine Etikette an „krank — gesund, normal — nicht normal", sondern schreitet zur Spezialdiagnose vor: angeborener Schwach-

sinn (und welcher Art), Epilepsie, Hysterie, Zwangsneurose usw. Qui bene diagnoscit, bene medebitur — der gute Diagnostiker heilt gut. Wer wird hysterische Krämpfe behandeln wie epileptische, wer phantastisches Falschreden wie bewußte Lüge oder Ermüdungsunart wie „normale“ Ungezogenheit!

Auf all diesen Gebieten ist der Fachmann dem Laien überlegen. Erfahrung hat seinen Blick geschärft; er spürt das Pathologische auf in den Tiefen der Seele, wo es dem ungeschulten Auge entgeht, und weist andererseits scheinbar Krankem seine richtige Stelle an. Ursachen, Beziehungen und Zusammenhänge legt er bloß und verfolgt die Erscheinungen bis hinab auf ihren Urgrund. Der Nichtfachmann sieht bald zu viel und bald zu wenig. Zu viel sieht leicht der Halbgebildete, der in die Lehren der Psychopathologie ein wenig hineingeblickt hat und nun Einzelerfahrungen unzulässig verallgemeinert. Er wittert Pathologisches, wo gar nichts ist. Alles erregt sein Bedenken: warum lügt der Knabe, warum treibt er sich umher, warum lernt er nichts? Statt sich zunächst an die einfachste Erklärung zu halten: weil er schlecht erzogen, verwahrlost und faul ist, sucht er krankhafte Verkehrtheiten dahinter. Das Ungewöhnliche besitzt ja einen eigenen Reiz, und wer führt nicht gern sein bißchen Gelehrsamkeit spazieren? Diese Diagnostiker gleichen manchem jungen Arztanfänger, der stets viel mehr „interessante Fälle“ auf Lager hat als der alte erfahrene Praktikus. Schon Koch, dem wir die Kenntnis der psychopathischen Minderwertigkeiten recht eigentlich verdanken, hat vor solchem unkritischen Übereifer gewarnt, — man solle geistige Anomalien nicht allenthalben wittern und keinen Sport aus der Sache machen! Nicht der Fachmann ist gefährlich, auch nicht der völlig Ahnungslose, sondern der Halbkluge, der sein Wissen überschätzt. In dem Staate Illinois steht oder stand das Recht der Aufnahme in die Irrenanstalt einer „unbefangenen Laienkommission“ zu. Die Menschheit sollte durch sie vor den Klauen der Psychiater, die überall Verrücktheit vermuten, geschützt werden. Und wie ist es gekommen? In einem einzigen Jahre wurden in einer einzigen Anstalt nicht weniger als neunzehn Gesunde aufgenommen, die die bevormundungsbedürftigen Irrenärzte wieder weggeschickt haben. Mangel an Sachkenntnis erzeugt Terrorismus. „Der gnädigste von allen Richtern ist der Kenner“, heißt es irgendwo bei Schiller.

Sehen die Halbwisser zu viel, so die Nichtswisser zu wenig. Sie meinen, ob einer krank oder gesund sei, das könne man ihm schon sozusagen am Gesicht ablesen. Aber wie es in der gesamten Psychiatrie kein Symptom gibt, das sich nicht, und sei es nur

keimhaft, auch im gesunden Geistesleben fände, so schließt wiederum Geisteskrankheit das Vorkommen normalpsychologischer Eigenschaften nicht aus. Warum soll z. B. ein schwachsinniger Junge nicht ungezogen sein können? Wenn wir trotzdem zögern, ihn wie einen gesunden unartigen Bengel zu behandeln, so geschieht das einmal deshalb, weil die Strafe ihm bei seiner krankhaften Eigenart höchstwahrscheinlich nichts helfen würde, und zweitens weil wir in der Tat niemals genau sagen können, ob und inwieweit der kleine Sünder für sein Tun und Lassen verantwortlich gemacht werden darf. Wir strafen ja auch den halluzinierenden Wahnkranken nicht, wenn er in der Erregung Tisch und Stuhl zertrümmert, so wenig wie den Paralytiker, der sein Bett verunreinigt hat. Ob in dem einen Falle der Täter weiß, was er tut, und in dem andern Falle nicht, das bleibt sich gleich; auch der Gestörte, der mit vollem Vorbedacht seinen vermeintlichen Verfolger niederschießt, handelt nach Plan und Absicht. Ebensowenig macht die Reue, die der Knabe vielleicht nachher empfindet, etwas aus; selbst die melancholische Frau, die ihr Kind mit Überlegung getötet, fühlt oftmals nach der Tat die heftigsten Gewissensbisse. Alle unsere Handlungen gehen aus bestimmten Ursachen hervor, diese sind wieder Wirkungen anderer Ursachen, und so weiter, immer weiter bis hinab in die verborgensten Schluchten des Bewußtseins, bis hinab auf den Kern der Persönlichkeit. Das Seelenleben ist, um es noch einmal zu sagen, nicht ein lockeres Gefüge aneinandergereihter Elemente, sondern eine geschlossene Einheit — ein Schlag schlägt tausend Verbindungen, und entweder ist der Mensch als ein Ganzes krank oder er ist überhaupt nicht krank. Der Laie nimmt nur die einzelne Erscheinung wahr, in unserem Beispiel die „Ungezogenheit" des kleinen Schwachsinnigen, und weil diese Ungezogenheit nicht anders aussieht als beim normal gearteten Kinde, so vermutet er auch die gleichen Ursachen und macht keine Unterschiede zwischen beiden. Das ist so, als wenn er einen angstgepeinigten Melancholiker für gesund erklären wollte, weil seine Angst der des gesunden Menschen bis aufs Kleinste gleicht. Das Symptom an sich besagt noch gar nichts, eingereiht erst in den Zusammenhang der anderen Symptome bekommt es seine Bedeutung.

Geistige Anomalien sind viel verbreiteter als die eigentlichen Geisteskrankheiten. Ungezählte Scharen Halbschwachsinniger, Nervöser und Psychopathen gehen durch das Leben, Junge und Alte, Reiche und Arme, Hohe und Niedere. Die meisten haben keinen Arg über die Natur ihres eigenen Wesens, betrachten sich als gesund, fühlen sich zufrieden und würden erstaunt und ent-

rüstet sein, wollte jemand an ihrer geistigen Normalität auch nur den leisesten Zweifel hegen. Andere empfinden deutlich oder undeutlich, daß sie nicht sind wie ihre Mitmenschen, fühlen den Widerstreit in ihrer Brust, wenngleich auch sie den Gedanken an Psychopathisches weit von sich weisen. Und manche leiden schwer und bitter. Verkennung ist ihr Los — verlacht, lieblos behandelt schlagen sie sich durch die Welt, und der Sturm des Lebens fegt über sie dahin, seine Opfer fordernd. Tausende werden als Kinder schon mißhandelt, und keine Hand streckt gütig sich nach ihnen aus. Ihre Eigenheiten machen sie oft wenig liebenswert, und drum steht selten ein Verteidiger zu ihren Gunsten auf. Worte geben nicht nur Dinge und Begriffe wieder, sondern auch Werturteile. Es ist dasselbe und doch nicht dasselbe, ob ich einen Menschen unbegabt oder geistig beschränkt nenne, ob ich von kleinen Wunderlichkeiten oder von psychopathischen Symptomen spreche. Und darum tut es doppelt not, daß wir die ans Krankhafte streifenden Zustände kennen und richtig beurteilen lernen. Wenn wir — mit Recht — den Geisteskranken bedauern, haben wir nicht manchmal mehr noch Grund, dem Halbkranken unser Mitleid zuzuwenden? Denn jener findet Schutz und Hilfe, und keine Schande trifft ihn und die Familie, wenn er gegen Sitte und Gesetz verstößt. Wie viele aber jener anderen gehen unverstanden durch das Leben, die Schicksalslast wie eine schwere Kette nach sich schleppend, ohne Heim und ohne Freundschaft! Die Gefängnisse sind voll von ihnen, die Armen- und Korrektionshäuser, die Trinkerheime, die Fürsorgeanstalten und Zwangserziehungsinstitute.

Anlage, Vererbung und Entartung.

Der Mensch ist das Produkt seiner angeborenen Anlage und der Einflüsse, die auf ihn wirken. Der geistige Inhalt stammt aus der Umwelt, die Form, in die er geprägt wird, aus dem Menschen selbst. Die Mischung beider, das Angeborene und das Erworbene, bildet die Individualität.

Der pflanzliche und tierische Organismus ist kein Gattungs-, sondern ein Einzelwesen. Individualisierung geht durch die ganze Natur, und der Mensch macht keine Ausnahme. Er trägt zwar wie alle Lebewesen die Merkmale seiner Abstammung an sich, kommt aber als Sonderfall zur Welt, neu und einzigartig. Die Menschen sind nicht gleichgeboren, weder körperlich noch geistig. Drum gehen aus gleichen äußeren Lebensbedingungen auch nicht gleiche Persönlichkeiten hervor. Ein Blick auf jede kinderreiche

Familie lehrt, wie wenig dieselbe Umgebung und dieselbe Erziehung die Individuen gleichzugestalten vermag. Der Mensch will Schablone, doch Mutter Natur weiß besser, was ihr frommt. Denn nur aus geistiger Vielseitigkeit erwächst der Fortschritt der Kultur.

Das Wesen der angeborenen Anlage kennen wir nicht. Wir sehen nur, wie die Individualisierung zum Ausdruck kommt: anatomisch im inneren und äußeren Körperbau, physiologisch und psychologisch in der Art der Reaktion auf Reize. Denn wie das Einzelwesen die Eindrücke der Umwelt aufnimmt, verarbeitet und in Handlung umsetzt, mit anderen Worten, wie es sich der Umgebung anpaßt und in Beziehung zu ihr tritt, das macht sein Ureigenstes aus, seine Individualität und zugleich — seine Lebenszukunft.

Wohl stellt die Seele des Neugeborenen eine leere Tafel dar, leer an Inhalt, doch nicht an innerer Bestimmtheit: ihre Form ist von Anbeginn geprägt. Jedweder Reiz, der einen Menschen trifft, stößt auf eine schon bestehende Organisation. Alle Triebe und Begabungen sind im Individuum vorhanden, bevor es noch den ersten Atemzug getan. Freilich — und das ist die nötige Ergänzung — keimhaft nur, denn erst die Impulse, die von außen kommen, wecken die schlummernden Kräfte und gestalten sie zu Eigenschaften weiter aus. So hängt das Geistesleben von zwei Faktoren ab, einem inneren und einem äußeren: was nicht im Innern drin steckt, das bringt die trefflichste Erziehung nicht heraus; jedoch damit es herauskomme, muß der Mensch erzogen werden.

Erziehung also, sei es die zufällige durchs Leben, sei es die zielbewußte durch Menschenhand, holt das Verborgene ans Licht und hat doch ihre unabänderlichen Grenzen. Eigenschaften lassen sich entwickeln, aber niemals geben: wo des Kindes Wille mitarbeitend nicht dem Lehrenden entgegenkommt, pflanzt dieser niemals sittliche Gefühle ein. Lessing sagt: „Die Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht aus sich selbst haben könnte; sie gibt ihm das, was er aus sich selbst haben könnte, nur geschwinder und leichter.“ Drum ist die tüchtigste Erziehung die, die jedem Zögling eine seiner Eigenart gemäße Bildung verleiht, damit er nicht die Kraft vergeude an Aufgaben, die ihm nicht liegen, und darüber die Entfaltung seiner wahren Naturanlagen vernachlässige.

So gewinnen wir die richtige Stellung zu Schopenhauers vielberufener Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters. Daß der Charakter ohne jede Wandlung bleibe, ist selbstverständlich

falsch und auch von Schopenhauer nicht gemeint. Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen. Jedoch im Veränderlichen beharrt ein Kern, der unzerstörbar ist, die Individualität und ihre Basis, das Temperament. Der Untergrund bleibt, so viele Strömungen auch über ihn hinfluten. Die angeborenen geistigen Richtlinien sind stärker als die anerzogenen, sie brechen immer wieder durch die Tünche des Erworbenen hindurch.

Angeborenes und Anerzogenes stehen in beständiger Wechselwirkung, und eines trägt das andere. Drum ist es auch unmöglich, im Einzelfall das Maß des Einflusses auf beiden Seiten zu berechnen. Ein Kind neigt zur Unwahrhaftigkeit — zwei Möglichkeiten liegen vor: der Keim des Fehlers steckt von vornherein im Kinde drin oder ist durch schlechtes Vorbild ihm erst später eingeimpft. Oder beide Schuldanteile summieren sich. Wer will entscheiden?

„Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“ Jeder Organismus und wiederum jedes Organ trägt das Gesetz seines Wachstums in sich, und die Entwicklung hört nicht mit den Jugendjahren auf, sondern setzt sich, wenn auch in ruhigerem Zeitmaß, während eines ganzen Lebens fort, immer neue Blüten treibend. Mit der Geschlechtsreife wachen bis dahin kaum gekannte, leise nur geahnte Gedankenkreise und Gefühle auf. Nicht äußerer Anstoß, sondern immanente Kraft hat sie emporgehoben aus der Tiefe. So können Eigenschaften viele Jahre im Keime schlummernd verharren bis zum Mannes- und selbst bis zum Greisenalter, und ist dann ihre Zeit gekommen, so treten sie ans Tageslicht. Das sind die Gewalten innerer Entwicklungstendenzen, die sich aufwärts drängen, drängen müssen, unabhängig von äußeren Einflüssen des Lebens. Dies zu erkennen, ist von ungemeiner Wichtigkeit, viele Vorgänge rücken dadurch in ein neues Licht, „unbegreifliche“ Wandlungen im Menschen finden ihre natürliche Erklärung und der Ursprung manchen krankhaften Prozesses dünkt uns nicht mehr ganz so rätselhaft.

Gewöhnlich ruht auch die Anlage zur Geistesstörung schon von Anbeginn des Lebens in dem Organismus und wartet nur der Zeit, da sie zum Ausbruch kommen wird, so gut wie es bei manchen körperlichen Krankheiten der Fall ist, bei der Gicht, der Zuckerruhr, der Fettleibigkeit und mit gewisser Einschränkung bei der Tuberkulose. Man darf dann nicht den Fehler begehen, äußeren Verhältnissen die Schuld zuzuschieben, wie es so oft geschieht, — die geben nicht mehr als den letzten Stoß, der nur den Stein zum Rollen bringt, und manchmal nicht einmal das. Im einzelnen Falle freilich ist es schwer, das Angeborene und das Erworbene

nicht miteinander zu vermengen: wir sehen nur die Wirkung, nicht die Ursache! Wenn z. B. der Nachkomme Neigungen und Abneigungen zeigt, die auch dem Vater oder der Mutter eigentümlich sind, so kann das Nachahmung sein, bewußte oder unbewußte, aber auch eine gleichgeartete, durch Vererbung überkommene Gefühls- und Gedankenrichtung. Manchmal stellt sich die geistige Ähnlichkeit erst nach dem Tode der Eltern ein, und dann herrschen durchsichtige Verhältnisse.

Damit sind wir zu dem Problem der Vererbung gelangt. Unter Vererbung verstehen wir die Übertragung körperlicher und geistiger, gesunder und krankhafter Eigenschaften der Vorfahren, vor allem der Eltern, auf die Nachkommen. Die Vererbungserscheinungen können schon bei der Geburt oder doch sehr frühzeitig zutage treten. So ist es z. B. bei ererbten Mißbildungen, bei der Farbenblindheit, der Bluterkrankheit (der Neigung zu schweren Blutungen auch aus oberflächlichen Verletzungen) und so bei jenen körperlich-geistigen Anomalien, die wir als Entartungsprodukte kennen lernen werden. Es können aber auch (und das ist das Häufigere) die ererbten Potenzen als Anlagen oder Dispositionen jahrelang verborgen bleiben, um dann erst zum Vorschein zu kommen.

Angeborene Eigenschaften sind nicht ohne weiteres ererbt. Angeboren ist das, was der Mensch auf die Welt mitbringt, ererbt das, was ihm durch den Zeugungsakt, d. h. durch die Verschmelzung der beiden Keimzellen, der männlichen Samen- und der weiblichen Eizelle, zuteil wird. Unmittelbar nach der Zeugung ist die ererbte Anlage fertiggestellt, und Vater und Mutter haben gleichen Anteil an ihr. Nun kann die befruchtete Keimzelle während der Zeit, wo sie im mütterlichen Schoß zum lebensfähigen Organismus ausreift, von einer Schädigung betroffen werden. Dann kommt das Kind ebenfalls krank oder minderwertig zur Welt, und wir haben eine zwar angeborene, aber doch nicht ererbte Störung vor uns. Deutlich wird dieses Verhältnis z. B. bei der Wirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft: entweder nämlich war die väterliche oder mütterliche Keimzelle bereits vor der Zeugung durch den Alkohol entartet (echte Vererbung), oder es schädigt erst nach der Zeugung die schwangere Mutter durch Trunksucht den Embryo, indem sie ihn mit ihrem alkoholhaltigen Ernährungsblut vergiftet.

Die Vererbungsfrage liegt sehr verwickelt. Das Kind ist ja nicht bloß Produkt seiner Eltern, sondern einer langen Ahnenreihe. Der Mensch hat in seiner achten Generation schon 256,

in der sechzehnten 35136 direkte Vorfahren, wovon freilich der „Ahnenverlust" abzuziehen ist, und jeder der Aszendenten hat seinen kleinen und sei es noch so bescheidenen Anteil an der Beschaffenheit des Nachkommen. Von dem Umstande nun, welche der Keimkörperchen (der sogenannten Determinanten), die wir uns als die materiellen Träger der Vererbungsanlagen in der Keimzelle denken müssen, sich bei der Übertragung behaupten und welche ausscheiden, hängen die verschiedenen Zufälle der Vererbung ab, und bei der Riesenzahl der Körperchen, die sich auf Millionen und Milliarden belaufen mag, ergibt sich eine ungeheure Variationsmöglichkeit. Natürlich haben die Determinanten unserer Ur-Ur-Ahnen nicht dieselbe Bedeutung zu unserem Werdeprozeß wie die unserer Großväter und Väter, und praktisch kommt vielleicht nur noch die dritte oder vierte Generation bei der Vererbungsfrage in Betracht. Wie hartnäckig sich aber manche Familieneigentümlichkeiten erhalten, dafür liefern die Bourbonische Nase und die Habsburgische Unterlippe historische Beispiele. Und daß sich Eigenschaften von Großeltern und Urgroßeltern auf Enkel und Urenkel, mit Überspringung der dazwischen liegenden Familienglieder, vererben können, weiß jedermann.

Nicht alle Kinder bekommen das gleiche Erbteil auf ihren Lebensweg mit. Das eine zieht eine Niete und das andere ein Gewinnlos. In kranken Familien finden sich ebensowohl gesunde Kinder wie in gesunden kranke. Es kommt sozusagen auf den bösen oder guten Zufall an, ob sich die schädigenden Determinanten in den neuen Keim mit eingeschlichen haben oder nicht. Auch können sich — eine wichtige Tatsache — Familien, die von vererbbaren Leiden heimgesucht sind, durch Auffrischung des kranken Blutes mit gesundem regenerieren, und dieser Vorgang gehört keineswegs zu den Seltenheiten, denn sonst wäre bei der enormen Verbreitung erblicher Leiden die ganze Welt längst ein großes Kranken- und Irrenhaus geworden. Degeneration und Regeneration halten sich also die Wage, und die Menschheit mag ruhig sein: sie geht noch nicht zugrunde! Am ungünstigsten stellt sich natürlich die Doppelbelastung, d. h. jener Fall, wo beide Eltern, Vater und Mutter, den verderblichen Keim in sich bergen und ihn auf ihre Kinder übertragen können.

Die Gattungs- und Rassenmerkmale erben sich leichter fort als die Familien-, und diese wieder als die Individualeigenschaften. Es fragt sich überhaupt, ob und wie weit Eigenschaften, die der einzelne im Lauf des Lebens erwirbt, übertragbar sind. Über keinen Punkt des Vererbungsproblems ist so viel gestritten worden wie über diesen, dessen Tragweite ja auch ohne

weiteres einleuchtet. Die Mehrzahl der Forscher neigt gegenwärtig zu der Annahme, daß sich nur solche erworbenen Eigenschaften vererben, die nicht bloß die Körperzellen, sondern auch die (biologisch ganz von jenen zu trennenden) Keim- oder Fortpflanzungszellen (Ei- und Samenzelle) verändern. Verletzungen z. B. übertragen sich niemals auf die Nachkommenschaft: man kann ganzen Generationen von Mäusen die Schwänze abschneiden — die Jungen kommen immer wieder geschwänzt zur Welt, weil die Operation die Keimzellen unberührt läßt. Chinesinnen, die nach Jahrhunderte alter Sitte ihre Füße verkrüppeln, gebären stets Kinder mit normal gebildeten Füßen, — aus dem gleichen Grunde.

Leider nur wissen wir wenig davon, was denn auf die Keimzellen in irgendeiner Richtung, in guter oder schlechter, Einfluß hat. Sind wir fähig, körperliche und geistige Vorzüge, die wir uns durch lange Übung angeeignet, unsern Nachkommen als Geschenk zu übermachen, sei es auch nur in Form erleichterter Möglichkeit, später selbst diese Vorzüge zu erwerben? Leider ist die Wahrscheinlichkeit nicht sehr groß. Dafür sollten wir wenigstens an unserem Teil verhüten, daß unsere Kinder und Kindeskinder an den Folgen unserer Leichtfertigkeit zu tragen haben. Wir kennen ein Gift, das mit Sicherheit auf die Keimzellen übergeht, und das ist der Alkohol. Die Nachkommen Trunksüchtiger entarten, wie schon das Tierexperiment lehrt. Prof. Laitinen in Helsingfors gab Meerschweinchen geringe Alkoholmengen (0,1 g auf ein Kilogramm Tiergewicht): 37 Prozent der Jungen, die von diesen alkoholisierten Tieren abstammten, wurden totgeboren, gegenüber 22 Prozent von alkoholfreien Eltern. Auch entwickelten sich die Jungen der Alkoholtiere schlechter als die der alkoholfreien, indem sie in 110 Tagen durchschnittlich um 473 g zunahmen, diese dagegen um 605. Demme in Bern verglich die Nachkommen aus zehn Trinkerfamilien mit denen aus zehn mäßig lebenden. Von den ersteren, 57 an der Zahl, starben 25 frühzeitig, 22 waren entartet, nur zehn blieben gesund; von den Kindern der mäßig lebenden Eheleute starben vorzeitig nur 5, 5 entarteten und 50 blieben gesund. Besonders fällt hier die hohe Sterblichkeitsziffer der Trinkerkinder auf, doch stimmt sie mit den Angaben anderer Autoren überein. Die Überlebenden sind meist schwächlich, klein, wenig widerstandsfähig gegen Krankheiten und liefern zu der Schar der Idioten und Epileptiker einen erschreckend hohen Beitrag. Bourneville, einer der besten Kenner des angeborenen Schwachsinns, gibt die Belastung durch Trunksucht der Eltern bei Idioten und Epileptikern auf 62 Prozent an. Ähnlich lauten die Ergebnisse anderer Statistiker. Allerdings darf man

dabei nicht vergessen, daß Alkoholisten, auch bevor sie sich dem Trunke ergeben, vielfach bereits zu den psychopathischen Naturen gehören, ja gerade durch ihre geringe geistige Widerstandsfähigkeit ans Trinken geraten. Es läßt sich daher schwer entscheiden, ob die Entartung der Nachkommenschaft nicht eher der Psychopathie als dem Alkohol zuzuschreiben ist.

Das syphilitische Gift geht wahrscheinlich nicht direkt auf die Keimzellen über, sondern infiziert den Embryo durch das mütterliche Blut. Der syphilitische Gatte steckt seine Frau an und diese das Kind, obwohl sie selbst äußere Zeichen der Krankheit vielleicht gar nicht aufzuweisen hat und sich für ganz gesund hält. In der Regel treten bei den Ehen frisch Syphilitischer zuerst Aborte oder Totgeburten auf, später, bei abnehmender Giftwirkung, werden zwar lebende, aber entartete Nachkommen erzeugt, und schließlich, wenn Jahre verstrichen sind, können gesunde Kinder zur Welt kommen. Können, nicht müssen! Erbsyphilitische Kinder erkranken bisweilen (wenngleich sehr selten) an der fortschreitenden Paralyse, selbst noch im zweiten oder dritten Jahrzehnt ihres Lebens, und gehen daran zugrunde.

Recht unklar liegen die Erblichkeitsverhältnisse bei den Kindern, die von armen, unter schlechten sozialen und hygienischen Verhältnissen lebenden Eltern abstammen. Es klingt zunächst sehr einleuchtend, daß alles, was die Konstitution der Zeugenden beeinträchtigt, auch die Keimzelle, aus der die Nachkommenschaft hervorgehen soll, schädigt. Aber es dürfte sich kaum beweisen lassen. Denn wenn Proletarierkinder körperlich hinter dem Durchschnitt der Kinder aus wohlhabenden Bevölkerungsschichten zurückbleiben, so besagt das natürlich noch nicht, daß ihr Lebenskeim minderwertiger beschaffen war. Die Schwächlichkeit läßt sich viel ungezwungener aus der Unterernährung und den schlechten sanitären Bedingungen erklären, denen die Mutter während der Schwangerschaft und späterhin das Kind selbst ausgesetzt ist. Und ob die niederen Volksklassen trotz ihrer ungünstigeren sozialen Lage auch geistig durchschnittlich schlechter begabt sind als die höheren? Ich glaube es nicht.

Wir kommen nunmehr zur Vererbung der geistigen Anomalien und Geisteskrankheiten. Was zunächst ihre Häufigkeit anlangt, so warten die Statistiken mit recht ungleichen Zahlen auf. Das hat aber seinen guten Grund. Es ist nämlich ein gewaltiger Unterschied, ob man die gesamte Belastung berücksichtigt, also die aus der ganzen Familie mit Einschluß der Seitenzweige, oder ob man sich auf die direkte Vererbung, d. h.

die von den Eltern auf das Kind, beschränkt. Wer den ersteren Weg wählt, wird unter den gesunden Menschen kaum viel weniger erblich Belastete finden, als unter den kranken. Anders die direkte Vererbung von Vater oder Mutter. Da stellt sich zweifellos heraus, daß die Geisteskranken viel stärker belastet sind als die Geistesgesunden — nach Diem[1]) acht- bis neunfach stärker, d. h. ein Kind, dessen Vater oder Mutter geisteskrank war, läuft achtmal mehr Gefahr, geistesgestört zu werden, als ein Abkömmling gesunder Eltern; und befand sich unter den Eltern ein Trinker oder ein geistig Minderwertiger, so lastet das Verhängnis auf dem Kinde immer noch doppelt so schwer. Freilich spricht hier auch die Form der Geistesstörung, an der der Aszendent gelitten hat, wesentlich mit: der Altersschwachsinn, die Geistesstörung nach Schlaganfall oder nach Verletzungen oder akuten Vergiftungen haben in puncto Vererbung nicht viel auf sich; andere, wie die Paralyse, sind schon bedenklicher, noch mehr aber das manisch-depressive (periodische oder zirkuläre) Irresein, die chronische Verrücktheit, die alkoholischen und epileptischen Entartungen, sowie der größte Teil der angeborenen Psychopathien und Degenerationszustände. Man darf also nicht einfach sagen: Vater oder Mutter ist im Irrenhause gestorben, also geht das Kind einer traurigen Zukunft entgegen.

Geisteskrankheiten vererben sich gleichartig oder — seltener — ungleichartig, d. h. sie treten bei dem Abkömmling unter demselben oder unter einem anderen Bilde auf wie bei dem Vorfahren. Gleichartige Vererbung ist die Regel bei den periodischen Geisteskrankheiten und der Frühverblödung, auch bei der chronischen Verrücktheit. Krankhafte Charaktereigenschaften gehen so wie sie sind auf das Kind über, oder aber (seltener) sie wachsen zu Geistesstörungen aus. Trinkerkinder werden oft schwachsinnig oder epileptisch oder in irgendeiner Weise geistig minderwertig. Die Minderwertigkeit führt dann häufig wieder zum Trunk, wobei das schlechte Beispiel natürlich auch seinen Anteil hat. Man kann aber nicht eigentlich sagen, daß sich die Trunksucht als solche vererbe. Dieser Satz gilt auch von der Vererbung verbrecherischer Neigungen. Es überträgt sich nicht ein geheimnisvoller „Hang zum Verbrechen“, sondern lediglich die geistige Inferiorität, die nun, wie in manchem anderen, auch in einem Mangel sittlichen Empfindens zum Ausdruck kommt. Das Kind gerät infolgedessen, ganz wie es bei den Eltern der Fall ist oder war, auf Abwege; ob es dann später zum Verbrecher heranreift, d. h. gegen die Gesetze verstößt, oder ob sich sein moralischer Defektzustand einfach in niedriger Denk- und Gesinnungsart bei

[1]) Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Bd. II. 1905.

äußerer Respektierung der Strafparagraphen kundgibt, das hängt von den Lebensumständen ab, unter denen es aufwächst.

Ebenso wird nicht der Selbstmordtrieb vererbt, etwa in Form einer angeborenen Neigung, sich das Leben zu nehmen, wohl aber vererbt sich eine trübe, fatalistische Gemütsverstimmung, die es dem Belasteten leicht macht, die Bürde des Daseins von sich zu werfen, — es vererbt sich derselbe Zug des Lebensüberdrusses, der seinerzeit dem Vater den Revolver in die Hand drückte, wobei denn die Macht der Nachahmung und der Gedanke, für ein solches Schicksal gleichsam prädestiniert zu sein, die Ausführung des Entschlusses erleichtern hilft.

Den Ruf besonderer Bedenklichkeit genießen die Verwandtenehen mit Berechtigung. Wo freilich die beiden Eheschließenden gesund sind an Leib und Seele, da besteht auch kein Grund, sich um das Wohl der zukünftigen Kinder Sorgen zu machen. Aber ob sie sich über ihre Körper- und Geistesbeschaffenheit nicht täuschen? In vielen, ja den meisten Familien fehlt es nach irgendeiner Seite, und diese psychischen oder physischen Regelwidrigkeiten, so lächerlich klein und unbedeutend sie erscheinen mögen, summieren sich in den aus der Verwandtenehe hervorgehenden Sprößlingen. Und dabei will es das Unglück, daß gerade psychopathische Naturen verhältnismäßig häufig innerhalb der Verwandtschaft heiraten, dank der gegenseitigen Anziehungskraft, die gleichgeartete Seelen zueinander führt, und dank der durch die Familienbeziehungen erleichterten Gelegenheit, sich kennen und lieben zu lernen.

Was wird aus den Kindern belasteter Familien? Ihr Schicksal kann sich nach drei Richtungen hin entscheiden:

1. der Nachkomme entwickelt sich normal und bleibt normal. Der Fall kommt häufiger vor, als es die Trostlosigkeit der modernen Erblichkeitslehre anzunehmen geneigt ist;

2. der Nachkomme entwickelt sich zunächst normal, wird aber später, oft erst als Erwachsener geisteskrank — Vererbung der Anlage, latente Vererbung;

3. der Nachkomme entwickelt sich von vornherein oder schon sehr bald nicht normal. Er wird ein geistig und oft auch körperlich minderwertiger Mensch, ein Entarteter oder Degenerierter. Nebenbei kann er auch vorübergehend oder dauernd geisteskrank werden, ist jedoch in dieser Beziehung kaum mehr gefährdet als der nicht Entartete.

Erbliche Belastung und erbliche Entartung sind also nicht dasselbe, die letztere vielmehr ein Spezialfall der ersteren. Man muß sich vor dem Fehler hüten, im Zweifelsfalle, etwa bei der

Begutachtung eines Angeklagten, zu sagen: der Mann ist erblich belastet, er stammt aus einer geisteskranken Familie, das spricht auch gegen seine geistige Gesundheit. Solche Urteile laufen auf falschem Wege: natürlich kann es so sein, oder — auch nicht! Möglichkeiten sind keine Beweise. Anders bei dem erblich Entarteten: der trägt bereits die körperlichen und geistigen Merkmale, die Stigmata, seiner Anomalität an sich, er ist krank oder doch halbkrank schon seit frühester Kindheit.

Entartung (als biologischer Begriff) bedeutet zunächst nichts weiter als Abartung, dauernde Abweichung vom Typus. Aber nicht jede Abweichung vom körperlich-geistigen Typ ist schlechtweg Entartung! Dort ist sie es nicht, wo dem Verlust auf der einen Seite ein Gewinn auf der anderen gegenübersteht. Der Kulturmensch, von dessen angeblicher Degeneration so gern gefabelt wird, ist nicht entartet, denn wenn er auch die Körperkraft und Sinnesschärfe seiner schwarzen und braunen Brüder nicht mehr besitzt, so gleicht er diesen Mangel doch durch seine höhere Geistesbildung mehr als hinreichend aus. Der Mensch ist wie jedes Geschöpf zur Einseitigkeit bestimmt und seine Kräfte sind begrenzt; das ist seine Schwäche, aber auch seine Stärke. Entartet sind Volk und Rasse erst, wenn ihre geistigen Kräfte erschlaffen, wenn Unternehmungslust und tätiger Wille dahinschwinden, während gleichzeitig die körperliche Leistungsfähigkeit zurückgeht und ein verkümmerter Nachwuchs zur Welt kommt. Dann wird das Geschlecht wie der einzelne zum Untergange reif.

Und noch eines gehört zur Entartung: sie muß vererbbar sein. Denn dadurch allein erhält sie die Bedeutung eines biologischen Faktors. Erst die Möglichkeit der Fortpflanzung des degenerierten Keimes verleiht dem Entartungsprozeß seine schreckliche Bedeutung. Der Verfall des einzelnen Organismus reißt die Nachkommenschaft mit sich in den Strudel des Verderbens, und erben sich die Minderwertigkeiten durch Generationen fort, so gerät die ganze Familie schließlich in Gefahr, zu erlöschen. Das geschichtlich bekannteste Beispiel liefern die Klaudier der römischen Kaiserzeit, und viele Fürsten- und Adelsgeschlechter sind durch zu weit getriebene Inzucht und Weitervererbung ihrer körperlichen und geistigen Mängel zugrunde gegangen. Natürlich unterliegen die niederen Gesellschaftsklassen demselben Fluche. Der Amerikaner Dugdale[1]) hat das Schicksal von 834 Nachkommen einer im Jahre 1740 geborenen Person, namens Ada Juke, zu ermitteln versucht, und bei 709 Abkömmlingen ist es ihm auch gelungen. Unter diesen 709 waren

[1]) Angeführt nach Pelman, Psychische Grenzzustände, Fr. Cohen, Bonn. 2. Aufl. 1909.

unehelich geboren 106, Prostituierte 181, Bettler und Vagabunden 142, in Armenhäusern untergebracht 64, Verbrecher 76, darunter 7 Mörder. In der fünften Generation waren alle Frauen Prostituierte, alle Männer Verbrecher. Hätte die besagte Ada Juke nicht gelebt und Kinder geboren, so wären dem Staat nicht weniger als fünf Millionen Mark erspart worden.

Ursachen.

Für die Entstehung jedes Leidens kommen zur Erklärung zwei Gruppen von Ursachen in Betracht, die innere Veranlagung und die jeweilige äußere Schädlichkeit, die den Anstoß gibt zu dem Ausbruch der Krankheit. Welchen Anteil sie beide im Einzelfalle tragen, das läßt sich natürlich nicht abschätzen. Aber wichtiger ist, im allgemeinen gesprochen, zweifellos die Veranlagung. Sie gibt den Boden ab, auf dem der verderbliche Same nur gedeiht, wenn ihm das Wachstum leicht gemacht wird.

Lassen wir die körperlichen Störungen beiseite und halten uns an die geistigen. Die Ursachverhältnisse können hier sehr verwickelt liegen. Nehmen wir den folgenden Fall. Eine trunksüchtige Mutter bringt ein Kind zur Welt, das nach anfänglicher normaler Entwicklung geistig zurückbleibt. Ermittlungen ergeben, daß es unzweckmäßig ernährt und mangelhaft gepflegt wird, daß es überhaupt unter schlechten gesundheitlichen Verhältnissen aufwächst. Selbst Mißhandlungen ist es ausgesetzt und hat mehr als einmal Schläge auf den Kopf erdulden müssen. Wo ist nun die eigentliche Ursache der Verkümmerung zu suchen? Wäre das Kind unter geordneten Verhältnissen gesund geblieben? Möglich, — aber die Wahrscheinlichkeit spricht mehr dafür, daß das Kind den Keim des Leidens schon von Anbeginn in sich trug und daß eine sorgfältige Pflege das schlimme Schicksal, zu dem es nun einmal ausersehen war, wohl hätte mildern, aber nicht abwenden können.

Manchmal herrscht über die Ursachen einer Geisteskrankheit völliges Dunkel. Nicht der leiseste Anhaltspunkt für eine Erklärung läßt sich finden. Es kommt vor, daß sich in einer sonst geistig intakten, erblich auch nicht belasteten Familie unter einer Reihe normaler Kinder eines befindet, das von Geburt an zurückgeblieben ist, — die ersten Sprößlinge wurden gesund geboren, dann folgte ein idiotisches, dann wieder gesunde. War hier der Keim schon entartet? Oder trat die Schädigung erst im Mutterleibe ein? Und wenn ja, wodurch? Wir wissen es nicht.

Überhaupt können wir mit der Lehre von den Krankheitsursachen gar nicht vorsichtig genug sein. Die Irrtümer liegen wie Fußangeln am Wege, und unversehens geraten wir hinein. Zum Beispiel: ein Kind wird scharlachkrank, nach der Genesung fällt den Eltern ein unverkennbarer geistiger Rückgang auf. Natürlich wird nun dem Scharlach die Schuld gegeben. Hätten indessen die Eltern ihrem Kinde vor seiner Erkrankung dieselbe Aufmerksamkeit zugewandt wie jetzt, so wäre ihnen nicht verborgen geblieben, daß es schon früher geistig nicht normal gewesen, — Beobachtungsfehler!

Vielfach ist jenes Moment, das man als Ursache der Erkrankung ansprechen möchte, bereits ein Zeichen des sich entwickelnden Leidens. So gerät der geistig nicht mehr voll Zurechnungsfähige auf die schiefe Ebene, wird Trinker, Spieler usw., weil ihn sein kranker Wille mit fortreißt. Religiöse oder politische oder soziale Überspannung macht den Menschen nicht verrückt, sondern zeigt, daß er es ist. Überall wird hier fälschlich die Wirkung an die Stelle der Ursache gerückt. Und nur insofern hat die landläufige Meinung recht, als sich schließlich ein circulus vitiosus ergibt, indem die Scheinursache den bereits vorhandenen Schaden verschlimmern hilft: der Nervöse masturbiert, weil er nervös ist, und wird nun noch nervöser, weil er masturbiert.

Nach dieser Einleitung können wir die einzelnen Ursachen der geistigen Anomalien Revue passieren lassen. Ich fasse mich kurz und übergehe Seltenes, das doch nur für den Arzt Interesse hat. Voran steht die angeborene konstitutionelle Anlage. Rekapitulieren wir: die angeborene Anlage kann ererbt oder im Fötalzustande erworben sein. Ist sie ererbt, so kommt das Kind entweder schon krank und als Entarteter zur Welt, oder es wird gesund geboren und erkrankt erst später. Der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit dem ein solches erblich belastetes, aber nicht entartetes Kind später krank werden wird, hängt von der Bejahung oder Verneinung dreier Fragen ab: 1. sind geistige Anomalien bei den Vorfahren, namentlich den näheren, häufig aufgetreten? 2. was für geistige Störungen waren dies? 3. gleicht die bisherige Entwicklung des Kindes der des Aszendenten, der später krank geworden ist? Auf diese Punkte kommt es an. Dagegen scheint es ziemlich bedeutungslos zu sein, ob der Nachkomme von Vaters oder Mutters Seite belastet ist: früher schrieb man, aber wohl mit Unrecht, der Mutter einen größeren Einfluß zu.

Unter den unehelichen Kindern scheinen mehr geistig defekte zu sein als unter den ehelichen, wiewohl sich die Statistiken widersprechen. Machen wir die Vermutung zur Tatsache, so werden

wir die Erscheinung weniger aus der schlechten Pflege und Erziehung, denen die Unehelichen in besonderem Maße ausgesetzt sind, zu erklären haben (Vernachlässigung läßt die Geisteskräfte unentwickelt, aber vernichtet sie nicht), als vielmehr daraus, daß die Mütter dieser Kinder so häufig geistesschwache Mädchen sind; denn diese geraten infolge ihrer Unerfahrenheit eher in die Lage, geschwängert zu werden als geistesgesunde. Vor allem rekrutieren sich die Herumtreiberinnen und Dirnen aus der Klasse geistig minderwertiger, trunksüchtiger und syphilitischer Geschöpfe; man kann sich vorstellen, was für Produkte sie in die Welt setzen.

Über die Beziehungen angeborener Syphilis zum Schwachsinn herrschten früher nur ziemlich dunkle Vermutungen. Seit den letzten Jahren besitzen wir aber in der Wassermannschen Blutserumreaktion ein Mittel, das uns mit zwar nicht absoluter, aber doch mit sehr großer Sicherheit erlaubt, auch die latente, d. h. äußerlich nicht in Erscheinung tretende Syphilis zu diagnostizieren. Man hat nunmehr eine beträchtliche Anzahl von geistesschwachen, nervösen und psychopathischen Kindern „auf Wassermann" untersucht und festgestellt, daß die angeborene Syphilis bei diesen Individuen doch nicht so selten vorkommt, wie man vor Jahren anzunehmen geneigt war. Meist wird die Krankheit vor der Geburt auf das Kind übertragen, aber auch die Infektion nach der Geburt, z. B. durch eine syphilitische Amme, kommt nicht ganz selten vor.

Sehen wir von dem Alkohol- und Syphilisgift ab, so läßt sich nur vermuten, nicht beweisen, daß Krankheiten der Mutter während der Schwangerschaft, z. B. die Tuberkulose, oder auch schlechte soziale Verhältnisse, Übermaß von Arbeit bei ungenügender Ernährung oder starke Gemütsbewegungen auf die Frucht ungünstig einwirken.

Auch die Gefahren, die die Frucht durch Gewalteinwirkungen auf die Gebärmutter erwachsen, werden offenbar überschätzt. Das Kind liegt im mütterlichen Organismus so geschützt, daß es wohl nur durch einen recht heftigen Stoß oder Fall, den die Mutter erleidet, eine Gehirnerschütterung davontragen könnte. Vielleicht etwas bedenklicher erscheinen die Folgen für das kindliche Gehirn, wenn der Schädel während des Geburtsvorganges einem langandauernden oder einem heftigen Druck, wie ihn die Zange bei künstlicher Entbindung verursachen kann, ausgesetzt ist.

Die Frühgeburt hat für eine Entwicklungshemmung des Geisteslebens nicht viel zu sagen. Es trifft nicht einmal immer zu, daß sogenannte Siebenmonatskinder langsamer reifen als andere, geschweige denn schlechter. Für die Ausbildung des Gehirns

macht nämlich der Übergang des Kindes aus dem Schoß der Mutter in das eigentliche Leben wenig aus.

Um die geistige Entwicklung des Kindes, das frei von Belastung und Entartung zur Welt gekommen, brauchen sich (eine leidlich gute Pflege und Erziehung vorausgesetzt) die Eltern nicht zu sorgen. Natürlich ist es nicht allen Fährlichkeiten entrückt — die Kinderkrankheiten drohen! — aber da der Organismus ihnen wohlgerüstet entgegentritt, so haben sie, was die Rückwirkung auf das Geistesleben anlangt, nicht viel auf sich. Viele Tausende von Kindern machen ihre Masern, ihre Diphtherie und ihren Scharlach durch ohne allen Nachteil für das Gehirn. Gefährlich von den Infektionskrankheiten ist eigentlich nur die Gehirnentzündung, aber gerade sie sucht mit Vorliebe die Hirnschwächlinge, die Belasteten und Entarteten heim und hinterläßt ihre schrecklichen Folgen in Gestalt von Taubheit, Blindheit, Schwachsinn oder geistiger Minderwertigkeit.

Auch bei Schädelverletzungen, dem Typus der durch äußere Ursache entstandenen, „exogenen“ (im Gegensatze zu den „endogenen“) Gehirnleiden, spricht offenbar die angeborene Disposition ein Wort mit. Ein Sturz oder Fall, der sonst ohne Bedeutung geblieben wäre, löst die schlummernden Krankheitskeime aus.

Die verwickelten Beziehungen der Säuglingskrämpfe zu geistigen Schwächezuständen und zur Epilepsie werden wir in dem Kapitel über die Epilepsie näher kennen lernen. Für jetzt nur soviel: das noch in der Entwicklung begriffene Nervensystem antwortet auf schädliche Reize viel leichter mit unwillkürlichen Muskelzusammenziehungen (eben dem, was man Krämpfe nennt) als das fertig gebildete. Drum sind Kinderkonvulsionen (Gichter, Fräsen) erst dann ein beunruhigendes Symptom, wenn sie häufiger auftreten. Denn dann stellen sie in der Tat den Ausdruck geistiger Minderwertigkeit dar. Daß ein Kind erst infolge der Fräsen schwachsinnig wird, darf man aber nicht annehmen.

Sehr viele geistig zurückgebliebene Kinder leiden an der Rachitis oder Englischen Krankheit. Ein Zusammenhang zwischen diesem Leiden und dem angeborenen Schwachsinn läßt sich indes wohl nur darin suchen, daß beide einer gemeinsamen Quelle, der Entartung, entspringen können. Rachitis allein macht kein Kind imbezill oder idiotisch und verzögert höchstens, wie es jede andere chronische Krankheit auch tut, vorübergehend den Fortschritt der Enwicklung. Die bei weitem überwiegende Mehrheit rachitischer Kinder trägt keine Spur von Schwachsinn oder sonstigen geistigen Anomalien an sich.

Über das Verhältnis der Schilddrüsenerkrankungen zum Schwachsinn wird später die Rede sein.

Die wichtigste Schädlichkeit, die wir kennen, stellt der Alkohol vor. Er vergiftet erstens die Keimzelle, sei es vor der Zeugung oder während des Zeugungsaktes im Rausch, und zweitens schädigt er die im Mutterleib sich entwickelnde Frucht, indem er ihr ein Gift durch den mütterlichen Blutkreislauf zuführt. Aber damit sind die Folgen noch nicht erschöpft, er stört auch den Gang der Entwicklung nach der Geburt. Alkohol geht in die Muttermilch über, zwar nur in geringen Mengen, die aber auf die Dauer für die zarte Konstitution des Säuglings nicht gleichgültig sein werden. So hat man beobachtet, daß Konvulsionen, an denen ein Brustkind litt, wieder verschwanden, nachdem die dem Trinken ergebene Amme durch eine nüchtern lebende ersetzt worden war. In den niederen Bevölkerungsschichten herrscht noch immer der Unfug, daß die Mütter ihren kleinen Kindern zur Beruhigung einige Tropfen Branntwein (übrigens was noch bedenklicher, auch Mohnsaft) in die Milch oder auf den Schnuller geben. Sonst ist es im großen und ganzen, dank der Antialkoholbewegung, mit der Beibehaltung alter Unsitten besser geworden. Früher verordneten selbst Ärzte, in falschen Vorurteilen befangen, schwächlichen Kindern Medizinalweine und Kraftbiere. Diese Torheiten kommen glücklicherweise immer mehr ab. Regelmäßiger Alkoholgenuß, und sei es nur in kleinen Mengen, macht die Jugend nicht kraftvoll, sondern träge, nervös und leistungsunfähig. Kinder dürfen Wein und Bier überhaupt nur vom Hörensagen kennen. Warum ihnen diese Getränke als etwas Wohlschmeckendes und Begehrenswertes hinstellen! Von selbst, ohne das ermunternde Beispiel der Erwachsenen, fiele es ihnen nicht ein, das Zeug zu genießen, denn sie mögen es gar nicht, und man sollte sich freuen, daß dem so ist, und vernünftig genug sein, diesen Wink, den die Natur gibt, zu respektieren.

Auch heute findet man noch in der Alkoholfrage ein erhebliches Maß von Unwissen, weshalb es nicht überflüssig sein dürfte, hier die wichtigsten Tatsachen über die physiologische und psychische Wirkung des Alkohols anzuführen:

1. der Alkohol nährt nicht. Zwar liefert er durch seine rasche und vollständige Verbrennung im Körper Spannkräfte und spart (was übrigens nicht einmal ganz sicher) auch etwas Eiweiß. Da er aber gleichzeitig das Protoplasma der Zellen zerstört, so taugt er zur Ernährung nicht. Man nimmt ja auch kein Schießpulver, trotz seines Reichtums an Spannkräften, zum Heizen von Öfen. Brennmaterial ist nicht ohne weiteres Baumaterial. Bier hat allerdings einen gewissen Nährwert, aber er ist gering und

praktisch wertlos, weil im übertragenen und eigentlichen Sinne zu teuer erkauft.

2. er wärmt nicht. Wohl erweitert er die Hautblutgefäße und erweckt damit das Gefühl der Wärme: das Gesicht wird nach Genuß von Wein heiß und rot. Da aber die erweiterten Hautgefäße die Wärme schnell und ausgiebig an die Luft wieder abgeben, so steigt die Körpertemperatur nicht, ja, wie das Thermometer nachweist, sinkt sie ein wenig. Wer aber heizt ein kaltes Zimmer bei offenem Fenster?

3. er stärkt nicht. Freilich löst er den Antrieb zur Bewegung leichter aus („macht Mut") und steigert damit anfangs die Leistung. Aber nicht auf lange: dem Anstieg der Kraft folgt bald ein Abstieg, der kurzen Reizwirkung die länger dauernde Lähmung. Es hat also seinen guten Grund, wenn der Sportsmann, der Turner, der Soldat den Genuß alkoholischer Getränke vermeidet.

Das ist das Wichtigste über die physiologische Wirkung des Alkohols. Der Einfluß auf die geistigen Funktionen läßt sich in den folgenden kurzen Sätzen wiedergeben:

1. Auffassung, Vorstellungsverknüpfung, Urteilsbildung werden anfangs beschleunigt, später jedoch verlangsamt. Es geht hier also ähnlich wie bei den körperlichen Leistungen: dem Reiz folgt bald die Lähmung. Und dabei kommt die anfängliche Förderung der geistigen Funktionen auch nur auf Kosten der Gründlichkeit zustande, — der leicht Bezechte denkt rascher, aber oberflächlicher. In ähnlicher Weise wird die Merkfähigkeit, d. h. das Vermögen, sich Neues einzuprägen, beeinflußt: wer Alkohol zu sich nimmt, lernt anfangs schneller auswendig, bleibt aber bald in seinen Leistungen hinter dem Nüchternen zurück. Die Richtigkeit dieser Ergebnisse ist durch zahlreiche Versuche der Experimentalpsychologie sichergestellt.

2. Hand in Hand mit der Lahmlegung des kritischen Urteils wächst die Beeinflußbarkeit: der Alkoholisierte läßt sich leicht beschwatzen.

3. Reize setzen sich leichter in Bewegung und Handlung um, weil die Überlegung wegfällt. Daraus erklärt sich z. T. das Gefühl der Gehobenheit und die Illusion der gesteigerten Kraft, daraus aber auch das übereilte Reden und Handeln, das den Alkoholisierten so leicht in Konflikte bringt. Alkohol macht nicht geistreicher, sondern wortreicher, — auch hier leidet die Qualität zugunsten der Quantität.

4. Alkohol lähmt von den geistigen Funktionen zuerst die am höchsten stehenden, Nachdenken fordernden, während die Fähigkeit, gewohnte und sich maschinenmäßig abwickelnde Aufgaben

zu erledigen, länger erhalten bleibt. Auch auf sittlichem Gebiet stumpft sich frühzeitig das Feingefühl für Takt und Schicklichkeit ab.

Chronische Trunksucht führt allmählich zu jenem körperlichen und geistigen Verfall, der unter der Bezeichnung Alkoholismus bekannt ist.

Selbstverständlich macht sich die schädliche Wirkung des Giftes bei Kindern und Jugendlichen besonders stark fühlbar. Es kommt hinzu, daß die meisten Psychopathen Alkohol in jeder Form sehr schlecht vertragen und schon nach geringen Mengen ihre Natur völlig umzukehren scheinen, mißtrauisch, krakehlerisch, taktlos werden (die sogen. Alkoholintoleranz). In den schwereren Fällen löst der Alkohol bei den Minderwertigen direkt krankhafte Reaktionen aus, — deliriöse Verkennung der Umgebung, Wutausbrüche, Angstaffekte. Man faßt diese Erscheinungen unter dem Namen der pathologischen Rauschzustände zusammen. Auch zur Epilepsie steht der Mißbrauch geistiger Getränke in mehrfacher Beziehung, wie wir noch sehen werden.

Interessant ist die Beobachtung des Nerven- und Schularztes Bayerthal[1]), der innerhalb von 17 Jahren unter den schwachsinnigen Volksschülern in Worms kein Kind jüdischen Glaubens gefunden hat. Er ist geneigt, diese auffallende Erscheinung mit der bekannten Mäßigkeit der Juden im Alkoholgenuß zu erklären.

In der zweiten Hälfte der Jugend ist die Pubertätsentwicklung jene Klippe, an der so manche schwache Konstitution scheitert, oder besser gesagt, sie ist der Zeitpunkt, in dem sich die Mängel mancher geistigen Verfassung offenbaren. Denn die geschlechtliche Reifung kann als naturnotwendiger Vorgang niemals Krankheitsursache selbst sein, sowenig wie etwa die Schwangerschaft oder die Menstruation oder die physiologischen Veränderungen, die sich in den Wechseljahren und im hohen Alter abspielen. Wenn natürliche Prozesse unter unnatürlichen Begleiterscheinungen verlaufen, so tragen nicht sie, sondern eine höhere Ursache, in diesem Falle die Widerstandsunfähigkeit des Organismus, schuld. In der Pubertätszeit erlangen die Geschlechtsorgane ihre endgültige Ausbildung, und indem dies geschieht, entwickeln sich neue, unerhörte Vorstellungen, Gefühle und Triebe. Ein normal veranlagtes Individuum wird bald dieser revolutionären Strömungen im Innern Herr, nicht so ein krankhaft geartetes: bei ihm kommt zum Vorschein, was da faul und krank und schlecht war, — bisher ver-

[1]) Psychiatr.-Neurol. Wochenschr. 1908. S. 386.

borgen gebliebene psychopathische Anlagen wachsen sich zu pathologischen Störungen aus, und die schon normalerweise wenig liebenswürdigen Eigenschaften der Backfisch- und Flegeljahre steigern sich in bedenklichem Maße. Erst von den Reifejahren ab entwickeln sich so recht die Geisteskrankheiten im engeren Sinne, allen voran die Jugendverblödung oder Hebephrenie. Die Zeit des Schicksals, das seiner Erfüllung harrte, ist gekommen. Gegenüber diesen endogenen, wie aus dem Innern emporwachsenden Kräften spielen andere Schädigungen, die mit jener Epoche zusammenhängen, wie die geschlechtlichen Exzesse, allen voran die Masturbation, eine ganz untergeordnete Rolle.

Schon eine einfache Überlegung muß uns sagen, daß der Schaden, den die Masturbation stiftet, unmöglich hoch bemessen werden kann. Denn bei der ungeheuren Verbreitung dieser Verirrung müßte das Gros der Jugend als Nervensiechlinge herumwanken.

Man hat sehr wohl zu unterscheiden zwischen den körperlichen und den psychischen Nachteilen der Onanie. Selbst eine häufige Reizung des Geschlechtsapparates bleibt für den Körper bekanntlich ziemlich belanglos. Schwerer dagegen wiegen die Folgen auf seelischem Gebiet. Die unaufhörliche Erregung der Phantasie, das Schwelgen in sexuellen Vorstellungen zieht die Kinder von der Arbeit ab, macht sie zerstreut, reizbar, launenhaft, willensohnmächtig und ängstlich. Edlere Naturen leiden manchmal sehr schwer unter den Selbstvorwürfen, der Verzweiflung über ihre Charakterschwäche, unter der Furcht vor Entdeckung und dem fruchtlosen Ringen zwischen Pflicht und überstarkem Triebe. Bei älteren Knaben und Mädchen verschlimmern vielfach noch hypochondrische Quälereien den schon an sich nicht beneidenswerten Gemütszustand, — die Angst vor unheilbarem Siechtum und schrecklichen Krankheiten.

Auf den Ursachenzusammenhang von geistigen Defekten und sozialen Schäden, wie ungeeigneter Umgebung, mangelhafter Pflege und Erziehung, Schul- und Arbeitsüberbürdung, werden wir im weiteren Lauf der Darstellung mehrfach im einzelnen zurückkommen. Zusammenfassend möchten wir jetzt schon bemerken: man darf den scheinbaren Einfluß, den diese Mißstände auf die Entstehung von Schwachsinn und Psychopathie ausüben, nicht verwechseln mit ihrem tatsächlichen Einfluß auf Form und Weiterentwicklung des krankhaften Zustandes. Ein Kind wird niemals schwachsinnig, weil es keine ordentliche Schule und Erziehung gehabt hat, es vermag nur nicht seine Anlagen zu entfalten und wird darum auf den ersten Blick einem Imbezillen nicht unähnlich sehen. Umgekehrt kann ein schwachbegabter

Schüler durch sorgfältigen Unterricht bis zu einem leidlichen Grade von Vollkommenheit gefördert werden, aber vollsinnig wird er darum doch nicht. Scheinschwachsinn und echter Schwachsinn sind wohl voneinander zu trennen, wenngleich sie sich natürlich vergesellschaften und die Unzulänglichkeit steigern können.

Körperliche Grundlagen und Begleiterscheinungen.

Alle seelischen Vorgänge sind gebunden an das Gehirn. Gestörtes Seelenleben ist gestörte Hirntätigkeit. Dieser Satz gilt ausnahmslos für alle geistigen Abweichungen, von den schwersten, dem Irrsinn im engeren Sinne, bis zu den leichtesten, die wir vorläufig als Psychopathien bezeichnen wollen. Zwar gebraucht das Publikum für die kleinen Regelwidrigkeiten des Gemütslebens lieber das Wort Nervosität, denn es klingt feiner; und ein Hysterischer oder ein Zwangskranker, dem wir erklären wollten, in seinem Gehirn funktioniere es nicht richtig, würde uns wahrscheinlich empört den Rücken kehren.

Geisteskranke, Geistesschwache, Geistesentartete, Nervöse, Hysterische, Epileptische sind aber Leute mit krankem Gehirn. Das muß man vor allem festhalten. Freilich verträgt der Satz keine Umkehrung, d. h. nicht jeder Gehirnkranke ist geisteskrank, denn die seelischen Funktionen sind nicht gebunden an das ganze Gehirn, sondern nur an dessen Oberfläche, den Hirnmantel oder die Hirnrinde. Und auch die Hirnrinde beteiligt sich nicht in ihrer Gesamtheit an den geistigen Funktionen, vielmehr nur in einzelnen Abschnitten, wobei gelegentlich Rindenteile, die für gewöhnlich mit dem Seelenleben nichts zu tun haben, stellvertretend die Leistungen andrer, erkrankter Partien übernehmen können. Jedenfalls kommen ziemlich erhebliche Veränderungen des Gehirns, auch seiner Rinde, ohne Schädigung des Geisteslebens vor. Nur einzelne bestimmte Abschnitte der Rinde sind für die Unversehrtheit des psychischen Lebens nicht zu entbehren und müssen unter allen Umständen funktionsfähig bleiben, wenn nicht Verstand oder Gemüt leiden sollen.

Leider kann uns die Gehirnanatomie noch nicht in jedem Falle sagen: dieser bestimmten Geisteskrankheit liegt diese bestimmte Schädigung zugrunde. Doch kommen wir dem ersehnten Ziele langsam näher. Am besten wissen wir dort Bescheid, wo wir geistige Ausfallerscheinungen, also angeborenen oder erworbenen

Schwachsinn vor uns haben. Daß unsere Kenntnisse so lückenhaft sind, liegt an dem außerordentlich komplizierten Bau des Gehirns. Selbst eine im Laufe der Jahre unendlich verfeinerte mikroskopische Technik reicht nicht hin, alle Veränderungen der feinsten Strukturelemente unserem Auge zu offenbaren. Dazu kommt, daß wir die gefundenen Veränderungen nicht immer richtig zu deuten wissen. Wie alle Körperzellen, so sind auch die des Gehirns in doppelter Weise tätig: erstens, sie nehmen Nahrung auf, assimilieren sie und scheiden das Verbrauchte aus — das ist ihr Stoffwechsel; und zweitens, sie ermöglichen psychische Vorgänge — das ist ihre Funktion. Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß flüchtige Funktionsänderungen keine dauernden, wenigstens keine erkennbaren dauernden Spuren hinterlassen, sondern daß in der Zelle irgendwelche feinste chemische oder molekular-mechanische Umwandlungen vor sich gehen, die unserem Auge ebenso verborgen bleiben wie etwa die Atomumlagerung bei der Bildung einer neuen chemischen Verbindung.

Wer eine Anstalt für Schwachsinnige besucht, dem fällt bald auf, ein wie großer Teil der Insassen an schweren körperlichen Gebresten leidet, an Lähmungen, Gliederversteifungen, Blindheit und Taubheit, Krämpfen und veitstanzähnlichen Bewegungen. Der Unerfahrene meint dann wohl, daß gerade diese körperlich Elenden auch geistig ganz besonders tief stünden. Das trifft aber nicht zu. Denn wie wir gesehen haben, hat nur ein Teil des Gehirns zu geistigen Prozessen Beziehung, und das Organ kann in ziemlich großem Umfange erkrankt sein, ohne daß darum die Psyche mitleidet. So sind z. B. bei einer der bekanntesten Krankheiten, der Hirnlähmung (zerebralen Lähmung) der Kinder, kenntlich an halbseitigen Lähmungen und Steifigkeiten der Gliedmaßen, kleinere oder größere Teile des Gehirns durch einen Entzündungsprozeß vernichtet, ohne daß darum die Intelligenz gelitten zu haben braucht (wenngleich es meist der Fall ist)[1].

Bei den anderen Schwachsinnigen, wo solche schweren körperlichen Störungen fehlen, und das ist die Mehrzahl der Idioten und Imbezillen, sind nicht umschriebene Gehirnteile vernichtet oder verkümmert, sondern die Entwicklung des Gehirns als eines Ganzen ist zurückgeblieben. Makroskopisch sieht das Organ meist wie das eines gesunden Menschen aus, erst mikroskopisch entdeckt man die Strukturfehler an Zellen und Fasern. Selbstverständlich

[1]) Pascal und Byron litten an zerebraler Kinderlähmung. Beide waren Psychopathen, aber von hoher geistiger Begabung.

schließen diese feinen, aber sehr ausgedehnten anatomischen Veränderungen die gröberen lokalen nicht aus.

Und trotzdem bemerken wir auch hier bei den wohlgebildeten Schwachsinnigen, wie enge Beziehungen zwischen Hirn- und Körperentwicklung obwalten. Die Mehrzahl bleibt klein, verkümmert, und viele sind mit Entartungszeichen (die wir noch kennen lernen werden) behaftet. Schwachsinnige Kinder, die äußerlich einen guten Eindruck machen, rufen immer die Vermutung wach, daß ihre geistige Unzulänglichkeit nicht ererbt und nicht im Mutterschoß erworben ist, sondern erst aus späterer Zeit stammt. Körperliche und geistige Entartung gehören zusammen; denn wenn sich ein Keim von vornherein nach einer krankhaften Richtung hin entwickelt, so prägt er seine Geringwertigkeit nicht bloß in einem einzelnen Organ, wie es das Gehirn ist, aus (wenngleich hier gewöhnlich am stärksten), sondern in der Gesamtheit der Organe, im ganzen Menschen. Es gibt Individuen, die ihr Leben hindurch auf kindlicher oder jugendlicher Stufe stehen bleiben. Sie sind nicht eigentlich schwachsinnig, aber haben zu früh haltgemacht auf dem Wege ihrer Entwicklung, sind Erwachsene en miniature, geistig und mitunter auch körperlich rückständig, von niederem Typus und jugendlichen Formen, oft unproportioniert gebaut, mit großem Kopf, kleinen Gliedmaßen und Neigung zur Fettsucht. Die sogenannten Fettkinder gehören teilweise hierher. Die Geschlechtsentwicklung bleibt meist rudimentär, und die männliche Stimme bricht nicht durch. Der Arzt nennt diese Individuen zum Unterschied von den Schwachsinnigen Infantile.

Will man die körperliche und geistige Degeneration in ihrem erschreckendsten Maße kennen lernen, so muß man eine Idiotenanstalt besichtigen, die auch die tiefststehenden Elemente verpflegt. Wer diese Geschöpfe zum ersten Male sieht, kann sich eines Grauens nicht erwehren über das Elend, das ihm entgegentritt. Das Bild ist viel erschütternder als der Anblick erwachsener Schwachsinniger und Geisteskranker, und man empfindet es geradezu als Wohltat, zu erfahren, daß nur wenige dieser Unglücklichen die Jugendjahre überschreiten. Da liegen in ihren Bettchen oder hocken auf ihren Stühlchen Geschöpfe, die kaum noch etwas Menschliches an sich haben, mager und blutleer, mit welker Haut, mißbildeten Köpfen und greisen Gesichtern, viele gelähmt und verkrümmt, blind und taub, mit blödem Ausdruck. Beständig lassen sie ihren Kot und Urin unter sich, der Speichel rinnt aus dem halbgeöffneten Munde, nicht selten geht ein krampfhaftes Zucken durch ihre Glieder; sie lachen nicht, sie weinen nicht, sie sind lebend Tote. Andere wieder stehen in irgendeinem Winkel oder stolpern unbeholfen vorwärts, grinsend und grimassierend, den Oberkörper taktmäßig in den Hüften wiegend, den Kopf automatisch hin und her drehend, Arme und Hände in ständigen beugenden, schüttelnden, windenden Bewegungen; manche dieser Halbtierischen stoßen unartikulierte Laute aus, schreien sinnlos, tanzen oder klatschen in die Hände.

Überblicken wir nun die körperlichen Abweichungen der Schwachsinnigen im einzelnen, so müssen wir zwei Gruppen

unterscheiden. Die erste hat mit der Hemmung der Keimentwicklung unmittelbar nichts zu tun, sondern umfaßt die zufälligen Komplikationen, die gerade so gut bei Vollsinnigen vorkommen können. Wir haben da die Skrofulose, die Rachitis, die Sehschwäche infolge von Augenentzündungen, die Schwerhörigkeit nach Mittelohreiterung usw. Dennoch stehen diese Gebrechen mittelbar im Zusammenhang mit der minderwertigen Anlage, weil die angeborene Verkümmerung bequemere Angriffsflächen für schädliche Einwirkungen darbietet. Es beruht nicht auf Zufall, wenn z. B. die Zöglinge von Hilfs- und Idiotenschulen einen verhältnismäßig so hohen Prozentsatz zu körperlichen Erkrankungen stellen. Mit schlechten sozialen Verhältnissen läßt sich die Erscheinung allein nicht erklären, denn die Normalbegabten, die denselben Gesellschaftsklassen entstammen, sind durchschnittlich gesünder.

Die zweite Gruppe umfaßt jene Abweichungen, die mit der Entwicklungsstörung unmittelbar zusammenhängen. Nun wissen wir schon, daß die Entwicklungsstörung auf eine minderwertige Keimanlage oder auf eine Schädigung der Frucht im Mutterleibe zurückgeführt werden kann. Nur im ersten Fall haben wir es mit Vererbung zu tun. Diese ererbte Keimdegeneration kommt in gewissen anatomischen Regelwidrigkeiten zum Ausdruck, die unter dem Namen der Entartungszeichen oder Stigmata zusammengefaßt werden.

Es ist über die Bedeutung der Entartungszeichen sehr viel gestritten worden. Die einen Forscher leugnen ihren diagnostischen Wert fast ganz, die anderen überschätzen ihn. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Ohne Zweifel gestatten die Stigmata einen gewissen Rückschluß auf das gleichzeitige Vorhandensein einer geistigen Entartung, doch muß man einige Einschränkungen machen. Einmal gehen sie an Zahl und Verbreitung der psychischen Degeneration nicht parallel. Denn es gibt Schwachsinnige und Psychopathen, die ihre Rückständigkeit zweifellos ererbt haben und die dennoch ganz oder fast ganz von körperlichen Entartungszeichen frei sind. Und umgekehrt braucht der Träger einer schiefen Nase oder eines vorstehenden Oberkiefers noch nicht um die Güte seiner geistigen Veranlagung besorgt zu sein, vielmehr gehören solche Abweichungen zu den unschuldigen Bildungsvariationen. Auch unter den Gesunden finden sich nicht viel Auserwählte, die gar kein Stigma an sich tragen.

Die folgenden Stigmata werden ziemlich allgemein als sicher anerkannt:

1. Auffallende Körpergröße (Riesenwuchs) oder Kleinheit (Zwerg-

wuchs, falls nicht auf Rachitis beruhend). Unproportioniertheit des Körpers und seiner Teile untereinander. Weibische Gestalt bei Männern und umgekehrt männliche bei Weibern. Überzählige und zusammengewachsene Finger und Zehen (Schwimmhautbildung).

2. Haut. Bartwuchs bei Frauen, fehlender Bartwuchs bei Männern. Überstarke Behaarung. Muttermale.

3. Schädel. Auffallende Kleinheit (Mikrozephalie) und Mangel an Symmetrie. Vorgewölbte oder schiefansteigende, „fliehende" Stirn, starke Entwicklung der oberen Augenhöhlenränder.

4. Gesicht. Mangelnde Symmetrie, ungleich hoch gestellte Augen und Ohren, vorstehender Unterkiefer (Prognathie), übermäßige Größe des Gesichtsteiles im Verhältnis zum Schädel.

5. Gaumen und Zähne. Hoher schmaler Gaumen bei flachem Schädel und umgekehrt. Hasenscharte, Wolfsrachen. Unregelmäßige Stellung der Zähne, weites Auseinanderstehen, Fehlen der seitlichen oberen Schneidezähne, Schiefheit, Kleinheit und abnorme Gestalt (die gerieften und gezackten Zähne deuten auf Rachitis, ebenso die halbmondförmig ausgerandeten, die früher als charakteristisch für Erbsyphilis galten).

6. Augen. Pigmentflecken auf der Regenbogenhaut und Spaltung (Kolobom) dieser und der Netzhaut. Verzerrung der Pupille.

7. Ohren. Auffallende Größe oder Kleinheit, sowie allerhand Verbildungen, z. B. Knötchen am äußeren Rande der Muschel (Darwinsches Knötchen), Henkelohren u. a.

8. Geschlechtsteile. Bei Männern Zurückbleiben der Hoden im Bauch oder im Leistenkanal, falsche Mündung der Harnröhre, übergroße Eichel („Klöppelglied", wird manchmal irrtümlich für ein Zeichen übermäßiger Onanie gehalten). Beim weiblichen Geschlecht Mißbildungen der inneren und äußeren Geschlechtsteile. Starke Entwicklung der Brustdrüse bei Männern, schwache bei Weibern; doppelte oder mehrfache Warzenbildung.

Auffallend ist die Häufigkeit der Degenerationszeichen an der Haut und den Sinnesorganen, ein Umstand, der sich entwicklungsgeschichtlich damit erklärt, daß Haut, Sinnesorgane und Nervensystem aus ein und demselben Keimblatt hervorgehen.

An die anatomischen schließen sich die funktionellen oder physiologischen Degenerationszeichen an. Man hüte sich hier besonders, erworbene Mängel mit vererbten zu verwechseln. Es gehören dazu (besser gesagt: können dazu gehören) Schielen, Schwachsichtigkeit und Übersichtigkeit, Farbenblindheit, Linkshändigkeit, Verzögerung der Geschlechtsreifung, Automatismen und sogenannte Angewohnheiten, Bettnässen bei Halb- oder Ganzerwachsenen, Sprachstörungen usw. Manche Autoren rechnen auch

die perverse Sexualempfindung zu den Entartungserscheinungen. Schließlich mag als wichtig noch das geringe Leistungsvermögen des Gesamtorganismus, seine Widerstandslosigkeit gegen Schädigungen wie Alkohol oder Bakterieneinwirkung hierher gezählt werden.

Zusammenfassend können wir sagen: finden sich Entartungszeichen, anatomische und physiologische, bei einem Individuum in größerer Zahl vereinigt, so haben wir ein Recht zur Vermutung, daß der Träger auch geistig entartet ist. Vermutung, mehr nicht! — die geistige Untersuchung wird durch die körperliche nicht überflüssig gemacht. Die Stigmata sind gleichsam ein Hinweis, der uns mahnt, die Beobachtung des Geisteszustandes mit besonderer Sorgfalt vorzunehmen, z. B. bei Gewohnheitsverbrechern, die häufig zu den Degenerierten gehören. Bei Kindern in den ersten Lebensjahren kommt ihnen ein spezieller Wert noch deshalb zu, weil sie bei der schwierigen Prüfung der geistigen Beschaffenheit die Diagnose auf den richtigen Weg lenken können. Der Entwicklung eines mit vielen Entartungszeichen behafteten Kindes läßt sich jedenfalls nicht trauen.

Gehen wir nun auf die Körpermängel etwas näher ein, wobei der Ursprung, ob auf Entartung beruhend oder erworben, außer acht bleibt.

1. Der Körper als Ganzes. Zahlreiche vergleichende Messungen bei Zöglingen aus Idiotenanstalten oder Hilfsschulen einerseits und aus Normalschulen andererseits ergeben, daß die geistig schwachen Kinder durchschnittlich auch die leiblich kleineren und schwächlicheren sind. Selbst innerhalb der Normalschulen kann man diese Beobachtung machen. In den ersten Lebensjahren sind die Differenzen in den Längenmaßen nicht so groß wie später — ein Beweis zugleich für die geringere Wachstumsenergie der Schwachbegabten. Erst in höherem Alter verschwinden die Unterschiede mehr und mehr, so daß die Körpergröße erwachsener Schwachsinniger nicht viel hinter der erwachsener Vollsinniger zurückbleibt. Aber dieser Ausgleich rührt nicht etwa von einem nachträglichen Wachstumschub her, sondern erklärt sich daraus, daß die körperlich elendesten Idioten frühzeitig sterben und damit aus der Vergleichung ausscheiden. Daneben zeigt sich die Schwäche der Lebensenergie in dem Zurückbleiben der Entwicklung überhaupt. Das geistesschwache Kind lernt später gehen und sprechen als das normale, bleibt über die übliche Zeit hinaus unrein, die Zahnbildung verzögert sich, die Geschlechtsreifung desgleichen, und die kindliche Formengestalt erhält sich ausnehmend lange. Und wie sie sich spät und unvoll-

kommen entwickeln, so treten umgekehrt die Alterserscheinungen frühzeitig bei ihnen ein (Aderverkalkung) trotz der jugendlichen Physiognomie, die sie lange zu bewahren pflegen. Ihr Leben schließt durchschnittlich in jungen Jahren ab: sie gehen an Leiden, die andere glatt überstehen, zugrunde, und die ganz tief Stehenden gelangen selten über das zweite Jahrzehnt hinaus. Vogt[1]) hat auch an zahlreichen inneren Organen von Idioten Wägungen vorgenommen und festgestellt, daß das Gewicht gegen die Norm durchweg herabgesetzt war.

2. Der Schädel. Gleich große Schädel umschließen nicht immer ein gleich großes Gehirn. Die Differenz kann mehr als 100 g betragen, so daß z. B. in demselben Schädel ein Gehirn von 1400 oder 1500 g Platz hat. Drum läßt sich nicht ohne weiteres der Umfang des Kopfes in Parallele zu seinem Inhalt setzen. Immerhin dürfen wir so viel sagen, daß ein im Verhältnis zur Körpergröße auffallend kleiner Schädel (beim Erwachsenen unter 48 cm Horizontalumfang) niemals ein normales Gehirn in sich bergen kann, während das bei einem auffallend großen Schädel sehr wohl möglich ist. Die abnorme Kleinheit des Schädels beruht immer auf einer Wachstumsstörung des Gehirns, auf einer Mikrozephalie. Das Verhältnis liegt also nicht etwa so, daß zuerst der Schädel zu wachsen aufhört und damit auch die Entwicklung des Gehirnes lahm legt, sondern umgekehrt: erst wächst das Gehirn nicht mehr, und seinem Beispiel folgt der Schädel. Die Knochennähte bleiben offen, solange das Gehirn noch in der Entwicklung begriffen ist, und dann erst schließen sie sich. Deshalb mußte auch der früher mehrfach unternommene operative Versuch, durch Herausschneiden eines Schädelstückes dem Gehirne Luft zu machen und sein Weiterwachstum anzuregen, scheitern. Mikrozephale sind immer schwachsinnig, meist von flüchtigem Naturell, lebhaft, unruhig und schwerer lenkbar als ihr Gegenstück, die Makrozephalen.

Die übermäßige Größe des Schädels, Makrozephalie, kommt zustande entweder durch eine für die spätere Entwicklung ziemlich belanglose rachitische Störung des Knochenwachstums oder durch eine weniger harmlose entzündliche Wasserausschwitzung in die Hirnhöhlen — Wasserkopf oder Hydrozephalie. Der rachitische Schädel ist kenntlich an seiner mehr eckigen Form, sowie an der Steilheit des Hinterhauptes und der Stirn, im Gegensatz zu dem kugelförmigen Hydrozephalus, bei dem vielfach auch die Fontanellen offen bleiben. Doch sind diese Unterschiede nicht immer augenfällig, um so weniger, als beide Störungen gleichzeitig vorkommen können. Der Wasserkopf entwickelt sich entweder schon

[1]) Neurol. Zentralbl. 1906. S. 792.

vor der Geburt (und dann werden die Kinder meist totgeboren) oder erst später. Maßgebend für die Störung oder die Intaktheit der Intelligenz ist der Umstand, ob der Druck des Wassers die Hirnsubstanz zum Schwinden gebracht hat oder nicht. Wo das nicht der Fall, da bringt der Hydrozephalus keine Nachteile: Gottfried Keller, Menzel, Helmholtz waren Wasserköpfe. Starke Flüssigkeitsansammlungen dagegen halten die geistige Entwicklung immer auf. Bisweilen treiben sie den Schädel kolossal in die Höhe und Breite, und das Abzapfen des Wassers, wie es die Chirurgie übt, vermag leider die Wiederansammlung nur vorübergehend zu verhüten. Die aussichtsreichste und dabei am wenigsten gefährliche Operation bildet heute der zuerst von Anton empfohlene und angewendete Balkenstich. Durchschnittlich stehen hydrozephalische Idioten höher als mikrozephalische. Übrigens finden sich geringere Wassermengen auch in Gehirnen von Schwachsinnigen, die sich nicht durch besondere Schädelgröße hervortun.

Bei mittelgroßen Köpfen, d. h. solchen, die weder nach der einen, noch nach der anderen Seite durch ihren Umfang auffallen, ist nur der ganz allgemeine Schluß erlaubt, daß durchschnittlich dem kleineren Schädel die kleinere Intelligenz entspricht.

Bayerthal[1]) hat im Laufe von Jahren nicht weniger als 10000 Volksschüler und -schülerinnen im Alter von 7—14 Jahren untersucht und dabei folgende, nicht uninteressante Resultate ermittelt: bei schwach begabten und schwachsinnigen Schulkindern finden sich alle Kopfgrößen, doch bleibt hier der Schädelumfang meist hinter dem mittleren Maß der Schädel normal begabter Kinder zurück. Sehr gute geistige Fähigkeiten kommen niemals bei kleinen Köpfen vor, d. h. niemals bei 7jährigen Kindern mit einem Kopfumfang unter 48 cm (bei Mädchen 47), bei 10jährigen nie unter 49½ (48½), bei 12jährigen nie unter 50½ (49½), und nur ausnahmsweise bei 7jährigen Kindern mit einem Umfang von 50 (49), bei 10jährigen von 52 (51). Bei Erwachsenen mit einem Kopfumfang unter 52 cm (bei Frauen 51) sind hervorragende Fähigkeiten noch nicht zur Beobachtung gekommen, wenngleich die Besitzer dieser Schädel auch nicht gerade schwachsinnig zu sein brauchen. Die Körperlänge hat übrigens, um dies noch hervorzuheben, auf die Kopfgröße keinen nennenswerten Einfluß[2]).

---

[1]) Zeitschr. f. experiment. Pädagogik. 1910. S. 107.

[2]) Normalmaße.

	Körperlänge.	Kopfumfang.
Neugeborenes	50 cm	34,5 cm
nach 6 Monaten		40 „
„ 1 Jahr	70 „	45,5 „
„ 2 Jahren	80 „	47,5 „
„ 5 „	100 „	50 „
„ 10 „	128 „	52 „
„ 15 „	156 „	54 „
„ 20 „	170 „	55 „

Bei Mädchen sind die Zahlen etwas niedriger. Während das Körperwachstum mit 17 oder 18 Jahren ziemlich beendet ist, kann der Schädelumfang bei geistig tätigen Leuten bis ins 50. Lebensjahr noch immer etwas wachsen.

Aus der Schädelform (nicht zu verwechseln mit der Schädelgröße) lassen sich Rückschlüsse auf das geistige Niveau nur mit großer Vorsicht ziehen. Denn die Rachitis kann den Schädel manchmal recht auffallend verbilden ohne Schaden für den, der ihn trägt. Hinter den wunderlichst geformten Köpfen verbirgt sich oft das bestorganisierte Gehirn, und nicht darauf kommt es an, wie das Gehäuse aussieht, sondern die Maschine, die in ihm arbeitet.

3. Bewegungsstörungen sind bei Schwachsinnigen sehr häufig zu beobachten. Schwere Krämpfe, Zuckungen und Lähmungen lassen sich teils auf grobe anatomische Läsionen, auf Entwicklungshemmungen und entzündliche Prozesse im Gehirn und Rückenmark zurückführen, teils kommen sie durch psychische Vermittlung zustande — psychogen, wie man sich ausdrückt. In dem Abschnitt über Hysterie wird mehr davon die Rede sein. Auch die Epilepsie und den Veitstanz sparen wir für ein besonderes Kapitel auf.

Hier interessieren uns zunächst jene eigentümlichen zwecklosen Bewegungen und Handlungen, die wie dumme Angewohnheiten aussehen und vom Laien auch meist dafür gehalten werden. Manche gehen rhythmisch und automatisch vor sich, andere machen mehr den Eindruck des Gewollten. Die Kinder drehen sich, wiegen sich in den Hüften, nicken pagodenmäßig mit dem Kopf, klappen im Takt mit den Händen, schneiden Grimassen, schnüffeln mit der Nase, plinkern mit den Augen, zucken mit der Schulter, zupfen an den Fingern, schlenkern mit den Armen, rülpsen, räuspern, husten, schnaufen, kratzen sich, beißen sich, schlagen sich ins Gesicht, oder leiern, manchmal stundenlang, beliebige Worte oder sinnlose Reimereien herunter. Auch das Nägelkauen gehört zu den Tics, wie der Arzt alle diese triebhaften Bewegungen und Handlungen bezeichnet.

Die Tics sind ursprünglich nichts Krankhaftes. Sie kommen, wie allbekannt, auch normalerweise im vorschulpflichtigen Alter vor, die rhythmischen besonders in den ersten Lebensjahren. Auch das gesunde Kind zappelt und wackelt und babbelt und dudelt, daß es eine Art hat. Allmählich jedoch lernt es, diese Automatismen zu unterdrücken, während der gleiche Entwicklungsfortschritt bei den Schwachsinnigen mehr oder weniger ausbleibt. Später entstehen die Tics auf andere Weise, nämlich durch Fixierung von ursprünglich zweckmäßigen Bewegungen. Dem Kinde fliegt z. B. ein Staubteilchen ins Auge: es blinzelt und kneift die Augen zu, und das Blinzeln und Kneifen bleibt nun bestehen, obwohl die Ursache längst behoben ist. Oder es hat einige Male mit der Schulter gezuckt, weil die Jacke drückte, und kann sich jetzt das Zucken nicht mehr abgewöhnen. Es ist ein wichtiges physiologisches Gesetz, daß Bewegungen und Handlungen bei häufigem Wiederholen schließlich beibehalten werden und unwillkürlich zur Auslösung gelangen können.

Andere Tics wiederum sind den Ausdrucksbewegungen, den Sprechgewohnheiten, den Berufsgesten usw. verwandt. Hier hat, wenn man so will, jeder Mensch seine Tics, entstanden aus dunklen, halbbewußten Antrieben, deren eigentlicher Ursprung oft ganz

im Verborgenen bleibt. Und schließlich kommt ein Teil der Tics auf Rechnung des beim Kinde so stark entwickelten Nachahmungstriebes. Besonders sprachliche Eigenheiten äfft die Jugend, wie wir aus unserer Schulzeit wissen, gern nach, und es ist ganz wohl begreiflich, daß Stottererkinder selbst leicht Stotterer werden. Gerade das Absonderliche findet den Beifall der kleinen Leute und wird mit Vorliebe nachgemacht.

Die Tics erstarren mit der Zeit und erhalten schließlich geradezu den Charakter von Reflexen, d. h. sie gehen ohne Zutun des Willens und selbst des Wissens vor sich. Sie beherrschen Körper und Geist so vollkommen, daß die energischesten Anstrengungen, sie los zu werden, fehlschlagen. Sie können dann als äußerst lästig und peinlich empfunden werden, genau wie die Zwangshandlungen, von denen sie sich auch in der Tat kaum abtrennen lassen.

Sind die Tics, die über die ersten Jahre hinaus haften bleiben, Krankheit oder Unart? Gewiß gibt es üble Gewohnheiten, die man nicht wohl als Krankheit ansprechen kann. Aber die Grenzen zwischen ihnen und den pathologischen Tics sind sehr flüssig. Vielleicht darf man sie in folgendem finden: Angewohnheiten lassen sich durch eigene oder fremde Erziehung allmählich vom Halse schaffen, und es genügt oft schon, das Kind auf seine Dummheiten aufmerksam zu machen, damit es sie sein läßt — es hat „bloß nicht dran gedacht“. Die Tics dagegen tragen ganz wie die Zwangserscheinungen den Charakter der Unwiderstehlichkeit. Der Kranke kann von ihnen nicht loskommen, so gern er möchte, und sucht er sie gewaltsam zu unterdrücken, so gerät er in eine qualvolle Erregung, die sich fast bis zur Verzweiflung steigern kann[1]).

Den Tics stehen die Mitbewegungen nahe, worunter man ungewollte und zwecklose Bewegungen versteht, die neben anderen, gewollten und zweckmäßigen auftreten. Sie sind an sich noch nichts Krankhaftes: bei jeder heftigen Anstrengung kann man sie z. B. in Gestalt des Gesichterschneidens sehen oder beim lebhaften Sprechen in Form von Gestikulationen. Je geringer die Herrschaft über die Glieder, desto stärker die Mitbewegungen. Daher findet man sie bei Schwachsinnigen besonders stark ausgeprägt. In jeder Idiotenschule kann man bemerken, wie bei den Kindern während des Lesens, Schreibens und selbst des Sprechens der ganze Körper mitarbeitet. Recht gut beobachtet man die Mitbewegungen auch bei Stotternden, wenn sie in Erregung sind.

Die Veitstanzzuckungen lernen wir später noch kennen. Nur jetzt schon so viel, daß kurze, ungeordnete, blitzartige Bewegungen, die auch bei Aufbietung aller Willenskraft nicht unterdrückt werden können und selbst während des Spielens bestehen bleiben, den Verdacht auf Veitstanz rege machen, zumal wenn die Kinder Ähnliches bis dahin nicht dargeboten haben.

4. Das Einnässen. Im achten oder neunten Lebensmonat soll das Kind tagsüber sauber sein, mit anderthalb Jahren auch

---

[1]) Vgl. A. Pick. Über einige bedeutsame Psychoneurosen des Kindesalters. Marhold. Halle. 1904.

nachts. Wo das nicht der Fall, da wird der Arzt zunächst an einen Erziehungsfehler denken, und kann er diesen ausschließen, so hat er immer noch nicht Grund, besorgt zu sein. Denn selbst fünf-, sechsjährige Kinder, ja noch ältere nässen hin und wieder ins Bett. Der Harndrang macht sich auch im Schlaf bemerkbar und ruft die Traumvorstellung einer Situation hervor, wo das Urinieren erlaubterweise vor sich gehen darf. Daß Kinder zu bequem seien, aufzustehen, und aus Faulheit ins Bett näßten, wird wohl nur bei Schwachsinnigen mit einer reichlichen Dosis Indolenz vorkommen.

Knaben nässen häufiger ein als Mädchen. Das nächtliche Einnässen erhält sich mitunter bis über die Pubertätszeit hinaus, ja bis in das Alter der Erwachsenen; noch unter den Soldaten findet sich bei dem einen oder anderen die üble Eigenschaft. Daß die Hauptursache der Störung, wie meist angenommen wird, auf einer nervösen Funktionsschwäche der Blase beruht, ist nicht gerade wahrscheinlich, weil sonst das Einnässen auch am Tage häufiger, z. B. beim Pressen (Husten), vorkommen müßte. Die Erscheinung erklärt sich wohl mehr dadurch, daß die Zentralstelle im Gehirn, die den Blasenschluß automatisch regelt, vorübergehend versagt; sie ist beim Schlafenden sozusagen mit eingeschlafen. Nach Trömner[1]) haben Bettnässer einen sehr tiefen Schlaf, und darum erfolgt die Katastrophe gewöhnlich auch vor Mitternacht zur Zeit des festesten Schlummers. Hin und wieder mögen Blasenkrankheiten die Sache begünstigen. Reichliche Flüssigkeitsaufnahme am Abend und jäher Temperaturwechsel (vom kalten Zimmer ins warme Bett) spielen entschieden eine Rolle, haben aber nicht maßgebende Bedeutung, noch weniger die Lage des Schläfers, mehr dagegen psychische Einflüsse. Angst, Schmerz, Freude wirken auf unseren Harnapparat, und da Gemütsbewegungen sehr lebhaft in das Traumleben hineinspielen, so ergibt sich das andere von selbst.

Schwächliche, nervöse, hysterische Kinder nässen häufiger ein als gesunde und robuste. Auch der Beziehung zur Epilepsie muß hier gedacht werden. Denn das Bettnässen bildet manchmal ein epileptisches Frühsymptom. Der Verdacht wird namentlich dann gerechtfertigt, wenn sich die Kinder in mehreren Nächten hintereinander und dann wieder lange Zeit gar nicht verunreinigen, und wenn sie am nächsten Morgen auffallend schlaff, verstimmt und reizbar sind. Im übrigen denke man über das Einnässen, so peinlich es sein mag, nicht zu pessimistisch; das Übel ist, von Epilepsie und organischen Hirnleiden als Ursache abgesehen, ent-

[1]) Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Originalien. 1910. Bd. IV.

schieden als heilbar aufzufassen; zielbewußte ärztliche Therapie von einsichtsvollen Eltern in der Durchführung unterstützt, ist stets von Erfolg begleitet.

5. Skrofulose und Rachitis. Beide Leiden, namentlich die Rachitis (Englische Krankheit), bei Schwachsinnigen häufig, sind schon bei geistig normalen Kindern weit verbreitet, besonders in den niederen Bevölkerungsschichten, wo die Jugend unter schlechten sanitären Bedingungen aufwächst. Die der Tuberkulose nahe verwandte Skrofulose erkennt auch der Laie unschwer an den geschwollenen Lymphdrüsen („Drüsenkrankheit"), der Kartoffelnase, den wulstigen Lippen, den entzündeten Augen, dem chronischen Schnupfen, den Hautgeschwüren. Rachitiker fallen auf durch Wirbelsäulenverkrümmungen (Schief- und Krummhaltung), Makrozephalie („Quadratschädel", öfters mit leichtem Wasserkopf verbunden), durch Verdickungen an den Gelenken („doppelte Glieder") und an den Rippen (rachitischer „Rosenkranz"), durch das keilförmig vorspringende Brustbein („Hühnerbrust"), durch Säbel- und O-Beine, Klumpfuß, Plattfuß, durch ihre Kleinheit und ihr verlangsamtes Wachstum. Freilich läßt sich oft schwer sagen, wieviel der Verbindungen und Entwicklungshemmungen der Rachitis und wieviel der angeborenen Entartung zur Last fällt. Übrigens können sich bei frühzeitiger Ausheilung der Krankheit die Mißbildungen im Lauf der Jahre fast völlig ausgleichen: sehr viele gut gewachsene Menschen haben in ihren ersten Lebensjahren an Rachitis gelitten, und bei Kindern, die schon die Schule besuchen, bekommt man die Störung nebst ihren Folgen wesentlich seltener zu sehen als bei zwei- oder dreijährigen.

6. Nasenrachenerkrankungen. In der Kindheit, mitunter schon bei Säuglingen, wuchert mit Vorliebe jenes „adenoide", d. h. lymphdrüsenähnliche Gewebe im Nasenrachenraum, das den Namen Rachenmandel führt. Kinder mit derartigem Leiden, das gar nicht einmal besonderen Umfang zu haben braucht, kommen geistig nicht recht vorwärts. Bisweilen lassen sie ihren inneren Tiefstand schon äußerlich erkennen an einem wenig intelligenten Gesichtsausdruck. Die Nasenfalten sind verstrichen, das Mienenspiel ist schlaff, der Mund halb geöffnet, die ganze Physiognomie hat etwas Leeres, Lebloses. Die Sprache klingt kloßig, und weil ihr die rechte Resonanz fehlt, „tot". Die Kinder schnarchen im Schlafe, leiden an Alpdrücken und erwachen, da die Schleimhaut des offen gehaltenen Mundes austrocknet, ohne Erquickung, klagen über Stirnkopfschmerz, sind träge und verdrießlich. So verkümmern Regsamkeit und Intelligenz; vor allem leidet die Fähigkeit, sich zu konzentrieren, und daheim wie in der Schule geht es, ehe der Zustand richtig

erkannt wird, nicht ohne Schelte über die Trägheit und Unaufmerksamkeit ab.

7. Sinnesmängel. Ein Teil der groben Sinnesdefekte, Blindheit und Taubheit, hängt von der angeborenen Gehirnstörung ab, die an der ganzen körperlich-geistigen Entwicklungshemmung die Schuld trägt.

Unter den Kindern von Hilfsschulen und in Anstalten für Schwachsinnige fand Best[1]) nur in fünfzig Prozent gesunde Augen, Gelpke[2]) gar nur in $27^1/_2$ Prozent, wobei er freilich auch unbedeutende anatomische und physiologische Fehler mit in Rechnung gestellt hat. Besonders häufig scheint die, durch Augengläser nicht auszugleichende, Sehschwäche zu sein. Übersichtigkeit kommt öfter vor als Kurzsichtigkeit, und das rührt daher, daß die Sehfunktion auf kindlicher Entwicklungsstufe (das Auge des gesunden Neugeborenen ist übersichtig) stehen bleibt. Weiterhin sind zu erwähnen Fehler der Regenbogenhaut, der Netzhaut, der Hornhaut (z. B. eine unregelmäßige Krümmung, die die als Astigmatismus bekannte Sehstörung zur Folge hat), Linsentrübungen, Schielen, Nystagmus (Augenzittern) u. a.

Farbenblindheit — oder besser gesagt Farbenuntüchtigkeit trifft man dagegen unter den Schwachsinnigen nicht viel öfter an, als unter den Gesunden. Die Prüfung geht so vor sich, daß man den zu Untersuchenden auffordert, aus einer Sammlung bunter Gegenstände, etwa Tafeln oder Wollbündel, die gleichfarbigen zusammenzulegen. Ob das Kind dabei die Farben mit Namen bezeichnen kann, ist eine Sache für sich. Farbenbenennung hat mit Farbenerkennung nichts zu tun. Man nimmt jedoch beide Prüfungen gewöhnlich gemeinsam vor, und während, wie schon gesagt, Schwachsinnige und Vollsinnige die Farben etwa gleichmäßig gut zu unterscheiden vermögen, ergeben sich große Differenzen, wenn sie die Namen nennen sollen. Warburg[3]) hat 1800 Kinder von Normal- und Hilfsschulen untersucht und dabei gefunden, daß die geistig Gewecktesten auch mit den Namen der Farben am besten Bescheid wußten, ja er meint, daß die Fähigkeit zur Farbenbenennung geradezu als Prüfstein für die Intelligenz eines Kindes benutzt werden kann. Am häufigsten wurden Weiß und Schwarz richtig bezeichnet, dann absteigend Rot, Gelb, Grün, Blau und schließlich, in weitem Abstand, die Mischfarben Braun, Grau, Violett.

Ohrenleiden sind wie Augenleiden entweder angeboren und dann Folge der defekten Hirnanlage, oder erworben, z. B. nach akuten Infektionskrankheiten wie Scharlach oder Diphtherie. Kinder, die vor dem sechsten oder siebenten Jahr ihr Gehör verlieren, büßen meist auch die Sprache ein. Die Prüfung des Hörvermögens macht, soweit es sich nicht um die Feststellung völliger Taubheit handelt, bei Schwachsinnigan viele Schwierigkeiten, weil

[1]) Enzyklopädisches Handbuch der Heilpädagogik.

[2]) Über die Beziehungen des Sehorgans zum jugendlichen Schwachsinn. Marhold. Halle. 1904.

[3]) Münch. med. Wochenschr. 1909. No. 49.

die zu Untersuchenden Aufmerksamkeit, Verständnis und guten Willen mitbringen müssen. Daher stimmen auch die Resultate, die die verschiedenen Ohrenärzte gewonnen haben, eigentlich nur in der Hinsicht überein, daß das Hörvermögen der Imbezillen und Idioten hinter dem der normalen Kinder durchschnittlich zurücksteht. Taubheit oder vielmehr die ihr zugrunde liegende Hörnerven- oder Hirnkrankheit kann sich vererben, und taubstumme Geschwister sind bekanntlich nichts Ungewöhnliches.

Sprachfehler. Das Sprechen, namentlich wenn es nicht nur im Nachplappern besteht, sondern geistiger Tätigkeit zum Ausdruck dient, ist einer der kompliziertesten Vorgänge im menschlichen Organismus. Machen wir uns klar, welche Bedingungen erforderlich sind, damit alles richtig funktioniert.

Die Stimme wird im Kehlkopf erzeugt, und zwar während des Ausstoßens von Luft durch die Stimmritze, die Sprache, d. h. die Artikulationsbildung, im Nasenrachenraum und im Munde mit Hilfe von Gaumen, Zunge, Zähnen und Lippen. Zahlreiche Muskeln und Müskelchen stehen im Dienst der Lautbildung, und wenn sie mit ihrer Tätigkeit nicht rechtzeitig einsetzen, ineinander greifen und ihre Leistungen nicht auf das genaueste und feinste abstufen, so klappt die Sache nicht. Antrieb und Regulierung der verwickelten Arbeit geschieht durch das Gehirn, und zwar durch das sogenannte motorische Sprachzentrum, das durch Nerven mit den Sprachorganen verbunden ist. Sind erstens der Sprechapparat selbst, zweitens das Sprechzentrum im Gehirn und drittens die Nervenbahnen zwischen beiden in Ordnung, so kann der Mensch sprechen.

Aber wohlgemerkt: er spricht zunächst nur rein mechanisch wie ein Papagei, ohne Verständnis für das, was er sagt. Damit ein vernunftdiktiertes Sprechen möglich wird, sind noch verschiedene andere Bedingungen zu erfüllen. Zunächst muß uns die Wortsymbolik geläufig sein. Wir können ja unser geistiges Innenleben der Außenwelt nicht unmittelbar mitteilen, sondern nur durch Ausdrucksbewegungen, durch Gebärden und Worte. Worte sind sinnliche Zeichen für Wahrnehmungen, Vorstellungen, Begriffe; Sprache ist Symbolik. Zum Erlernen dieser Symbolik ist wiederum zweierlei nötig. Zunächst müssen die sprachaufnehmenden Organe ihre Schuldigkeit tun, nämlich das Ohr (Taubgeborene bleiben ohne Unterweisung stumm) und in geringerem Grade auch das Auge. Denn das Kind hört nicht bloß Worte, sondern liest sie anfangs auch vom Munde ab. Und zweitens muß zu dem Wortehören auch das Worteverstehen treten. Die Vokabel Mensch, homme, man, homo besagt allein gar nichts; erst wenn sie mit dem dazu gehörigen Ding in Gedanken verknüpft wird, bekommt sie Inhalt und Sinn. Wortbildung und Wortverständnis stellen die beiden Grundfunktionen der Sprache dar. Zur Vollendung des ganzen verwickelten Vorganges bedarf es aber einer Verbindung zwischen den beiden Komponenten, fehlt es an dieser, so kann der Mensch sprechen, er kann auch verstehen, aber beides ohne Zusammenhang, er meint z. B. den Stuhl und sagt das Bett, und obwohl er seinen Fehler selber merkt und sich darüber ärgert, kann er ihn doch nicht korrigieren. Er ist „paraphasisch“, er spricht „daneben“. Bei Kranken, die einen Schlaganfall erlitten haben, läßt sich dieser merkwürdige Zustand sehr schön beobachten.

Angeborene Sprachstörungen sind bei Schwachsinnigen ungemein häufig, und zwar in jeglicher Form. In Idiotenanstalten und kaum weniger in Hilfsschulen wimmelt es von sprachgebrechlichen Kindern. Indessen muß man folgendes beachten: wer arti-

kulatorisch schlecht spricht, d. h. wer stammelt oder stottert, ist darum noch nicht schwachsinnig oder auch nur minderbegabt. Denn Sprachfehler können auf Schwerhörigkeit oder auf zufällige Erkrankungen und Mißbildungen der Sprechorgane zurückzuführen sein, z. B. auf Gaumenspalten, Zahnlücken, Nasenrachenwucherungen. Allerdings beeinträchtigen manchmal diese Gebrechen, wie wir schon bei den Adenoiden gesehen haben, auch indirekt das Sprechvermögen, indem sie die Sprechlust und damit das richtige Erlernen der Sprache lahmlegen.

Auch dort, wo Organverbindungen fehlen, ist es ohne weiteres noch kein böses Zeichen, wenn Kinder bis in die Schuljahre hinein das richtige Sprechen nicht völlig erlernt haben; Kinder entwickeln sich eben verschieden schnell, und selbst unter den Erwachsenen gibt es Stammler (von den Stotterern ganz zu schweigen), die geistig durchaus auf der Höhe stehen. Manche Sprachgebrechen werden sogar absichtlich geübt, weil sie als fein gelten, z. B. das Näseln. Für die Intelligenzbeurteilung kommt es weniger darauf an, wie ein Kind spricht, als was es spricht, ja mehr noch, ob es rechtzeitig begreift, was man zu ihm sagt. Denn das Wortverständnis ist normalerweise viel früher entwickelt als das Sprechvermögen, wie jede Mutter weiß.

Ein Teil der Sprachunvollkommenheiten hängt mit denselben Hirnstörungen zusammen, die auch den Schwachsinn verschulden. Sind die Zentren des Wortverständnisses und der Wortbildung beeinträchtigt, so fehlt die Sprache ganz oder teilweise, und wir haben jenen als Aphasie bekannten Zustand, der wie die Paraphasie auch bei Erwachsenen vorkommt, z. B. nach einem Gehirnschlage (Blutung oder Gefäßverstopfung im Gehirn). Die tiefstehenden Idioten sprechen überhaupt nicht, teils weil sie nicht können, teils weil sie bei ihrem Mangel an Vorstellungen und Begriffen nichts zu sagen wissen. Andere Schwachsinnige bleiben gewissermaßen auf halber Stufe der Entwicklung stehen: sie plappern gleich kleinen Kindern, lallen, stammeln in eintönigem Rhythmus sinnlose Worte und Sätze oder sprechen Gehörtes rein mechanisch nach, unfähig, etwas aus dem Eigenen zu geben — Papageien- oder Echosprache. Dabei verstehen sie einfache Sätze manchmal ganz gut, denn sie kommen Aufträgen nach.

Unter den Sprachstörungen leicht Schwachsinniger und Psychopathen treten die artikulatorischen in den Vordergrund. Wir unterscheiden zwei große Gruppen, das Stammeln und das Stottern. Beide Gebrechen werden im gewöhnlichen Leben gern verwechselt, haben aber, obgleich sie gemeinsam vorkommen können, nichts miteinander zu tun.

Unter Stammeln versteht man fehlerhafte Lautbildung. Jedes Kind stammelt bis zum 3., auch wohl bis zum 4. Lebensjahre. Stammler lassen Buchstaben oder Silben aus, ersetzen sie durch andere oder stellen sie um. Die Konsonanten fallen ihnen schwerer als die Vokale, namentlich das k, g, l, r und die S-Laute. Sie sagen z. B. Taffeetanne statt Kaffeekanne, eben statt geben, bind statt Bild oder blind, heiten oder feiten statt reiten. Die Zischlaute bringen sie unvollkommen und falsch heraus (Bön statt schön), oder sie lispeln, d. h. stecken die Zungenspitze zwischen die Zähne. Manchmal sind sie kaum zu verstehen. Liebmann[1]) bringt folgendes Beispiel. Statt „Ich bin klein, mein Herz ist rein, liebe Mama, sollst glücklich sein", spricht der Knabe: „It be krein, mei hat it krein, kio mama, doll grütritt dein!" Eine Abart des Stammelns ist der Agrammatismus oder die Unfähigkeit, richtige, vollkommene Sätze zu bilden, z. B. „Hut tul" für „Der Hut liegt auf dem Stuhl". Das Stammeln ist entweder Teilerscheinung einer allgemeinen unzulänglichen Entwicklung, oder es rührt von Mißbildungen des Mundes und der Nasenrachenhöhle her. Mütter und Muhmen von anno dazumal glauben auch noch an das „zu kurze Zungenbändchen" und „lösen" die Zunge mit der Schere. Besser wäre es, sie machten mit ihrem Liebling nicht das Gedudel der Babysprache mit, wenn es ihren Ohren auch noch so süß und possierlich klingt, sondern gewöhnten ihn bald an ein vernünftiges Sprechen.

Beim Stottern ist die Lautbildung ungestört, aber die Tätigkeit der einzelnen Sprechmuskeln greift, wahrscheinlich infolge einer Art von Krampf, nicht genau ineinander. Der Stammler sagt Topf statt Kopf, der Stotterer Kkkkkopf oder K — — opf (das K wird lange angehalten, es klebt). In schwereren Fällen treten Mitbewegungen, Verzerrungen des Gesichts, ja veitstanzähnliche Zuckungen im ganzen Körper auf. Allbekannt ist der Einfluß von Gemütsbewegungen auf die Auslösung des Übels. Scheu, Verlegenheit, Angst machen die Sache schlimmer. Daher kommt es, daß das Stottern in den Schuljahren vielfach zunimmt, statt zurückgeht, und daß das Kind bei dem einen Lehrer ganz gut spricht, beim andern schlecht, und infolgedessen nach Begabung und gutem Willen verschieden beurteilt wird. Manche Stotterer können ziemlich fließend lesen, auch Gehörtes nachsprechen, nicht aber frei reden, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß das Einkleiden der Gedanken in Worte mehr geistige Anstrengung nötig macht und mehr Befangenheit auslöst als das mechanische Reproduzieren. Auch beim Singen legt sich das Stottern, weil die Sprache gedehnt wird; ferner nimmt es beim Flüstern ab. Dem Stottern ähnlich hört sich das Poltern an, muß aber von ihm unterschieden werden: der Polterer spricht hastig, verschluckt Silben und Wörter, gerät ins Stocken und kommt erst nach einer kleinen Weile wieder in Gang.

Bisweilen ist das Stottern ererbt. Bei Stottererkindern läßt es sich freilich schwer sagen, wieviel auf das Konto der Vererbung und der Nachahmung gesetzt werden muß, da ja das Kind beständig das schlechte Beispiel vor sich hat. Schreck hat nur vorübergehendes, nicht dauerndes Stottern zur Folge. Knaben werden von dem Gebrechen viel häufiger heimgesucht als Mädchen. Die Intelligenz kann völlig ungestört sein. Auch unter den Schwachsinnigen kommt der Sprachfehler seltener vor als das ungemein verbreitete Stammeln: nur zwei bis drei Prozent der Hilfsschüler stottern, über fünfzig Prozent dagegen stammeln.

Der Schwachsinn.

1. Allgemeines. Kretinismus und Mongolismus.

Schwachsinn ist angeboren oder erworben. Der erworbene kommt z. B. vor als Endstadium ungeheilt gebliebener Geistes-

[1]) Vorlesungen über Sprachstörungen. Berlin 1898. Oskar Coblentz.

störungen, ferner bei dem sogenannten Jugendirresein oder der Hebephrenie, bei Trinkern, Epileptikern, im Greisenalter usw. Der Arzt unterscheidet ihn als Demenz von dem angeborenen Schwachsinn oder der Idiotie.

Streng genommen ist der Schwachsinn keine Krankheit, sondern nur ein Krankheitssymptom, wie der Husten oder das Fieber oder der Kopfschmerz. Erst der zugrunde liegende pathologische Gehirnprozeß, die Bildungshemmung oder die Entzündung, oder was es sonst sein mag, stellt die eigentliche Krankheit dar. Da wir aber die verschiedenartigen Gehirnstörungen, die die Idiotie verschulden, noch nicht alle kennen, so bleibt uns vorderhand nur übrig, bei dem allgemeinen Ausdruck angeborener Schwachsinn oder Idiotie stehen zu bleiben.

Man zählt, vornehmlich aus praktischen Rücksichten zum angeborenen Schwachsinn den in der ersten Lebenszeit erworbenen. Sprachlich also zu Unrecht, wissenschaftlich jedoch nicht ohne gute Gründe, denn erstens sind die krankhaften Vorgänge im Gehirn, die ihn verursachen, so ziemlich dieselben wie jene, die sich während der Embryonalperiode abspielen, und zweitens führen sie auch zu dem gleichen traurigen Ausgang, weil der geistige Erwerb des Kindes während der gesunden ersten Lebensmonate durch den Krankheitsprozeß so gut wie ganz wieder vernichtet wird. Es macht in der Tat nichts aus, ob das Gehirnleiden vor der Geburt, zur Zeit der Geburt oder in früher Kindheit einsetzt. Freilich: was heißt in früher Kindheit? Will man eine Grenze festlegen, so mag man sie für das dritte Lebensjahr annehmen, weil sich die Sprache als Hauptvermittlerin der geistigen Bildung bis dahin noch nicht genügend entwickelt hat.

Idiotie ist wie gesagt zunächst nur ein Sammelausdruck für angeborene oder früh erworbene Zustände von Schwachsinn, und da wir diese Zustände noch nicht alle in eine Reihe wohlumschriebener Krankheitsformen auflösen können, so nimmt man die Einteilung vielfach nach rein äußerlichen Gesichtspunkten vor, z. B. nach der Gestaltung des Schädels (Makrozephale, Mikrozephale, Hydrozephale) oder nach dem Grade des Schwachsinns[1]). Immerhin heben sich schon jetzt einige anatomisch oder sonstwie gut charakterisierte Gruppen aus der Menge hervor. Da sie jedoch vorwiegend für den Fachmann Interesse haben, so übergehe ich die meisten hier und erwähne nur zwei bekanntere, nämlich den Kretinismus und den Mongolismus.

Kretinen[2]) nannte man früher die Schwachsinnigen überhaupt, und noch heute heißen einzelne Idiotenanstalten Kretinenanstalten. Später beschränkte sich die Anwendung des Begriffes

---

[1]) Den besten Überblick darüber gibt Weygandt: Über Infantilismus und Idiotie. Zft. f. d. ges. Neurolog. u. Psychiatrie Bd. 17. S. 613. 1913.

[2]) Woher die Bezeichnung Kretin stammt, ist nicht bekannt. Vom lateinischen creta, Kreide, dürfte sie kaum herrühren, obgleich seinerzeit Campe das Wort „Kreidling" zur Verdeutschung vorgeschlagen hat. Eher vielleicht von christianus (der Unschuldige).

auf mißbildete Geistesschwache. Diese Definition ist zwar bestimmter, genügt aber nicht. Denn Kretinen sind nicht immer mit einem Kropf, d. h. einer Schilddrüsenvergrößerung, behaftet, wohl aber stets mit einer Erkrankung oder einer unvollkommenen Entwicklung der Drüse. Die Schilddrüsenentartung bildet die Ursache des Kretinismus.

Einige Drüsen nämlich, die Nebenniere, die Hypophyse (Hirnanhang), die Zirbeldrüse, die nach der Kinderzeit normalerweise verkümmernde Thymusdrüse und die Schilddrüse sondern gewisse Stoffe (die sogenannten Hormone) in das Blut ab, und diese haben wahrscheinlich den Zweck, Stoffwechselgifte, die sich fortdauernd im Körper bilden, unschädlich zu machen. Ist die „innere Sekretion" gestört, so geht der Mensch einer langsamen geistigen und körperlichen Verkümmerung entgegen, die sich speziell bei der Entartung oder mangelhaften Ausbildung der Schilddrüse in dem Bilde des Kretinismus äußert. Der Kretinismus läßt sich experimentell an Tieren erzeugen — man braucht ihnen nur die Schilddrüse zu entfernen —, und als man bis vor noch nicht langer Zeit von all diesen Dingen nichts wußte, hat man auch Menschen, denen man den Kropf radikal wegnahm, unfreiwillig zu Kretinen gemacht. Jetzt läßt der Chirurg, wenn er den Kropf operiert, ein Stückchen der Drüse im Körper zurück.

Der Kretinismus kommt vereinzelt überall vor, obschon selten. Es gibt jedoch Kretinengegenden, in denen das Leiden einheimisch ist, so z. B. in einigen abgeschlossenen Alpentälern Savoyens, der Steiermark, Kärntens und Salzburgs. Früher war der Kretinismus auch in Unterfranken und mehreren anderen Gegenden Süddeutschlands ziemlich stark verbreitet, nimmt aber neuerdings ab. Die Ursache der Schilddrüsenentartung soll mit der Bodenbeschaffenheit in Zusammenhang stehen: man nimmt an, daß das aus bestimmten Gesteinsarten fließende und zum Trinken benutzte Quellwasser eine krankmachende Schädlichkeit, vielleicht einen Mikroorganismus oder dessen Gift enthält. Hunde und Ratten, die man derartiges Wasser genießen ließ, wurden kropfkrank, wenn auch nicht direkt kretinös. Jedenfalls spielt aber noch eine andere, bislang unbekannte Ursache mit, sonst müßten sich in den gefährdeten Gegenden viel mehr Schilddrüsenkranke und Kretinen finden.

Die Erscheinungen des Kretinismus zeigen sich gewöhnlich einige Monate nach der Geburt. Dreierlei ist für das Leiden kennzeichnend: Zwergwuchs, Hautschwellung und Schwachsinn. Der Kretin sieht gedrungen und oftmals unförmlich aus: seine Knochen sind kurz und dick, und das Längenwachstum des Körpers geht selten über $1^1/_4$—$1^1/_2$ m hinaus. Die Haut nimmt eine eigentümlich teigig-harte Verdickung an und wird trocken, kühl, von bläulichweißer oder wächserner Farbe: man nennt diese Veränderung Myxödem. Finger und Zehen, Hände und Füße sind plump, der Unterleib vorgetrieben, die ungefügige Zunge scheint im Munde kaum Platz zu finden, und das Gesicht erhält einen greisenhaften Zug. Die Bewegungen sind ungeschickt, der Gang schleppend. Infolge Verkümmerung der Schweißdrüsen ist die Neigung zum Schwitzen auffallend gering. Die Geschlechtsentwicklung bleibt zeitlebens auf kindlicher Stufe stehen. Das geistige Bild entspricht dem des apathischen Schwachsinns, die Kinder sind träge, müde, geistig rückständig, sprechen und hören schlecht; wie beim Schwach-

sinn überhaupt finden sich auch hier alle Abstufungen von leichter Verdummung bis zum tiefen Blödsinn.

Die Schilddrüsenentartung braucht nicht angeboren zu sein, kann vielmehr in jedem Lebensalter einsetzen. Macht sie sich erst nach vollendetem Wachstum bemerkbar, so beschränken sich die Störungen auf die charakteristische Hautveränderung und die Abnahme der Geisteskräfte. Man spricht dann gewöhnlich von myxödematösem Schwachsinn oder kurzweg von Myxödem. Übrigens gibt es in Kretinengegenden Schwachsinnige ohne sonderliche Beeinträchtigung des Skelettwachstums und ohne auffallend starkes Myxödem, also gleichsam Rudimente des Kretinismus.

Seitdem die Ursache des Kretinismus bekannt, ist auch der Behandlung der Weg gewiesen. Der Arzt sucht die fehlende oder ungenügende Funktion der Schilddrüse durch Verabreichung von tierischen Schilddrüsenpräparaten zu ersetzen, und es gehört zu den erfreulichsten und überraschendsten Erfolgen der modernen Heilkunde, daß es ihr auf diese Weise gelingt, eine ganze Anzahl von Kranken körperlich und geistig wesentlich zu bessern, ja geradezu der Gesundheit wiederzugeben.

Der Mongolismus, der in Deutschland bei etwa ein Prozent (in England bei fünf Prozent) der Geistesschwachen beobachtet wird, leitet seinen Namen von dem mongolenähnlichen Gesichtsschnitt der Kranken her. In der Tat ist der Anblick sehr charakteristisch, und ein Fall gleicht so sehr dem andern, daß man nicht mit Unrecht sagt: wer einen gesehen hat, hat alle gesehen. Die Augen sind schief gestellt, die Lidspalte schlitzförmig, im inneren Augenwinkel findet sich öfters eine halbmondförmige kleine Hautfalte, Epicanthus genannt, die Lidränder sind häufig leicht entzündet, die Wimpern dünn. Der Schädel ist rund, die Nasenwurzel breit, und die Jochbeine springen vor, das Gesicht zeichnet sich durch frische und (infolge leichten Hautausschlags) gerötete Farbe aus, gleich als ob es geschminkt sei; auffallend ist die dicke, rissige, tief gefurchte Zunge. Die Haut ist etwas geschwellt, aber nicht wie bei Kretinen kalt und blaß, sondern warm, weich und gerötet. Die Mongolen sind klein, ein wenig korpulent, und der verhältnismäßig große Rumpf bei kleinen Gliedmaßen gibt ihnen das Aussehen des „Gestutzten“. Die Handflächen sind rissig wie die Zunge, die Finger und Zehen kurz, die Gelenke merkwürdig biegsam, so daß z. B. die Finger weit nach hinten, fast bis auf den Handrücken überstreckt werden können. Manche Kranke vermögen unter allerhand Gliederverrenkungen die seltsamsten Stellungen anzunehmen, und solch ein Kerlchen macht dann, bei seiner kurzen Figur und den roten Backen, fast den Eindruck eines kleinen Clown.

Was die Geisteskräfte anlangt, so finden wir wieder alle Abstufungen des Schwachsinns. Mongolen sind vorwiegend zufrieden-heiterer Stimmung und lebhafter als die Kretinen; sie achten auf alles, was um sie herum vor sich geht, wenn auch von dem Wahrgenommenen wenig haften bleibt. Mitunter lernen sie anfangs ganz leidlich, um dann allmählich in ihren Leistungen nachzulassen; es ist, als hätten sie, was sie an Geist besaßen, verausgabt. Ähnlich geht es mit dem körperlichen Wachstum. Diagnostisch von Bedeutung ist, daß sich der mongoloide Typus zum Unterschied vom kretinösen gewöhnlich schon zur Zeit der Geburt an der Kleinheit und dem Fettreichtum des Körpers, den Schlitzaugen und den beweglichen schlaffen Gelenken erkennen läßt[1]).

Die Ursache des Leidens ist bis jetzt unbekannt. Die Vermutung, daß es sich auch hier wie beim Kretinismus um innere Sekretionsstörungen handelt, hat aber viel für sich. Jedenfalls führt der Mongolismus durchaus zur Entartung: die Entwicklung

[1]) H. Vogt, Ztschr. f. d. Erforsch. u. Behandlg. d. Schwachsinns. Bd. I. S. 445.

ist behindert, die Widerstandskraft gering und das armselige Leben erlischt frühzeitig. Selten gelangen die Kranken über das 25. oder 30. Jahr hinaus, und die Mehrzahl stirbt viel früher; meist rafft sie die Tuberkulose dahin.

Nach dem Grade des angeborenen Schwachsinns, gleichgültig welchen Ursprungs dieser sei, werden zwei, auch wohl drei Stufen unterschieden. Auf der untersten stehen die Idioten im engeren Sinne. Das Wort Idiotie hat also eine doppelte Bedeutung: allgemein genommen bezeichnet es den angeborenen Schwachsinn schlechthin, speziell genommen seine schweren Grade.

Recht unpassend ist der noch weithin gebräuchliche Name Idiotenanstalt. Denn diese Anstalten verpflegen durchaus nicht nur Idioten, d. h. von Geburt an Geistesschwache, sondern auch Kranke mit erworbenem Schwachsinn, mit Epilepsie und Hysterie, sogar Kinder mit akuten Geistesstörungen. Die jetzt übliche Bezeichnung ist daher sachlich unvollständig und überdies, wie der Sprachgebrauch nun einmal liegt, auch kränkend. Denn der Ausdruck Idiot[1]) hat in der Vulgärsprache einen fatalen Beigeschmack. Das fühlen selbst manche geistesschwache Kinder heraus, — „wir sind doch keine Idioten“, sagen sie. Unwillkürlich steigt, wenn man das Wort Idiot hört, vor dem geistigen Auge ein halb tierisches, mißgestaltetes Wesen auf, mit stupidem oder blöde grinsendem Gesicht, nicht viel mehr als eine massa carnis, ein Fleischklumpen, wie Luther sich einmal ausdrückte. Der Laie, der zum ersten Male eine Idiotenanstalt besucht, wundert sich, wenn er seine vorgefaßte Meinung eigentlich nur in wenigen Fällen bestätigt findet. Durchaus nicht jeder Idiot ist ein Kaliban, ein Ausbund von Scheußlichkeit, es gibt sogar ausgesprochen hübsche Kinder unter ihnen. Am besten wäre es daher, der Ausdruck Idiotenanstalt fiele ganz und gar, und man spräche, richtiger und zartfühlender, von Anstalten für geistesschwache und geisteskranke Kinder oder Jugendliche.

Die Schwachsinnigen höherer Stufe werden Imbezille genannt, und wer eine Dreiteilung zugrunde legt, der setzt an die oberste Stelle, also zwischen Imbezille und Normale, nach Ziehens Vorgang die Debilen. Die Abgrenzung ist freilich der Willkür anheimgegeben; sie richtet sich im allgemeinen nach dem Reichtum von Begriffen und dem Grad der Urteilsfähigkeit, den der Schwachsinnige besitzt.

Bei erwachsenen Schwachsinnigen läßt sich eine Basis für die Abgrenzung leichter finden, — in dem (allerdings hinkenden) Vergleich mit der Beschaffenheit normaler Kinder der verschiedenen Altersstufen. Wer die Stufe eines Siebenjährigen nicht erreicht, ist ein Idiot, wer die eines Achtzehn- oder Einundzwanzigjährigen nicht überschreitet, ein Imbeziller. Das Bürgerliche Gesetzbuch benutzt diese Staffel zur Festlegung der Begriffe geschäftsunfähig und beschränkt geschäftsfähig.

---

[1]) Idiot vom griechischen idiotes heißt eigentlich ein Privatmann. Die Griechen meinten damit eine Persönlichkeit, die sich an den Staatsgeschäften nicht beteiligte, die abseits stand, einen Sonderling. Daraus wurde dann ein Unerfahrener, ein Dummkopf, ein Trottel.

Auch die Bildungsfähigkeit zieht man zum Maßstab der Abgrenzung heran, was sich aber kaum empfiehlt. Denn alle geistesschwachen Kinder, mit wenigen Ausnahmen, lassen sich in einer oder der anderen Weise geistig fördern, wenn sie in geeignete Hände kommen. Und worauf bezieht sich die Bildung? Nur auf die Entwicklung der Verstandeskräfte oder auch auf die Entfaltung der Gemüts- und Willensanlagen? Dieses zweite ist doch das eigentlich Wichtige. Was nützt es, wenn ein Kind die zehn Gebote und die Namen der europäischen Hauptstädte auf das schönste herzusagen weiß, aber sittlich tief unten steht? Zum Leben wird es dadurch nicht brauchbar gemacht. Schwachsinn ist mehr als intellektuelle Schwäche, er ist Verkümmerung der Gesamtpersönlichkeit. Versteht man aber unter Bildungs- nur die Unterrichtsfähigkeit, so fragt es sich wieder: was für ein Unterricht ist gemeint? Der praktische oder der theoretische? Der Imbezille, der sich in Haus und Garten und Werkstatt unter Anleitung nützlich macht, aber seinen Namen nicht schreiben kann, ist doch auch unterrichtsfähig und taugt überdies mehr als der andere, der die Schulbank gedrückt hat und ein paar Sätze buchstabiert, aber jeder Anweisung zu praktischer Tätigkeit Verständnislosigkeit entgegenbringt! Es ist darum nicht gutzuheißen, wenn manche Idiotenanstalten die Aufnahme eines Kindes von seiner Bildungs- oder Nichtbildungsfähigkeit abhängig machen.

2. Die Erkennung des Schwachsinns in den ersten Lebensjahren.

Geistiges Leben können wir nur an uns selbst unmittelbar beobachten. An unsern Mitmenschen lernen wir es kennen auf einem Umweg — durch Deutung ihrer Lebensäußerungen, ihrer Ausdrucksbewegungen, ihrer Handlungen und vor allem ihrer Sprache. Wir nehmen nicht den Zorn wahr oder die Furcht, sondern nur das, was die Affekte aus dem Menschen machen — sehen das gerötete oder erblaßte Antlitz, hören die erregten Worte, und da wir an uns bei gleicher Gemütsverfassung Ähnliches beobachten, so schließen wir aus diesen Erscheinungen auf ein entsprechendes inneres Erlebnis.

Beim kleinen Kind fehlt nun leider das Wichtigste, die Sprache, und so muß sich die Interpretation auf seine Bewegungen und dürftigen Handlungen beschränken. Das ist nicht viel, und unsere Schlüsse trügen uns um so leichter, je jünger die Kinder sind. Unversehens geraten wir in den Sumpf falscher Analogien. Das Baby lächelt: also freut es sich; es schreit: also fühlt es Hunger; es streckt die Arme der Mutter entgegen: also erkennt es sie — das ist die berüchtigte Kinderstubenpsychologie, wie Münsterberg

einmal diese Methodik verspottet hat. Übrigens verfallen wir bei der Psychologie der Wilden, der Tiere und der Geisteskranken in die gleichen Irrtümer. „Im Auslegen seid frisch und munter, legt Ihr nichts aus, so legt was unter.“ Immerhin hat sich in den letzten Dezennien aus dem Wirrwarr unbewiesener Vermutungen und Behauptungen eine brauchbare Kinderpsychologie, wenigstens für die ersten Lebensjahre, herausgeschält. Wir verdanken sie in erster Linie Preyer und seinem bekannten Buche „Die Seele des Kindes“.

Natürlich vermehren sich die Schwierigkeiten bei der Erforschung des Seelenzustandes eines geistig nicht normalen Kindes. Aber die Aufgabe, die wir uns in diesem Kapitel stellen, ist glücklicherweise leichter. Wir gehen nicht darauf aus, die psychische Entwicklung eines derartigen Wesens in all ihren Einzelheiten zu verfolgen, sondern sind zufrieden, wenn es uns gelingt, zu erkennen, ob ein Kind, das erst wenige Wochen oder Monate zählt, zu den Geistesschwachen gehört oder nicht. Die Beantwortung einer bangen Frage für die Eltern: wird das kleine Geschöpf, das da in der Wiege liegt, sich kräftig und gesund entfalten, ihnen zur Freude und ihm selbst zum Segen? Woran sehen wir es, wie können wir es erfahren?

Die Untersuchung des Körpers genügt natürlich allein nicht. Anatomische Regelwidrigkeiten, Schädelanomalien, Degenerationszeichen, Lähmungen oder andere Funktionsstörungen sagen uns viel, aber nicht alles. Denn ein idiotisches Kind kann körperlich normal gebildet sein und ein geistig vollsinniges verkrüppelt. Eine Lähmung z. B. deutet zunächst auf nichts anderes hin, als daß bestimmte Teile des Nervensystems, des Rückenmarks oder Gehirns, nicht in Ordnung sind. Ob aber dieses Gebrechen später das psychische Leben beeinträchtigen wird oder nicht, das ist wiederum eine Frage für sich, die auch der Arzt nicht immer zu entscheiden vermag.

Jedenfalls liegt das Schwergewicht der Diagnostik in der Beobachtung, wie sich ein Kind verhält und weiter entwickelt. Anfangs ist jedes Kind nur eine Art Automat und Reflexmaschine; allmählich klettert es dann die geistige Stufenleiter empor und wird zu einem mit bewußtem Willen handelnden Wesen. Wann und wie sich dieser Fortschritt vollzieht, darauf kommt es an. Macht das Kind zur rechten Zeit die ersten Schritte, lallt es die ersten Worte, dann herrscht großer Jubel im Hause: die Eltern sehn, es geht voran. Und die Freude ist berechtigt. Nur darf man nicht zu ängstlich sein, wenn einmal nicht alles nach dem Schnürchen abläuft. Körperliche und geistige Entwicklung gehen

nämlich einander weder parallel, noch schreiten sie, jede für sich betrachtet, in gleichem Zeitmaß vorwärts. Dabei kann man von Rachitis und ähnlichen Störungen ganz absehen: auch beim gesunden Kinde wechselt das Tempo. Nach der allgemeinen Regel folgt auf einen raschen Anstieg eine Verlangsamung des Wachstums.

Die gleiche Erfahrung darf man ruhig auf die meisten anderen Funktionen, physiologische und psychologische, übertragen, auf das Gehen und Sprechen, auf die Erlernung komplizierter, Geschicklichkeit erfordernder Handlungen und nicht minder auf die geistige Entwicklung. Jeder Lehrer kennt bei seinen Schulkindern das sprungweise Fortschreiten, das Laufen im Eilmarsch und die Pausen der Trägheit dazwischen. Der Letzte in der Quinta sitzt in der Prima bisweilen obenan. Erst über einen gewissen Höhengrad hinaus wird die Hemmung der geistigen Entwicklung bedenklich: der geistesschwache Hilfsschüler kehrt sehr selten, fast nie in die Normalschule zurück. Da also sind wir schon im Pathologischen drin. Bleibt aber ein langsames Wachstum noch halbwegs im Bereich des Normalen, so bietet es mehr Gewähr für den schließlichen Enderfolg als das überstürzte.

Die normale Entwicklung nimmt nicht den gleichmäßigen Lauf wie der Zeiger an der Uhr, und es verschlägt nichts, ob das Kind zum ersten Male in der sechsten oder achten Lebenswoche sein Köpfchen hebt, am vierten oder sechsten Tage lächelt, mit zwölf oder vierzehn Monaten die ersten Schritte tut. Laßt ihm nur Zeit, auch der Gemächliche erreicht sein Ziel! Gewiß sind Durchschnittszahlen nicht ganz ohne Wert, sie ermöglichen die Orientierung: was von der Mittellinie allzusehr abweicht, erregt Verdacht. Sonst aber legt die Kinderpsychologie mit Recht mehr Gewicht auf das Wie als auf das Wann der Entwicklung. Der angeborene Schwachsinn ist nicht bloß verzögertes, sondern vor allem verkümmertes Wachstum. Der zwölfjährige Schwachsinnige ist kein sechsjähriger Normaler. Kein Zwerg nur, sondern ein Krüppel!

Nicht bei allen Schwachsinnigen datiert die Verkümmerung vom ersten Tage an. Leider hat der Arzt wenig Gelegenheit, Erfahrungen darüber zu sammeln, in welcher Lebenszeit der Schwachsinn am häufigsten einsetzt.

Es soll nunmehr versucht werden, durch Darstellung der normalen geistigen Entwicklung während der frühesten Lebensepoche die krankhafte dem Verständnis näher zu bringen.

Betrachten wir den Säugling in der Wiege. Er dehnt und reckt und streckt sich, bewegt die Beinchen und Ärmchen, schneidet

Grimassen, verzieht den Mund zu einem Lächeln, einem Gähnen oder läßt seine Stimme laut erschallen, er handelt dabei willen- und absichtslos. Sein Tun stellt Entladung von Spannkräften vor, die aus dem Innern kommen und nach Abfluß drängen. Diese rein mechanischen Muskelreaktionen auf innere Reize nennen wir spontane Bewegungen. Daneben können durch äußere Reize bestimmte Bewegungen ausgelöst werden, die auch beim Erwachsenen in gleicher Weise unwillkürlich auftreten, nämlich Reflexe; so die Fußbeugung beim Bestreichen der Sohle, Verziehen des Gesichtes bei Geschmacksreizen des Bitteren, Lachen bei Kitzeln.

Viele Reflexe können unterdrückt werden, ja müssen es, wenn eine geistige Weiterentwicklung möglich sein soll. Denn der Fortschritt beruht zum größten Teil auf der Fähigkeit, Reflexvorgänge durch den bewußten Willen zu hemmen und damit den Körper in die Gewalt zu bekommen. Freilich lassen sich nicht alle Reflexe ausschalten, z. B. jener nicht, durch den die Pupille bei Lichteinfall ins Auge verengert wird; er tritt vielmehr immer ein, und Wille und Absicht sind außerstande, ihn zu beeinflussen.

Eine dritte Form bildet die Triebbewegung. Zugrunde liegt stets ein lebhaftes sinnliches Gefühl der Lust oder Unlust, zunächst noch von keiner klaren Vorstellung begleitet. Im Lauf der Zeit aber verliert der Trieb den Charakter dieser Unbestimmtheit: das Kind lernt, daß sein Hungergefühl auf eine besondere Art, nämlich durch das Saugen an der Milchflasche gestillt werden kann, und damit ist der Trieb zum Begehren geworden, zur Begierde. Nun sind wir schon mitten im Psychischen drin.

Indes es gibt noch eine andere Art von Tätigkeit, die wie die vorige auf der Grenze des Psychischen steht. Das Neugeborene wird an die Mutterbrust gelegt und beginnt, wenngleich noch etwas ungeschickt, den Mund zu spitzen und zu saugen. Dies ist eine Instinkthandlung. Instinkthandlungen kommen den Reflexen nahe, denn auch sie werden, freilich unter Mitwirkung innerer dunkler Antriebe, ausgelöst durch äußere Reize und haben gleich jenen mit Absicht und Willkür nichts zu tun. Aber sie sind im Gegensatz zu ihnen gewöhnlich komplizierterer Natur und verfolgen bestimmte, dem Handelnden allerdings unbewußte Zwecke.

Etwa bis zur Hälfte des ersten Lebensjahres bleibt die Tätigkeit des Kindes im wesentlichen auf mechanische, willenlose Bewegungen und auf die niedrigsten Willenshandlungen, also Trieb und Instinkt, beschränkt. Erst von diesem Zeitpunkt ab kann von einem Handeln im engeren Sinne, einem Handeln nach bewußtem Wollen, nach Absicht und Überlegung die Rede sein. Schematisch ausgedrückt ist der Mensch zunächst ein Reflexwesen,

dann ein triebhaftes Geschöpf und endlich eine wollende und mit Überlegung handelnde Persönlichkeit. Mit zunehmender geistiger Entwicklung wird das bisherige Gattungswesen zum Individuum, bekommt Charakter und Bestimmtheit: intellektuelle Kräfte greifen ordnend in das ungeregelte Triebleben ein. Übung trägt zur Vervollkommnung mühsam erlernter Bewegungsformen bei, und schließlich werden alle Fertigkeiten mechanisiert, d. h. sie laufen ohne besonderes geistiges Zutun ab.

Vom vierten oder fünften Lebensjahr an sind alle wesentlichen seelischen Funktionen vorhanden: Sinneswahrnehmung, Vorstellungsbildung und Gedächtnis, die Fähigkeit zum Schließen und Urteilen, alle Arten der Gemütsbewegungen, bewußter Wille und das Sprechvermögen. Was hinterher noch kommt, ist nur die Weiterbildung vorhandener Ansätze, Neues wird nicht mehr hinzuerworben. Aus diesem Grunde beschränkt sich auch die „Kindespsychologie" meist auf die ersten drei oder vier Jahre.

Wir kehren jetzt zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück. Die niederen Bewegungsformen fehlen auch dem schwachsinnigen Kinde, selbst dem blödesten Idioten nicht — im Gegenteil, sie behalten, statt durch den bewußten Willen langsam eingeschränkt oder ausgeschaltet zu werden, auch späterhin häufig das Übergewicht und bleiben als überflüssige Muskelaktionen, als Mitbewegungen, Ticks und Angewohnheiten dauernd haften. Gerade darauf kommt es bei der Beurteilung des Entwicklungsganges eines Kindes an, herauszubringen, ob und inwieweit und wann das Psychische über das Mechanische, das Bewußte über das Unbewußte, der Wille über das Triebhafte siegt. Macht das Kind Fortschritte in dem willkürlichen Gebrauch seiner Gliedmaßen? Spiegelt der Gesichtsausdruck ein Seelenleben wider? Nur hüte man sich, vorschnell beseelte Äußerungen anzunehmen, andererseits aber auch vor unnötiger Besorgnis, wenn erwartete Äußerungen nicht rechtzeitig auftreten. Nach Preyer finden die frühesten überlegten Bewegungen nicht vor Ablauf der ersten drei Monate statt. Zweckmäßige Handlungen (vor dem Irrtum ist dringend zu warnen!) brauchen keineswegs beabsichtigt und durchdacht zu sein. Was die wundervolle Einrichtung des lebenden Organismus ohne Zutun des bewußten Willens leisten kann, das lehren vor allem die Instinkthandlungen der Tiere.

Wenn nicht grobe Mißbildungen vorliegen, wird der Arzt beim Neugeborenen wohl nie, in den ersten Lebenswochen nur vermutungsweise, nach vier bis fünf Monaten aber mit annähernder Sicherheit

höhere Grade von Schwachsinn diagnostizieren können, aber auch nur diese. Aus „nervösen" Erscheinungen, z. B. aus übergroßer Ängstlichkeit des Säuglings beim Baden schon auf leichtere Anomalien schließen zu wollen, wie man es wohl getan hat, scheint doch ein wenig gewagt.

Betrachten wir das idiotische Kind etwas näher. Was fällt uns bei der Untersuchung an ihm auf? Zunächst die starke Herabsetzung der Schmerzempfindlichkeit. Zwar sind auch normale Säuglinge für schmerzhafte Reize noch nicht sehr empfänglich; erzeugen aber so heftige Einwirkungen wie rasch einander folgende Nadelstiche, die man über die ganze Oberfläche des Körpers appliziert, keine nennenswerten Unlustäußerungen, so spricht das mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit für Idiotie. Ferner muß ein gesund geartetes Kind schon im Alter von vierzehn Tagen Ekelempfindungen kundgeben, wenn man ihm salzige oder bittere Substanzen auf die Zunge bringt. Es muß auch bereits nach wenigen Tagen die Warze finden, wenn es an die Mutterbrust gelegt wird und sich im Saugen rasch vervollkommnen. Gerade die Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit im Saugen ist diagnostisch oft von Wert.

Idiotische Kinder schreien manchmal anhaltend und ohne ersichtlichen Grund; sie brüllen Tag und Nacht, als ob sie am Spieße steckten. Andere wieder schreien überhaupt nicht, sie wimmern höchstens. Jede Mutter weiß, daß sie bei ihrem Kinde schon aus der Art der Lamentation einigermaßen heraushören kann, was der Schreihals will, ob ihn hungert, ob er unbequem liegt, zornig ist oder sich fürchtet. Beim Idioten kommen diese Nuancierungen nicht zum Ausdruck. Auffallend ist auch, daß ältere Schwachsinnige, selbst mehrjährige, beim Schreien keine Tränen vergießen. Das gesunde Kind weint bisweilen schon in der fünften oder sechsten Lebenswoche, wenngleich gerade in dieser Hinsicht beträchtliche Zeitschwankungen noch in der Breite des Normalen liegen. Und wie leer ist der idiotische Gesichtsausdruck, wie ohne Leben! Wohl zuckt über das Antlitz hin und wieder ein Lächeln, aber gedankenlos, fremd, unheimlich — ohne Beziehung zu Jubel und Lust, nicht Ausdruck von Gefühlen, nur mechanisch ausgelöst.

Keine Freude und keine Trübsal! Deutlich bezeigt das gesunde Kind auch dann, wenn es noch nicht weinen kann, seine Unlust: es runzelt die Stirn, kneift die Augen zu, zieht die Mundwinkel herab. Wie anders der Idiot! Mag herantreten an ihn, was da will, gleichgültig starrt er in den Raum oder läßt die Augen unruhig umherflackern. Sucht man seine Aufmerksamkeit durch das Vorhalten eines Gegenstandes zu erregen, so dreht er wohl

den Kopf (reflektorisch!), lenkt aber die Blickrichtung nicht nach dem Objekt, noch verfolgt er es, wenn es bewegt wird, mit den Blicken. Er sieht, aber betrachtet nicht. Auch der Schallrichtung geht er nicht nach: er hört, aber horcht nicht. Wie klar offenbart sich die Miene der Aufmerksamkeit beim gesunden Kinde in den weit geöffneten, interessiert blickenden Augen, dem zugespitzten, halbgeöffneten Mund, der wagerecht gerunzelten Stirn. Beim Schwachsinnigen nichts dergleichen.

Weder von einem bewußten Begehren noch Abwehren läßt das idiotische Kind etwas merken. Entweder es liegt still und regungslos, oder (häufiger) es bewegt sich in zielloser Unruhe, pendelt mit den Gliedmaßen hin und her, beugt sich, streckt sich, neigt den Rumpf zur Seite, wackelt mit dem Kopfe — oft rhythmisch im Takt, stundenlang. Geistig etwas höher Stehende versuchen zwar, willkürliche Handlungen auszuführen, aber es gelingt nur schlecht oder gar nicht; wollen sie z. B. einen Gegenstand erfassen, so greifen sie nicht herzhaft zu oder sie fahren mit der Hand vorbei, und gibt man ihnen dann das Gewünschte, so umklammern sie es wohl (reflektorisch), halten es aber nicht fest, so daß es zu Boden fällt. Erst spät oder überhaupt nicht lernen sie das Gehen, Stehen, Alleinsitzen, und zeitlebens bleiben sie täppisch und unbeholfen.

Den besten Prüfstein für die geistige Beschaffenheit in der ersten Lebensepoche bildet vielleicht die Entwicklung der Sprache. Beim Erlernen dieser Kunst wiederholt sich im Kleinen und Feinen, was sich bei der Entwicklung der Rumpf-, der Arm- und Beinbewegungen im Großen und Groben abspielt: der allmähliche Übergang ungeordneter Bewegungen in geordnete. Die erste Tätigkeitsstufe des Sprechmechanismus zeigt nichts vom bewußten Willen: das Kind schreit oder stößt unartikulierte Laute aus. Diese sind nur Spontan- oder Reflexvorgänge, d. h. unwillkürliche Reaktionen auf innere oder äußere Reize. Auf der zweiten Stufe werden Laute bereits unter Mitwirkung eines Willens erzeugt, aber eines triebhaften, d. h. ohne bewußte Absicht wirkenden Willens. Dann folgt die dritte Stufe: das Kind bemüht sich, seine Vorstellungen und Gefühle in Worte zu kleiden, hat aber über seinen Sprechapparat noch nicht genügende Macht gewonnen und bringt es darum nur zu unvollständigen Lautbildungen, deren Bedeutung man aus den begleitenden Gebärden, der Gebärdensprache, und aus dem Mienenspiel mehr errät als erfährt. Nun nehmen allmählich, etwa vom sechsten Monat ab, unter dem Einfluß der Nachahmung die Laute Wort- und Satzcharakter an. Dies ist die Lallperiode: das Kind stößt nicht nur Laute aus, sondern es spricht, aber

spricht schlecht. Mit der Zeit erlangt es größere Übung. Es plappert Worte und Sätze nach, anfangs noch oft, ohne ihren Sinn zu verstehen (Papageiensprache). Daneben jedoch bildet es schon Wörter selbst, so gut es vermag, und schließlich entsteht aus diesem Neben- und Durcheinander mechanischer, triebhaft entäußerter, nachgeahmter und selbstgeschaffener Laute die eigentliche Sprache. Das Kind hat Gewalt über seine Sprechmuskel erlangt. Dieser Prozeß vollendet sich etwa im 14. bis 18. Monat, manchmal auch erst später. Lange Zeit aber noch, bis etwa zum vierten Jahr dauert es, ehe sich das Stammeln und das Ungrammatikalische in der Satzbildung verliert.

Geistiges Leben zieht durch die Sinne in das Bewußtsein ein. Aber nicht die Sinnesorgane sind es, die beim Idioten mangelhaft funktionieren (wiewohl auch das gleichzeitig vorkommen kann), sondern das Gehirn. Das schwachsinnige Kind weiß mit den Eindrücken, die es umfluten, nichts anzufangen. Der Umfang des menschlichen Bewußtseins ist begrenzt, wir nehmen zu gleicher Zeit nur einen kleinen Teil der Reize auf, die die Außenwelt uns sendet, — in erster Reihe die starken und mehrfach sich wiederholenden, denn diesen können wir am wenigsten entgehen. Sodann aber treffen wir selber aus der Vielheit des Gebotenen eine Auswahl, und zwar mit Hilfe jenes Willensvorganges, den wir (aktive oder freie) Aufmerksamkeit nennen. Die Aufmerksamkeit erst macht aus Sinnesempfindungen Sinneswahrnehmungen, aus dem Sehen ein Schauen, aus dem Hören ein Horchen. Was nicht von Aufmerksamkeit begleitet ist, verpufft wirkungslos, „es geht zum einen Ohr hinein und zum anderen heraus". Daher hat gerade diese Funktion eine so große Bedeutung für die geistige Entwicklung, und Sollier sieht in ihrer Verkümmerung gradezu das Grundphänomen des Schwachsinns: unaufmerksame Kinder gewinnen keine deutlichen Sinneseindrücke und damit auch keine klaren Vorstellungen. In den schwersten Fällen werden sie selbst durch starke und häufige Reize nicht gefesselt. Sie verstehen nicht, was sie empfinden, denn Verstehen heißt Vergleichen, und da bei ihnen überhaupt keine oder nur verschwommene Vorstellungen zur Ausbildung gelangen, so gebricht es an einem Vergleichsobjekt für die neu hinzutretenden Sinneseindrücke. Der Idiot erwirbt keinen Erfahrungsschatz, kein geistiges Kapital und bleibt eigentlich stets am Anfang des Lernens. Er erkennt nicht die Personen seiner Umgebung, seine Kleidung, sein Spielzeug, unterscheidet die Stimmen nicht, steckt wahllos alles in den Mund und greift immer wieder nach der Lichtflamme, die ihm die Finger verbrennt. Ja, er lernt nicht einmal den Gegensatz zwischen seinem Körper und der Außen-

welt kennen und fügt sich durch Kratzen, Beißen und Schlagen selber Wunden zu, woran allerdings zum Teil auch sein geringes Schmerzgefühl schuld trägt. Gegen Liebkosungen bleibt er kalt wie gegen Drohungen, weiß nichts von Furcht noch Freude noch Abscheu, und höchstens der Anblick der Nahrung ruft ein unruhiges Begehren in ihm wach.

3. Untersuchung schwachsinniger Kinder.

Da rechtzeitige Erkennung des Schwachsinnes von großer praktischer Bedeutung ist und dieser Aufgabe vielfach auch Laien gegenüberstehen, sei hier im folgenden eine Anleitung zur Untersuchung eines Kindes gegeben, welche die Feststellung des Schwachsinnes besonders im Auge hat, im übrigen aber als Schema für den Gang einer ärztlichen Untersuchung[1]) angesehen werden kann, und somit auch Geltung für die diagnostischen Erwägungen hat, welche bei den später zu beschreibenden Krankheitsformen sich ergeben.

Eine derartige Untersuchung muß ihren Ausgang stets von der Erhebung der Vorgeschichte nehmen. Wir können uns hier kurz fassen und brauchen im Grunde nur zu rekapitulieren, da die Bedeutung der Entstehungsursachen bereits früher eingehender gewürdigt wurde.

Bei der Aufnahme der Vorgeschichte von Eltern oder Angehörigen wird zunächst Herkunft des Kindes und Gesundheitszustand seiner Vorfahren ermittelt, um zu einem Urteil über erbliche Belastung und Entartung zu gelangen.

Zum Individuum selbst übergehend, fragt man, ob die Geburt zur rechten Zeit und ohne Kunsthilfe vor sich ging, ob das Kind künstlich ernährt wurde und sich in den ersten Lebensmonaten normal entwickelte, ob es an fieberhaften Krankheiten gelitten, ob Krämpfe aufgetreten sind. Nach den früheren Ausführungen ist für die Beurteilung der geistigen Entwicklung die Kenntnis der Entfaltung von Bewegungsformen bedeutsam. Wir fragen demnach wann und wie es gehen und sprechen lernte; wie die einfachsten Verrichtungen vonstatten gehen, ob Ungeschicklichkeit dabei hervortritt. Wichtig sind auch die Fragen, welche über primitive geistige Funktionen orientieren. Einen bedeutsamen Wink in diagnostischer Beziehung erhält man namentlich durch die Auskunft, wie es mit der Reinlichkeit beschaffen ist; sodann werden Fragen über komplexere und höhere geistige Funktionen gestellt,

[1]) Eine genauere Darstellung der Untersuchung Geisteskranker, Erkennung der besonderen Formen geistiger Störung findet man in A. Gregor, Lehrbuch der psychiatrischen Diagnostik. S. Karger. 1914.

ob das Kind leicht begreift und gut behält. In letzterer Hinsicht bilden die ersten Erziehungserfolge einen guten Maßstab.

Ein geeignetes Bild über die geistige Verfassung bietet Spiel und Beschäftigung des Kindes. Sie geben uns einen guten Prüfstein für den Reichtum seiner Einbildungskraft und für seine Phantasietätigkeit. Das phantasiearme Kind weiß nichts mit sich anzufangen und kann nicht spielen.

Nicht zu unterlassen, zumal bei älteren Kindern, sind Fragen nach ihrer Wesensart, Gemüt, Willen und Charakter, der Neigung zu Affektausbrüchen und dem Triebleben, da diese psychischen Erscheinungen einer objektiven Prüfung nur indirekt zugänglich sind.

Nach Feststellung der Vorgeschichte geht man zur objektiven Untersuchung über. Diese zerfällt in die Aufnahme des körperlichen Befundes und der geistigen Verfassung. Um das Kind nicht zu ermüden und dadurch die Resultate der Prüfung zu beeinträchtigen, empfiehlt es sich, bei der objektiven Untersuchung Pausen einzuschalten, eventuell dieselben in mehreren Sitzungen vorzunehmen. Im übrigen bietet der Grad der Ermüdbarkeit selbst schon einen Anhaltspunkt zur Beurteilung der psychischen Verfassung, namentlich bei Schwachsinnigen treten Ermüdungserscheinungen früher auf als bei Normalen.

Bei der körperlichen Untersuchung hat man sich besonders mit jenen Merkmalen zu befassen, welche oben als körperliche Grundlagen und Begleiterscheinungen psychischer Anomalien angeführt und besprochen wurden. Im übrigen ist der körperliche Befund in jedem Falle nach allgemein ärztlichen und speziell neurologischen Methoden zu erheben.

Bei der psychischen Untersuchung ist das Ergebnis der Intelligenzprüfung für die Frage, ob Schwachsinn vorliegt, von entscheidender Bedeutung. Die Methoden der Intelligenzprüfung sind in den letzten Jahren vervollkommnet, ja in mancher Beziehung auf neue Grundlagen gestellt worden. Eine Reihe angesehener Irrenärzte, unter denen ich Ziehen[1]) an erster Stelle nennen möchte, haben sich bemüht, zweckmäßige Entwürfe für diese Untersuchungen auszuarbeiten. Indes die Schemata haben den Nachteil aller Schematismen: sie können sich dem Einzelfall nicht anpassen. Drum gewinnt man aus einer wie absichtslos geführten Unterhaltung mit dem Prüfling oft mehr Klarheit über seinen Geisteszustand als aus dem schönsten Musterentwurf. Man macht z. B. eine kleine

---

[1]) Prinzipien und Methoden der Intelligenzprüfung. Berlin 1908, Karger. — Eine kritische Übersicht über die verschiedenen Methoden gibt K. Jaspers in der Ztschr. f. d. gesamt. Neurol. u. Psych. Abt. Referate I. 6. 1910.

Erzählung, einen Vorfall aus der Tagesgeschichte, ein Erlebnis des Kindes zum Ausgangspunkt des Gespräches und lenkt nun die Rede geschickt hierhin und dorthin, ohne daß der zu Prüfende den Zweck gewahr wird. Denn nur dann geht er aus sich heraus und verschafft einen wertvollen Einblick in sein Denken und Fühlen, seine Urteilskraft und seine Willensneigungen. Wie charakteristisch sind oft die Zwischenfragen, die der Prüfling stellt, die Seitenbemerkungen, die Ausrufe der Verwunderung, des Abscheus, der Freude, wie legt bisweilen ein einziges Wort die geheimsten Seelenregungen bloß! Andererseits sind die Schemata für systematische Untersuchungen, namentlich zu Vergleichszwecken bei Massenprüfungen, nicht zu entbehren. Ohne sie würde der Untersucher allzusehr auf sein persönliches Gefühl, auf den Eindruck angewiesen sein. Leider sind sie fast nur für Intelligenzprüfungen verwendbar, denn das Gemüts- und Willensleben, das gerade für die Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit so große Bedeutung hat, entzieht sich exakten Untersuchungs- und Vergleichsmethoden.

Wir prüfen zu Beginn den Wissensschatz des Kindes und nehmen die einfachsten Vorstellungen zuerst.

Farbenvorstellungen. Dem Prüfling werden Farbentafeln oder Wollfäden vorgelegt und die Aufgabe gestellt, zu bestimmten Farben gleiche auszusuchen und zu benennen.

Tonvorstellungen. Es werden ihm ein Teller, ein Stück Blech und ein Glas gezeigt. Dann drehen wir ihn mit dem Gesicht gegen die Wand und schlagen die Gegenstände mit einem Messer an. Das Kind hat zu sagen, von welchem Gegenstand die Klänge herrühren.

Berührungsvorstellungen. Bei der Prüfung des Hautsinnes hat das Kind bei verbundenen Augen die Spitze und den Kopf einer Nadel zu unterscheiden, mit der wir seinen Handrücken und andere Stellen der Haut berühren, ebenso ein angewärmtes und ein kaltes Glas, sowie harte und weiche Gegenstände (Kissen und Brett)[1].

Formenvorstellungen, Formensinn. Wir stellen aus einer Anzahl Stäbchen, etwa aus Streichhölzern, einfache geometrische Figuren zusammen, ein Dreieck, ein Viereck usw., und lassen sie nachmachen. Die Prüfung, die in ähnlicher Weise mit Nachzeichnen von Figuren angestellt werden kann, gibt zugleich Aufschluß über die Merk- und Lernfähigkeit.

---

[1]) Hier könnte man die von Demoor (Die anormalen Kinder. Altenburg, Bonde 1901) angegebene Gewichtsprobe einschieben. Von zwei gleich schweren, aber ungleich großen Gegenständen erscheint normalerweise der kleinere schwerer. Kinder unter sechs Jahren und Schwachsinnige unterliegen dieser Muskeltäuschung angeblich nicht.

Räumliche und Zahlenvorstellungen. Das Kind hat uns mit den Händen zu zeigen, wie hoch etwa eine Petroleumlampe, wie groß ein Kanarienvogel, wie lang seine Schiefertafel und sein Griffel ist. Wir fragen, ob ein Pferd größer sei als ein Mensch, der Baum draußen größer als der Schrank in der Stube. Man darf diese Fragen nicht zu schwer stellen, da erhebliche Irrtümer noch in der Breite der Gesundheit liegen. Dann lassen wir uns sagen, wo links, rechts, oben, unten ist, und geben schließlich auf, aus einem Haufen Bohnen eine bestimmte Anzahl (in der Zahlreihe eins bis zwanzig) herauszulesen, einen Teil wieder wegzulegen, dazuzulegen usw.

Nach einer längeren Ruhepause fahren wir in der Prüfung des geistigen Besitzstandes fort und gelangen zu den zusammengesetzten Vorstellungen. Hier müssen wir auf das Alter und die Schulbildung des Kindes Rücksicht nehmen — ein selbstverständlicher Satz, der aber bei Intelligenzprüfungen merkwürdig oft nicht beachtet wird. Abstrakte Begriffe lassen wir zunächst ganz beiseite und halten uns an das Gegenständliche. Wir lassen einfache Dinge bezeichnen: Tisch, Stuhl, Licht, Tintenfaß, Streichhölzer, ebenso die Hauptteile des Körpers, Augen, Mund, Arme, Finger usw., fragen nach Geldstücken und dem Wert der verschiedenfarbigen Briefmarken. Wesentlich ist, daß man bei dieser Prüfung Sach- und Wortkenntnis nicht miteinander verwechselt.

Sodann läßt man das Kind eine Reihe Dinge aufzählen, die es nicht vor Augen hat, z. B. nenne mir alle vierfüßigen Tiere, die du kennst, oder alle Vögel, Bäume, Blumen.

Anschließend untersucht man das begriffliche Unterscheidungsvermögen, das für die Beurteilung der Intelligenz besonderen Wert hat. Wir fragen: wodurch unterscheidet sich ein Pferd von einem Ochsen? — oder um es dem Kinde leichter zu machen: woran erkennst du, daß das Tier ein Ochse ist und nicht ein Pferd? In gleicher Weise fragt man das Kind nach dem Unterschied zwischen Fluß und Teich, Tisch und Stuhl, Treppe und Leiter, Baum und Strauch, Vogel und Schmetterling, Sonne und Mond. Im Anschluß hieran lassen wir einen einfachen Gegenstand, etwa den vor ihm stehenden Tisch beschreiben.

Um den Umfang der vom Schulwissen unabhängigen Erfahrung, das Erfahrungswissen, kennen zu lernen, fragt man das Kind nach seinem Namen, seinem Alter, Geburtsjahr und -tag, Zahl und Namen seiner Geschwister, nach dem jetzigen Jahr, Jahreszeit und Monat (nicht aber, als zuviel verlangt, auch nach dem Datum). Schwieriger sind die Ansprüche, wenn man etwas näher auf die Dinge eingeht. Man fragt, ob es einen Onkel und eine Tante

hat, und als es dies bejaht, soll es sagen, wie denn diese mit seiner Mutter oder seinem Vater verwandt seien, ebenso für Vetter, Schwager, Cousine. Leichtere Fragen über das Erfahrungswissen sind die Namen der Lehrer, der Mitschüler, die des Bäckers und des Krämers, bei denen die Mutter einzukaufen pflegt, die Straßen, wo jene wohnen, was eine Semmel kostet, wieviel Fahrklassen die Eisenbahn hat, was man in der Elektrischen bezahlen muß, wie ein Schutzmann, ein Soldat aussieht, und ähnliche Fragen aus der täglichen Erfahrung, die jedes gleichaltrige Stadtkind weiß. Nun gelangen wir zum eigentlichen Schulwissen. Diese Prüfung können wir abkürzen, wenn uns die Schulerfolge des Kindes bekannt sind. Wir werfen einen Blick in das Schreibheft, lassen es ein paar Zeilen lesen und geben ihm dann einige Rechenexempel, deren Schwierigkeit dem Alter entspricht. Kinder sind nicht selten in der Multiplikation des kleinen Einmaleins firmer als in der Addition und Subtraktion, und zwar deshalb, weil das Multiplizieren der kleinen Zahlen nur Gedächtniswerk ist, während das Addieren und Subtrahieren, wenigstens wenn es über die Zahl 10 hinausgeht, Denkarbeit erfordert. Das Dividieren lassen wir ganz beiseite. Um das Kind zu zwingen, daß es überlegt, kleidet man ein Exempel in etwas ungewöhnliche Form: ich weiß eine Zahl, die sollst du raten; zähle ich 4 zu dieser Zahl, so erhalte ich 8; welche Zahl ist es?

Nachdenken erfordert auch die freilich schon schwierigere Frage: wenn 3 Arbeiter zu einer Arbeit 3 Tage brauchen, wie lange braucht einer? Häufig erfolgt die unbedachte Antwort: einen Tag. Gut eignet sich ferner das Exempel: was ist mehr, $8 + 8$ oder 2×8?

Neben Rechnen sind auch die anderen Seiten des Schulwissens zu berücksichtigen. Man läßt Wochen- und Monatsnamen zuerst in gewöhnlicher Reihenfolge, dann nach rückwärts aufsagen, was häufig als besondere Erschwerung empfunden wird. Dann werden Fragen aus der Religion gegeben, die zehn Gebote, ein kurzes Gebet soll hergesagt, die Bedeutung von Weihnachten, Pfingsten, Ostern erklärt, die Geschichte vom Sündenfall erzählt werden. Zur Prüfung praktischer Kenntnisse fragt man, woraus Brot, Butter, Leinwand gemacht wird, welche Getreidearten es gibt, wann die Ernte stattfindet.

Zur Feststellung der Merkfähigkeit verfährt man in der Weise, daß man dem Kinde einige Ziffern vorsagt, oder einfache Gegenstände nennt, hierauf seine Aufmerksamkeit ablenkt und nach ein bis mehreren Minuten es, das Behaltene zu nennen, auffordert. Bei dieser Prüfung ist zu berücksichtigen, daß die Merkfähigkeit zum

großen Teil vom Auffassungsvermögen, dieses wiederum von der Aufmerksamkeit und die Aufmerksamkeit abermals von dem Interesse abhängt, das der Mensch einem Gegenstand entgegenbringt. Wenn etwas unsere Anteilnahme erregt, so passen wir auf, erfassen das Dargebotene rasch und behalten es.

Eine zweckmäßige Prüfung geistiger Fähigkeiten bildet die Bildererklärung, weil man dabei meist auf die Beteiligung von Aufmerksamkeit und Interesse des Kindes rechnen kann. Das Kind bekommt ein einfaches buntes Bild in die Hand, darstellend einen Knaben und ein Mädchen, wie sie Haschen spielen, — im Vordergrund links ein Haus, rechts und im Hintergrund Büsche, darüber blauer Himmel. Nun fordern wir es auf, das Bild genau zu betrachten, nehmen es nach einer Minute weg und fragen, was es gesehen. Diese Proben können wir natürlich auf das Mannigfaltigste abändern, können die Dauer der Betrachtung verlängern oder abkürzen, können über das Geschaute frei berichten lassen oder fragen, können auf Einzelheiten eingehen und können Suggestivfragen, richtige und falsche, einschieben, z. B. hat das Mädchen nicht ein rotes (blaues, grünes) Kleid getragen, spielte rechts auf der Seite der alte Mann mit oder nicht (der auf dem Bilde gar nicht existierte)? Mit diesen Mitteln prüfen wir die Schnelligkeit und Güte der Auffassung, die Merkfähigkeit (Gedächtnis), die Beeinflußbarkeit und schließlich das Reproduktionsvermögen, d. h. die Gabe, das Wahrgenommene in Worten mitzuteilen.

Zur Feststellung seines Kombinationsgeschickes, d. h. der Fähigkeit, durch Vergleichen Schlüsse zu ziehen, geben wir jetzt dem Kinde einen der bekannten Legespielkästen in die Hand und lassen es ein Bild oder eine Figur zusammensetzen. Und schließlich erzählt man ihm eine kleine, leicht verständliche Geschichte oder eine der Heyschen Fabeln oder ein kurzes Märchen und fordert es auf, das Gehörte wiederzugeben. Damit erprobt man abermals Auffassungsgabe, Merkfähigkeit und Reproduktionstalent, gleichzeitig aber auch das Urteilsvermögen. Denn es kommt uns nicht bloß darauf an, zu erfahren, ob das Kind den Inhalt des Gehörten leidlich wiedergibt, sondern ob es auch den Sinn verstanden, d. h. die Erzählung in sich verarbeitet hat. Man kann im Anschluß hieran, ähnlich wie es in der Schule bei der Durchnahme eines Lesestückes geschieht, die Erzählung zum Ausgangspunkt einer längeren Unterhaltung machen und damit weitere Aufschlüsse über des Kindes Auffassungsgabe und Verständnis gewinnen. Die Methode der Wiedergabe und Besprechung kleiner Erzählungen wurde in allerjüngster Zeit von Ziehen zur Untersuchung des Gefühlslebens beim Kinde empfohlen. Er schlägt dazu vor, dem

Kinde mehrere kleine Geschichten vorzusagen, von denen jede einen besonderen Gefühlston anregt, um auf diese Weise festzustellen, ob damit eine besondere Seite im Gefühlsleben des Kindes berührt wird, also das Kind dieses oder jenes Gefühl zu entwickeln vermag.

Bei der Bedeutung, welche die Untersuchung des Intellekts für die Kenntnis der seelischen Beschaffenheit eines Individuums und die Feststellung psychischer Anomalien hat, bildete gerade diese Seite der ärztlichen Prüfung ein Gebiet wissenschaftlicher Forschung, das von zahlreichen Autoren bearbeitet wurde.

Finckh hat die Verwendung von Sprichworten[1]) angegeben, die sich der Prüfling auswählen darf oder die wir selbst bestimmen, etwa: Hunger ist der beste Koch, Eile mit Weile, Müßiggang ist aller Laster Anfang. Wir sehen, ob der Prüfling den Spruch erfaßt hat, seinen Sinn im einzelnen und seine Bedeutung im allgemeinen. Das richtige Verstehen ist die Hauptsache: bei der Ungeübtheit im Sprechen, die Kindern und auch den meisten Erwachsenen ungebildeten Standes eigen ist, kommt es auf den sprachlichen Ausdruck, auf die formale Gewandtheit viel weniger an. Wenn mir z. B. jemand das Sprichwort: „Morgenstunde hat Gold im Munde" erklärt: morgens, da kommt die Sonne oder Gold ist schön, so hat er den Sinn nicht begriffen; sagt er aber: morgens kann man gut arbeiten, so gebe ich mich trotz der Unzulänglichkeit der Erklärung schon zufrieden. Auch Witze[2]) lassen sich verwenden. Scharfe, praktisch veranlagte Geister erfassen die Pointe schnell, dem Dummkopf geht sie erst nach Stunden oder überhaupt nicht auf. Von Rätseln und Vexieraufgaben sind höchstens die ganz leichten angebracht, so vielleicht das folgende: ich lege drei Streichhölzer nebeneinander und gebe auf, das mittlere aus der Mitte zu bringen, ohne es anzurühren. Ein brauchbares Urteil kann man auch über die Kinder gewinnen, wenn man mit ihnen ein einfaches Spiel, Domino oder Dame, spielt. Briefe sind ebenfalls sehr bezeichnend, falls ohne Kunsthilfe geschrieben, und nicht weniger gewährt die Niederschrift des Lebenslaufes, wie sie z. B. beim Militär von den Rekruten angefertigt werden muß, einen Blick in die geistige Werkstatt der Arbeiters.

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Methoden nach Masselon und nach Ebbinghaus. Bei der ersteren müssen die Kinder aus drei Wörtern, die ihnen genannt werden, einen Satz zusammenstellen. Zweckmäßigerweise wird ihnen das Verfahren zuerst an einem Beispiele klargemacht: Jäger, Hase, Feld, — der Jäger schießt den Hasen im Feld. Andere Wörter sind etwa Winter, Schnee, Erde — Bäcker, Brot, Mehl — Storch, Dach, Nest — oder (schon schwieriger) Sonne, Fenster, Stube — Soldat, Krieg, Vaterland — Lehrer, Kind, Lüge. Schwachsinnigen gelingt es vielfach nur zwei der Wörter in einen Satz zu vereinigen, z. B. der Bäcker bäckt Brot (statt hinzuzufügen aus Mehl).

Bei der Ebbinghausschen Kombinationsmethode[3]) wird den Kindern ein ihrem Alter und Verständnis angemessener Prosatext vorgelegt. Dieser Text ist durchlöchert, d. h. an verschiedenen Stellen sind Wörter, Silben und Silbengruppen weggelassen und, je nach der Zahl der Silben, durch ein, zwei oder mehr Striche ersetzt. Das Kind muß nun das Lesestück durch Ausfüllung der Lücken ergänzen, wobei ihm eine Frist zur Vorbereitung gegeben wird. Ein Beispiel: „Ein Knabe ging an — — Fluß spa — —. Der Hund — — Vaters beglei — — ihn. Der Knabe kam zu — —

[1]) Finckh, Zbl. f. Nervenheilk. u. Psychiatr. 1906. S. 945.

[2]) Ganter, Allg. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 64. S. 957.

[3]) Ztschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane. 1897. S. 401.

an das Ufer, und — ins Wasser. Er schrie — um — —, aber niemand — in — Nähe, der ihn — — ziehen konnte" usw. Es bedarf einer geistigen Verarbeitung des Gelesenen, um die zutreffenden Kombinationen zu finden. Natürlich gewinnt die Richtigkeit der Leistung an Wert, je schwerer der Text ist und je rascher die Lösung erfolgt.

Das Definieren von Begriffen eignet sich in besonderer Weise zur Prüfung der Intelligenz, und zwar aus dem Grunde, weil wir die Schwierigkeit der Leistung durch die Wahl verschiedener Begriffe abstufen und durch die Art derselben uns von dem Schulwissen unabhängig machen können. In dieser Weise wurde die Leistungsfähigkeit von Schulkindern vom 6.—14. Lebensjahre systematisch in Massenversuchen festgestellt, und damit eine Grundlage zur Beurteilung abweichender, durch geistige Anomalie bedingter Resultate gegeben [1]).

Eine Schwierigkeit bei der Intelligenzprüfung ist darin gelegen, daß der Untersuchende sich vielfach in Unkenntnis der Leistungsfähigkeit normaler Kinder befindet. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn es sich um Kinder des vorschulpflichtigen Alters handelt. Binet und Simon haben diese Lücke unserer Methodik dadurch ergänzt, daß sie in sehr ausgedehnten Untersuchungen eine Anzahl von Fragen ermittelt haben, die verschiedenen Altersklassen, und zwar beginnend vom 3. Lebensjahr, angepaßt sind. Die Untersuchung [2]) wird in systematischer Weise vorgenommen, indem man mit jener Gruppe von Fragen beginnt, die das Kind anstandslos zu beantworten vermag und dann weitere Fragengruppen, die höheren Altersklassen entsprechen, stellt. Auf diese Weise läßt sich ermitteln, ob ein Kind eine seinem Alter entsprechende Intelligenz besitzt. Bei einer starken Differenz, etwa um mehrere Jahre zwischen Lebensalter und dem durch das Binet-Simonsche System festgestellten Intelligenzalter ist man zur Annahme von Schwachsinn berechtigt.

4. Die Intelligenz der Schwachsinnigen.

Bei Beurteilung intellektueller Leistungen hat man wohl zu unterscheiden zwischen den mechanisch eingelernten und den selbständig angeeigneten Kenntnissen. Die zweite Art ist die eigentlich wertvolle: sie ist die, die man erwerben muß, um sie zu besitzen, die Aufmerksamkeit, Interesse, eigene Denkarbeit verlangt. Das mechanisch erworbene Wissen beweist zunächst nur

---

[1]) Gregor A., Intelligenzuntersuchungen mit der Definitionsmethode. Mft. f. Psych. u. Neurol. 1914. Gregor, A., Untersuchungen über die Entwicklung einfacher logischer Begriffg. Zft. f. angew. Psychologie. Bd. 10 Heft 5. 1915.

[2]) Das zur Prüfung erforderliche Material an Bildern, Zeichnungen, Gewichten usw. nebst genauer Anweisung zur Durchführung der Versuche und Bewertung des Ergebnisses ist vom Institut für angewandte Psychologie in Berlin zu beziehen.

die Güte des Gedächtnisses, und ein zuverlässiges Gedächtnis ist gewiß auch ein schätzenswerter Besitz, indessen zum Genie macht es niemanden. Nun kann aber mancherlei Weisheit gedächtnismäßig eingeübt sein: nicht bloß das Abc und Einmaleins, das Vaterunser und ein schönes Gedicht, sondern auch Urteile, Meinungen und Ansichten. Gar mancher läßt ein Licht leuchten, und siehe da, es wirft einen hellen Schein, aber sein eigenes ist es nicht. Auch beschränkte Köpfe schnappen Geistesbrocken auf und bringen sie bei passender Gelegenheit vor der staunenden Menge an den Tag. Nichts ist ihr Eigentum, alles erborgt. Sie sagen nicht, was sie denken, sondern was andere gedacht haben. Und da sie eine eigene Ansicht überhaupt nicht haben, so wechseln sie nach Belieben die angenommene und unverdaute Weisheit, behaupten heute das Gegenteil von gestern, und morgen werfen sie das Urteil von heute um. Hören sie etwas Neues, das ihnen imponiert, so übernehmen sie es kritiklos. Natürlich geben sie, da ihnen der Sinn des Gelesenen oder Gehörten gar nicht aufgegangen ist, die erborgte Meinung auch fast wörtlich wieder wie ein auswendig gelerntes Zitat, und hier an dieser Klippe scheitert ihr Schiff: geht man nämlich auf die klugen Worte ein und macht sie zum Ausgangspunkt eines Gespräches, so merkt man bald, was die Glocke geschlagen.

Besitzen nun derartige Geistentleiher gute Manieren, äußeren Schliff, Schick und Gewandtheit, so fällt es ihnen in oberflächlicher Gesellschaft nicht schwer, ihre Seichtheit zu verbergen. Und vermöge ihres Selbstbewußtseins und der Sicherheit, mit der sie aufzutreten verstehen, spielen sie in dieser Welt des Scheines bisweilen eine nicht so üble Rolle. Erst ein Blick hinter die Kulissen läßt den klugen Jüngling in weniger vorteilhaftem Lichte erscheinen: nur durch unausgesetztes Drillen, nach mannigfachem Sitzenbleiben, hat er es glücklich bis zum Einjährigen, zum Fahnenjunker oder gar zum Abiturienten gebracht. Auf sich selber angewiesen im Ernste des Berufes kann er seine Unzulänglichkeit auch vor den bisher Ahnungslosen nicht länger verbergen. Wer kennt nicht die Geschichte von jenem Referendar, der wegen angeborenen Schwachsinns entmündigt wurde? Sie ist nicht erfunden. Freilich sind derlei Täuschungen nur bei den leichtesten Graden des Schwachsinns, der Debilität, möglich.

Mit einiger Aufmerksamkeit kann der Lehrer schon bei den jüngeren Schülern unterscheiden, wer mechanisch und wer selbsttätig lernt. Schwach befähigte Kinder leiern wohl das Alphabet und die Zahlenreihe herunter, fordert man sie aber auf, das Alphabet etwa in der Mitte und das Zählen bei 17 oder 23 zu beginnen oder gar die Wochentage, Monate, die Zahlenreihe rückwärts herzusagen,

so versagen sie. Auch bei der Wiedergabe von Gedichten lassen sie sich durch Zwischenfragen leicht aus dem Kontext bringen, weil der Ablauf des schnurrenden Fadens eine Unterbrechung erfährt. Und sollen sie ein einfaches Geschichtchen wiedererzählen, so reproduzieren sie wohl einzelne abgerissene Brocken, namentlich aus den drastischen Stellen, manchmal sogar wörtlich (man merkt gleich: das hat eingeschnappt!), aber den Zusammenhang des Ganzen haben sie nicht begriffen. In jeder Idiotenanstalt gibt es Paradepferde, die Lieder- und Bibelverse am Schnürchen hersagen. Es klingt nicht übel, aber wehe dem Indiskreten, der etwa nach der Bedeutung des Heruntergeleierten fragen wollte, er erführe eine böse Enttäuschung!

Hat man sich überhaupt einmal klargemacht, daß Verstand nicht Wissen, und erlerntes Wissen nicht ohne weiteres lebendig wirkendes ist, so lösen sich manche scheinbare Rätsel. Eltern begreifen oft gar nicht, warum ihre Kinder, die die unteren Schulklassen ohne Anstoß passiert haben, später so auffällig zurückbleiben. Zum Teil kann die Erklärung wirklich in einem Entwicklungsstillstand oder -rückschritt liegen, oft aber ist sie viel näher zu suchen. Die Schüler kommen nicht mehr mit, weil das mechanische Wissen in den oberen Klassen nicht die gleich große Rolle spielt wie früher, während umgekehrt die Anforderungen an Selbstdenken und eigenes Urteil wachsen. Alles Büffeln und Drillen hilft nun nichts mehr, und die Katastrophe rückt immer drohender heran.

Stagnierendes Wissen und fließendes Nachbeten und eigenes Denken, reproduktives und produktives Vermögen — darin liegt das Geheimnis. Achtet auf das Kind, ob es Fragen stellt, oft oder selten, klug oder dumm, aus wirklichem Wissensdrange oder aus Augenblicksneugier. Mit drei Jahren beginnt normalerweise das Fragealter und erreicht vom fünften bis achten Jahre seinen Höhepunkt, um dann langsam zu erlöschen. Anfangs fragt das Kind nur nach dem Was und Wo, nicht nach dem Warum; bei den Schwachsinnigen erwacht das Kausalitätsbedürfnis erst spät oder überhaupt nicht. Und während die ursprüngliche leere Fragesucht, das Drauflosfragen, mit der Zeit immer mehr durch echten Wissenstrieb ersetzt wird, macht der Geistesschwache diesen Fortschritt nicht mit. Dem Dummen und Gleichgültigen erscheint alles klar und selbstverständlich, die Welt so einfach, — die Sonne scheint am Himmel, der Schnee fällt im Winter, und nachts wird es dunkel, so war es, so ist es und so wird es sein, warum sich dabei aufhalten! Der Zweifel dagegen ist der Anfang der Philosophie. Der Beschränkte weiß in der Tat gar nicht, was er fragen

soll, ist mit jeder Antwort zufrieden und nimmt unbesehen alles hin — er ist leichtgläubig oder besser dummgläubig. Denn es gibt auch eine Leichtgläubigkeit, die mit Unverstand nichts zu tun hat, sondern aus lebhaftem Temperament geboren ist.

Wie beim Kinde so haftet auch beim Schwachsinnigen das Auffassungsvermögen am Sinnlichen und Anschaulichen. Es wird ihm schwer, die Beziehungen der Dinge zueinander, Ursache und Wirkung zu erkennen, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Gemeinsame vom Individuellen zu trennen und zur Begriffsbildung zu gelangen. Denken heißt Wahrgenommenes verallgemeinern. Drum hat er auch kein Verständnis für Humor und Witz. Der Witz faßt mehr oder minder unvergleichbare Vorstellungen unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammen, und diesen gemeinsamen Gesichtspunkt, d. h. die Pointe, erkennt der Schwachsinnige nicht heraus. Nur das grobe Geschütz drastischer Scherze versagt bei ihm nicht. Was die Menschen lächerlich finden, charakterisiert sie außerordentlich treffend, ihren Verstand wie ihren Charakter. Tiefstehende Idioten lachen überhaupt nicht, denn ihr reflektorisches Verziehen des Gesichts zur lächelnden Grimasse entspricht keinem Innenleben.

Und weil der Schwachsinnige zum abstrakten Denken überhaupt nicht gelangt, so bleibt sein Geisteshorizont eng und beschränkt. Alles beurteilt er von sich aus, von seiner Person, seinen individuellen Erlebnissen; nie vermag er, diesen Standpunkt zugunsten eines allgemeineren aufzugeben und sich in den Gedankengang eines anderen Menschen hineinzuversetzen. Diese geistige Vernagelung übt natürlich ihren Einfluß auch auf das Verhältnis des Schwachsinnigen zu seiner Umgebung aus. Der gutmütig Geartete bleibt zeitlebens abhängig, in seinem Urteil und in seiner Lebensführung; er fühlt gar nicht das Bedürfnis, den Klugen zu spielen, und fügt sich willig dem, der ihn zu nehmen versteht, im Guten und leider auch im Bösen. Anders der selbstbewußte Typ, der sich namentlich unter den Debilen findet. Der weiß alles, kann alles und hat von dem Brett, das vor seinem Kopfe sitzt, in glücklicher Naivität nicht die geringste Ahnung. Sein Urteil ist immer unfehlbar, absolut, besonders im Verneinen: was über seinen Gesichtskreis hinausgeht, ist falsch oder dumm und jedenfalls nicht am Platze. Freilich auch er steht letzten Endes nicht auf sich (kein Mensch tut das), auch er läßt sich ins Joch spannen und leiten. Wer seinen Launen und Neigungen zu schmeicheln versteht, der ist sein Mann. Um Schwachsinnige in seine Gewalt zu bekommen, muß man sich nicht an ihren Verstand wenden, sondern an ihre Leidenschaften. Der Appell an Überlegung und Vernunft

und andere schöne Dinge steht in der Welt nicht hoch im Kurse; kommt aber gar der eigene Vorteil ins Spiel, ist jede Mahnung eitel in den Wind gesprochen. Gefühle, Triebe, Affekte, die setzen das Menschenleben in Schwung. Drum imponiert auch dem Durchschnittsmenschen am meisten das nebelhaft Geschaute und Geheimnisvolle, weil es sein Fühlen und Ahnen, sein Fürchten und Hoffen mächtig anregt. Kardinal von Retz sagt: „Nichts überredet die Schwachsinnigen so gut als das, was sie nicht verstehen." Übrigens soll es bei Gesunden manchmal auch so sein.

Langsame Urteilsbildung erweckt im allgemeinen keine günstige Meinung für die Begabung eines Kindes. Wir lieben die Schlagfertigkeit, d. h. die rasche Ideenverknüpfung und den geschickten Umsatz in sprachlichen Ausdruck. Geschwindigkeit und Schlagfertigkeit, das sind die Eigenschaften, die die Welt erobern. Der Redegewandte hat darum vor dem Stillen immer etwas voraus. Und doch ist Denklangsamkeit oft nur Denkgründlichkeit, geistige Gewissenhaftigkeit. Es gibt Erwachsene wie Kinder, die beschränkt erscheinen und es durchaus nicht sind. Wer an sich selbst höhere Ansprüche stellt, will lieber unwissend gelten als oberflächlich, und schweigt, wenn er nicht Zeit zur Überlegung hat. Das unterscheidende Merkmal liegt in dem Wert der Leistung. Ängstliche Kinder geraten bei jeder neuen, ungewohnten Aufgabe zunächst in eine Verwirrung, aus der sie keinen Ausgang finden. Haben sie sich aber beruhigt, so leisten sie oft recht Gutes.

Der junge Thomas von Aquino erhielt wegen seiner scheuen Unbeholfenheit von seinen Mitschülern den Spitznamen „der stumme Ochse". Ein Lehrer, der ihn richtig einschätzte, soll einmal gesagt haben, dieser stumme Ochse werde mit seinem Gebrüll dereinst die Welt betäuben. Wie wenig der lebhaft arbeitende Geist der vollkommenere zu sein braucht, sehen wir z. B. an dem manisch erregten Geisteskranken mit seinem überflutenden, aber herzlich seichten Redestrom oder an dem Leichtberauschten, der mehr Witzling ist als witzig und bei dem die Qualität der Worte nicht im entferntesten der Quantität entspricht. Und das gleiche Bild bei dem erethisch Schwachsinnigen: leicht erregt man seine Aufmerksamkeit, schwer erhält man sie, rasch faßt er auf, aber niemals gründlich, ohne Besinnen weiß er zu sagen, was er gehört und gesehen, aber lückenhaft, Wahres mit Falschem vermengend; leicht geht ihm das Lernen an, indes vergißt er geradeso geschwind; nie ist er um eine Antwort verlegen, aber sie entbehrt der scharfen Zuspitzung, — der Geist des Ungefähr (l'esprit d'à-peu-près, nennt's der Franzose), und so munter das Bächlein seines Gedankenlaufes plätschert, tiefes Wasser führt es eben nicht.

Wie frisch muten oft heiter-ungebundene Kinder an, und wie wenig steckt doch hinter ihnen! Man muß die kleinen Leute, etwa in einer Anstalt für Schwachsinnige, beim Spiel beobachten: alles Leben und Bewegung, Geschrei und große Worte! Und wenn man näher zusieht? Attrappen ohne Inhalt! Die Bezeichnung Windbeutel ist ganz treffend. Nun sind es aber gerade

diese lebhaften Jungen und Mädchen, die an Unfug und Allotria das Ergiebigste leisten. Der Unerfahrene, der über die Missetäter Gericht halten soll, läßt sich dann durch den Schein trügen und will von geistiger Minderwertigkeit nichts wissen. Hat nun gar so ein Schwachkopf seine Übeltat mit einer Portion Pfiffigkeit ins Werk gesetzt, so macht diese jeden Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit zu Schanden. Dieser raffinierte Bursche ein Schwachsinniger? Denkt nicht daran!

Viel wird von dem Raffinement der Schwachsinnigen gesprochen, nicht nur im Hause, in der Schule, sondern auch vor Gericht! Tatsächlich gibt es aber keinen wirklich durchtriebenen Schwachsinnigen. Daß sich die Regeren nicht ohne weiteres der sicheren Entdeckung aussetzen, das darf doch nicht wundernehmen. Auch der Hund entwickelt Überlegung, wenn er eine Wurst stiehlt. Was heißt überhaupt Raffiniertheit? Doch wohl die Gabe, die Situation in einem bestimmten Augenblick vollkommen zu überschauen und zu beherrschen, d. h. sein Handeln danach einzurichten und die Vorteile geschickt auszunutzen. Davon kann jedoch bei den Schwachen im Geist nicht die Rede sein. Ihre scheinbare Schlauheit kommt bei näherem Zusehen einfach auf Unverfrorenheit heraus. Jedenfalls hat die Frechheit den Löwenanteil an ihr. Frech zu sein ist aber nicht ein Privileg der Klugen; im Gegenteil, wie jeder Lehrer weiß, sitzen die größten Gauner in seiner Klasse vorwiegend auf den unteren Bänken. Der Schwachsinnige geht mit jener ihm eigenen glücklichen Naivität, die ihn die Größe seines Unternehmens gar nicht erkennen läßt, an das Vorhaben heran und täuscht gerade durch seine grandiose Unverschämtheit die überklugen Mitmenschen, die in dem gelungenen Streich nur das Werk sorgfältigen Vorbedachts erblicken und hinterher in ihrem Ärger, die Geprellten zu sein, den Täter als einen durchtriebenen Halunken hinstellen. Übrigens, warum soll nicht auch der Einfältige im gegebenen Moment ein Körnchen, ich möchte sagen: unbewußter Schlauheit beweisen? Verhält es sich mit den Tieren anders? Selbst bei niederen Lebewesen ist der Verstand so weit entwickelt, daß er in den Dienst instinktiver Fähigkeiten treten kann, und wäre es nicht so, dann würden sie im Daseinskampfe bald zugrunde gehen.

Kluge Schwachsinnige gibt es nicht, das wäre ein Widerspruch in sich selbst. Wohl aber schließt Schwachsinn einseitige Befähigung nicht ganz aus. Diese erstreckt sich jedoch nur auf das reproduktive, nicht auf das produktive, frei schaffende Geistesvermögen und kommt in der Hauptsache entweder auf Handgeschicklichkeit (Musizieren, Zeichnen) oder auf mechanische Gedächtnisarbeit (Rechnen) hinaus. Wirklich talentierte — ich meine, auf diesen beschränkten Gebieten talentierte — Idioten sind dagegen eine sehr große Seltenheit, und man kann ganze Regimenter Schwachsinniger an sich vorüberziehen lassen, ohne auf ein solches Ausnahmeexemplar zu stoßen. Ein so erfahrener Kenner z. B. wie der Idiotenanstaltsdirektor Wildermuth hat nach seiner Angabe nie ein schwachsinniges Wunderkind gesehen, und den allermeisten Berufskollegen wird es wohl ebenso gehen und gegangen sein.

Was man idiotische Wunderkinder nennt, sind meist gar keine Schwachsinnigen im engeren Sinne, sondern etwas beschränkte Köpfe, die eine leidliche, durch Drill und Dressur künstlich in die Höhe getriebene Befähigung zur Musik oder zum

Zeichnen aufweisen. Eigenes und Wertvolles bringen sie aber nie zustande, ihren Kunstprodukten fehlt jede seelische Vertiefung — „ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur!" Keine größere Beleidigung für die wirklich genialen Persönlichkeiten, als diese schwächlichen Pflänzchen zu ihresgleichen stempeln zu wollen: gerade das, was das Genie ausmacht, die Fähigkeit, etwas Bedeutendes neu zu gestalten, fehlt ihnen ganz und gar. Sieht man also von dieser Art Pseudowunderkindern ab, so bleiben die noch spärlicher gesäten Imbezillen und Idioten übrig, die sich durch ein umfangreiches und manchmal tatsächlich phänomenales Zahlen-, Orts- und Namengedächtnis hervortun und besonders im Rechnen eine verblüffende Gewandtheit zeigen. Worauf dieses einseitige Überwachstum beruht, wissen wir nicht. Jedenfalls haben die Leistungen mit eigentlichen Verstandesoperationen nichts zu tun, sondern kommen auf Gedächtniswerk hinaus. Darum kann auch der Idiot mit seiner Kunst nichts anfangen, sie nicht in den Dienst praktischer Tätigkeit stellen. Eine Analogie zu diesen schwachsinnigen Gedächtniskünstlern bilden die schon viel häufigeren vollsinnigen, die sich manchmal auch öffentlich produzieren. Sie verfügen, bei sonstiger Durchschnittsbegabung, über ein staunenerregendes Sprachtalent oder ein riesiges Zahlen- und Namengedächtnis — Gaben, die ihnen angeflogen und mühelos in den Schoß gefallen sind, sie wissen selbst nicht woher.

Immer wieder offenbart sich die geistige Unzulänglichkeit des Beschränkten nicht so sehr in seinem Mangel an Wissen als in seiner unzureichenden Verarbeitung des Erfahrungsstoffes. Während der Kluge die Dinge von möglichst vielen Seiten betrachtet, sieht sie der Dumme nur von der Seite, die sich ihm just darbietet. Er nimmt sie gleichsam nicht in die Hand, um sie zu formen, wie der Maurer die Steine, die er zum Bau verwenden will, und fügt sie auch nicht zueinander, — alles bleibt unverbunden, ein Trümmerhaufen, kein organisches Ganze. Und deshalb krankt wie sein Verstand so seine Phantasie an Dürre und Dürftigkeit, denn auch zum Willkürspiel der Einbildungskraft gehört kombinatorisches Geschick.

Die Psychologie unterscheidet wie bei der Aufmerksamkeit zwischen einer passiven und einer aktiven Phantasie. Bei der passiven reiht sich ungewollt und ungehindert Vorstellung an Vorstellung: Bilder, hell und farbig, Eindrücke früherer Erlebnisse, seltsam umgestaltet, Personen und Dinge ziehen am inneren Auge vorüber, und willenlos gibt sich der Mensch ihnen hin. So ist es beim Dahindämmern, im Traum, im Fieber, im Delirium. Und diese passive Phantasie fehlt auch dem Schwachsinnigen nicht, er stünde denn auf tiefer Stufe; bei dem Debilen gewinnt sie sogar zu leicht das Übergewicht über das ruhige, folgerichtige Denken, greift störend in die Geschlossenheit des Vorstellungslaufes ein und entfremdet das Kind seinen nächsten Lebensaufgaben. Wohl aber geht dem Geistesschwachen die aktive, die höhere Stufe der Phantasie ab, bei der der Mensch, halb bewußt, halb unbewußt, jedoch immer mit Hingabe seines Willens selbsttätig Neues schafft, wie es in höchstem Maße der Künstler und der Dichter

tut. Auch das Kind, das gesunde, ist ein Dichter von Gottes Gnaden, lebend und webend im Zaubergarten seiner Wünsche, im bunten Paradiese. Wie lauscht es, wenn es Geschichten hört und Märchen, wie spinnt es sie weiter und träumt sich hinein in seine Welt der Abenteuer, darinnen es als Held und Rittersmann zum tapferen Streit einherzieht! Solch helle Schönheit sieht der Geistesschwache nie und hat darum auch am Lesen und Erzählenhören keine rechte Freude. Wie unterscheiden sich das phantasiebegabte und das geistesarme Kind beim Spiel! Spielen ist ja gar nichts anderes als Phantasie in Handlung umgesetzt. Dem Idioten wird der Sandberg nicht zur stolzen Burg, der dürre Stecken nicht zum mutigen Roß, die Puppe nie zum fühlend Wesen, er sieht nicht Diamant und Gold im Kieselstein und schreitet nicht einher als König oder Räuber, als Prinzensohn und Indianerhäuptling. Sein Spiel, was er so nennt, ist nur Beschäftigung, unfruchtbar, leer und ohne Illusion. Es fehlt ihm der Erfindergeist, und niemals lebt er wirklich seine Rolle. Er macht bloß nach und klebt am Vorbild und wird leicht müde, weil er nicht Abwechslung und Reiz hineinzubringen weiß, hat auch so recht nicht Lust zum Spiel noch inneres Bedürfnis, denn Langeweile ist nur des gesunden Kindes Feind. So darf man dreist behaupten: ein Kind, das sich aus Spiel nichts macht und nicht versteht zu spielen, ist geistig nicht normal, nicht wie es sein soll, krank an Seele oder Leib.

Der Mangel an Verstand und Phantasie prägt sich auch in der Art aus, wie das Kind lügt. Daß es lügt, gehört auf ein anderes Blatt, wesentlich aber ist, wie es um die unangenehme Wahrheit herumzukommen sucht. Es gibt Ausnahmen, jedoch der Durchschnittsschwachsinnige benimmt sich bedauernswert ungeschickt, zum Unterschied von gewissen Sorten degenerativ-phantastischer und hysterischer Kinder, die im Ausspinnen erfundener Geschichten kleine Meister sind. Bei den tiefstehenden Idioten hat die Sache etwas Komisches an sich. Diese Kinder versuchen gar keine Ausflucht, sondern streiten rundweg ab: si fecisti nega (leugne, wenn du Unrecht getan hast), und bleiben mit verbohrtem, hilflosem Eigensinn bei ihrem Nein, auch wenn es gar keinen Sinn mehr hat.

Die Erkenntniselemente stehen nicht isoliert, und bei dem Studium der Aussage läßt sich erkennen, wie sehr sie von den Triebkräften des Gemüts- und Willenslebens abhängig sind. Der Verstand ist gleichsam die Maschine, der Wille die Kraft, die sie treibt. Die Maschine kann vollkommen sein, leistet aber nichts, wenn der Motor versagt. Taugen gar beide Teile nichts, gesellt

sich zum schwachen Verstand ein haltloser Wille, dann liegt die Sache noch schlimmer. Und dieser Doppelfehler trifft auf viele der geistig Enterbten zu — eine Tatsache, die sich zum Teil normal-psychologisch damit erklärt, daß die geringen Resultate, die der Unbegabte auch trotz Anstrengungen erzielt, nicht eben geeignet sind, ihn zur Rührigkeit anzuspornen. Es fehlt die Werbekraft der rechten Lust. Denn Erfolg steigert sich am Erfolg, und dauerndes Mißlingen schwächt auch den regsten Eifer. Zu dieser natürlichen Hemmung kommt eine krankhafte, eine pathologische Schwäche an Initiative und Ausdauer, wie sie den meisten Schwachsinnigen innewohnt; die Imbezillen ermüden ausnehmend rasch und lassen sich selbst durch einen Gegenstand, der sie interessiert, nur für kurze Zeit fesseln. Der Lauf der Gedanken bleibt nicht im Geleise, verliert das Ziel und gerät rechts und links in Seitenwege. Es ist dieselbe Erscheinung, die sich, in geringerem Grade, auch bei den gesunden Schülern findet, und zwar je jünger sie sind, um so mehr.

Verstandes- und Willenseigenschaften sind untereinander verschlungen. Und wenn auch beide Seiten des psychischen Lebens eine gewisse Selbständigkeit behaupten, sie können doch nicht voneinander losgelöst werden. Das Seelenleben des Schwachsinnigen ist in seiner Ganzheit verkümmert, mag auch das eine Mal mehr der intellektuelle, das andere Mal der ethische Defekt das Zustandsbild beherrschen. „Wenn das Kind nur wollte, es könnte schon!" — ganz wohl, aber dabei darf man nicht stehen bleiben. Warum will das Kind denn nicht? Der Mensch glaubt zu schieben und wird geschoben. Nicht er hat den Willen, sondern der Wille hat ihn. Und gerade in der Art, wie dieser Wille nach außen zur Geltung kommt, prägt sich des Menschen Innerstes, sein Charakter, seine Individualität aus.

In dieser Abhängigkeit der Erkenntnis vom Willen liegt eine, wenngleich nicht die einzige Ursache, warum untaugliche Schüler doch recht taugliche Männer werden können. Denn Untauglichkeit beweist nicht immer Mangel an Begabung, auch nicht Faulheit, sondern häufig nur andersgeartetes Interesse.

Schlechte Schulleistungen beweisen allein noch nichts für die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit im späteren Leben. Tauglichkeit gibt sich auch in anderer Weise kund. Hat das Sorgenkind überhaupt ein Interesse, ein wirkliches und mehr als flüchtiges Interesse für irgendein Gebiet des Wissens, der Technik oder Kunst? Zeigt es auf diesem Felde Eifer und Schaffensfreude und ein wenig Verständnis? Ist es schlaff und dumpf nur in bestimmten 6 Schulstunden, in bestimmten Fächern, bei bestimmten

Lehrern? Und ist es ferner, von der Schulscheu abgesehen, gutgeartet, wahrhaft und gefällig? Wenn diese Fragen bejaht werden können, dann weg mit den Kümmernissen, es wird seinen Weg schon machen!

5. Charakter und Lebensführung der Schwachsinnigen.

Bei der Beurteilung der Persönlichkeit des Schwachsinnigen und seiner Lebensschicksale ist im Auge zu behalten, daß Schwachsinn nicht allein Schwäche des Denkens bedeutet, sondern auch des Fühlens, des psychischen Mechanismus überhaupt[1]). Faßt man mit freilich jetzt veralteten psychologischen Begriffen die Summe der Erkenntnisvorgänge als Geist, die der Gemüts- und Willensvorgänge als Seele, so ist der Schwachsinnige geistig und seelisch zurückgeblieben. Daß die Störung des Verstandes eher bemerkt wird, hat, wie wir schon gesehen, seinen natürlichen Grund. Intellektuelle Prozesse erlauben ein bequemeres Vergleichen und sind in beschränktem Grade Maßmethoden zugänglich. Das eine Kind weiß mehr als das andere, lernt rascher, behält besser: solch einfache Verhältnisse lassen sich leicht feststellen. Charakterbeurteilung dagegen bleibt viel eher der subjektiven Auffassung anheimgegeben. Es existiert kein sachlicher Maßstab für gut und böse. Und gesetzt, er ließe sich finden, könnten wir darum schon der verbotenen Tat ansehen, ob sie einem kranken oder einem gesunden Hirn entsprang? Alle Arten von Verbrechen kommen bei vernünftigen Menschen so gut vor wie bei unvernünftigen, selbst die verabscheuungswürdigsten. Das Zeichen des Krankhaften steht ihnen nicht an der Stirn geschrieben, sondern ergibt sich erst aus den Begleitumständen der Tat, etwa aus der Unüberlegtheit, mit der sie geschah, aus dem Mangel erkennbarer Motive, dem Vorhandensein deutlich krankhafter Einflüsse, wie Sinnestäuschungen und Wahnideen oder aus dem Widerspruch mit des Täters sonstigem Charakter. Wenn ein Kind lügt oder stiehlt, so beweist das zunächst gar nichts für die Frage, ob krank oder gesund. Wenn ich aber höre, daß dieses Kind trotz guter Erziehung ein Lügner geblieben ist, und wenn ich mich gar überzeuge, daß es nicht bloß sittlich, sondern auch intellektuell unter der Norm steht, dann werde ich allerdings ein Recht haben, zu sagen: der Hang zur Lüge ist offenbar nicht etwas, das sich außerhalb und unabhängig vom angeborenen psychischen Defekt entwickelt hat, sondern gehört zu ihm, wie das Blatt zum Baume.

[1]) Und nicht etwa Schwäche der Sinne, d. h. der Sinnesorgane. Sinn hat hier die alte ursprüngliche Bedeutung, wie sie noch in vielen anderen Bezeichnungen zutage tritt: sinnen, Trübsinn, Leichtsinn, „mein armer Sinn ist mir zerstückt" usw.

Es ist nicht wahr, daß der Verstand den Menschen macht — nein, Gemütsart, Temperament und Willensneigung bilden die Träger der Persönlichkeit. Das Wollen ist viel früher als das Denken. Schon in den ersten Lebenstagen zeigt das Kind Willensspuren, freilich zunächst nur in der einfachen Form des Triebes, indem sich lebhafte sinnliche Gefühle nach außen als blinder, wohl nur dumpf bewußter Drang entladen. Später bekommt der Wille ein Ziel, wenngleich nur ein einseitig bestimmtes, er wird zum Begehren, und endlich erhebt er sich zum Willen im engeren Sinne, d. h. er läßt sich durch Plan und Überlegung leiten. Ist es so weit, dann schwingt sich dieser höchste, dieser Vernunftwille zum Richter auf über die niederen Willensformen, über Antriebe und Begehrungen, zwingt sie nieder oder macht sie sich gefügig. In der zunehmenden Beherrschung der untergeordneten sinnlichen Regungen kommt der sittliche Fortschritt zum Ausdruck: aus dem Triebwesen ist ein Willenswesen geworden.

Solange die eigene Vernunft noch schläft, tritt die fremde an ihre Stelle: das Kind ahmt nach, und mit Hilfe der großen Erzieherin Gewohnheit werden schließlich nicht nur oft wiederholte Bewegungen und Handlungen, wie das Greifen, Gehen, Sprechen usw., sondern selbst Gefühlsregungen und Vorstellungen so fest geprägt und mechanisiert, daß sie unausrottbar in der Seele wurzeln. Auf diese Weise lernt das Kind ohne Mühe die Tugenden der Sauberkeit, des Anstandes, der Pünktlichkeit, lernt Gehorsam, Wahrheitsliebe, Hilfsbereitschaft, kurz, gute Eigenschaften wie — schlimme. Es kommt ihm nicht bei, zu fragen nach dem Warum und Wozu: es tut, wie es die andern tun sieht. Daher die große Bedeutung frühzeitig eingewöhnter sittlicher Grundsätze! Sie legen Beschlag auf die Denkungsweise des Kindes, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt. Und wenn die Erziehung oft nicht bessere Früchte zeitigt, so liegt die Schuld an der Grenze, die jeder Bildsamkeit gesteckt ist. Erziehung kann nichts Neues geben, sie kann nur Vorhandenes entwickeln.

Gehen wir schon hier auf das Verhältnis von Intelligenz zum sittlichen Fühlen mit einigen Worten ein; später, in dem Abschnitt über die moralisch minderwertigen Psychopathen, werden wir noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen. Wie wir gesehen, gibt es keinen Parallelismus zwischen Intelligenz und Sittlichkeit — weder bei den Schwachsinnigen, noch bei den Vollsinnigen. Die klügsten Menschen sind nicht immer die charaktervollsten, und die dümmsten nicht die schlechtesten. Hervorragendes Talent verbindet sich oft mit Gesinnungslumperei, und umgekehrt besagt die Redensart: er ist ein guter Kerl (mit einer bestimmten

Betonung) kaum viel anderes als: er hat die Weisheit nicht mit Löffeln gegessen.

Wenn die meisten Schwachsinnigen der dauernden Hilfe bedürfen, so liegt das weniger an ihren üblen Charaktereigenschaften als an ihren intellektuellen Mängeln. Ohne Krücken fallen sie zu Boden. Ihr geringes Wissen, ihr beschränktes Urteil, ihr bißchen Geschicklichkeit reicht zur Not für kleine Verhältnisse aus, scheitert aber schon an mittelmäßigen Anforderungen. Jede Irren- und Idiotenanstalt beherbergt eine ganze Anzahl erwachsener Kranker, die sich dem Betriebe willig einfügen und in Haus und Hof und Werkstatt nützlich machen. Warum werden sie nicht in die Freiheit entlassen? Weil sie der Aufsicht, Anleitung und Kontrolle bedürfen und ohne sie verkommen würden. Das Denken besorgen sie nicht selbst, sondern lassen es von anderen besorgen. Nimmt man ihnen die Stützen und schickt sie hinaus in die Welt, so gehen sie zugrunde. Das Leben, für die Gesunden ein Erzieher, knickt die Kranken. Bettler und Vagabunden, die Dutzende von Malen bestraft worden sind, fügen sich mit Leichtigkeit der geregelten Ordnung eines Anstaltslebens, wenn sie nur selbst nicht dabei zu denken und zu wollen brauchen, und geistig defekte Verbrecher, die ihr halbes Leben im Zuchthaus zugebracht haben, entpuppen sich in der Irrenanstalt als ganz fleißige, gutgeartete, ja dankbare Individuen. Eigentlich liegt in dieser Tatsache eine furchtbare Anklage gegen die Gesellschaft, die sich um diese Minderwertigen bisher so wenig gekümmert hat. Natürlich gibt es aber auch ungemein lästige und schwer umgängliche Imbezille, unter den jugendlichen wie unter den erwachsenen, Triebmenschen und brutale Egoisten, die nichts als ihren Vorteil kennen, immer und überall sich auflehnen gegen Zucht und Gesetz, hämisch nach ihren „Rechten" verlangen und nur den Grundsatz kennen: erlaubt ist, was gefällt. Wehe der Anstalt, die sich mit ihnen abquälen muß! Aber glücklicherweise bilden sie nicht die Regel.

Wie jeder geistig Normale, so trägt auch jeder geistig Schwache sein besonderes Gepräge. Es gibt geistesschwache Optimisten und Pessimisten, Affektnaturen und Phlegmatische, Gutmütige und Bösartige, Nervöse und Stupide. Alle jene pathologischen Charaktere, die uns später noch begegnen werden, können bei gleichzeitigem Schwachsinn vorkommen. Damit aber erschöpft sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen noch nicht: Schwachsinnige können auch geisteskrank oder epileptisch werden, dauernd oder vorübergehend. Idiotie und Imbezillität sind keine stabilen Zustände, in sich abgeschlossen und unveränderlich. Diese Charakteristik paßt nicht einmal auf die niedersten geistigen Stufen. Man komme einmal hinein in eine Idiotenanstalt: was für Bewegung und Wechsel! Und nehmen wir ferner die Differenzierungen hinzu, die durch den Höhegrad der geistigen Schwäche, durch Alter, Geschlecht, soziale Einflüsse usw. hervorgerufen werden, so erkennen wir, welche Fülle von Gestalten die Szene belebt. Nur ein Zug bleibt ihnen allen gemeinsam: die intellektuelle Unzulänglichkeit.

Versuchen wir, uns in der Vielheit zu orientieren. Als Richtlinie möge die alte, wenngleich anfechtbare Einteilung der Schwachsinnigen in die beiden Gruppen der passiven (apathischen) und aktiven (erethischen) Naturen dienen.

Der passive apathische Schwachsinnige besitzt vorwiegend negative Eigen-

schaften. Sein Dasein heißt Beharrlichkeit. Er treibt nicht, sondern läßt sich treiben. Was sollte ihn auch reizen, ihn, den Dumpfen und Gedankenleeren? Oft prägt sich seine Gleichgültigkeit schon in der äußeren Erscheinung aus: auf Sorgfalt der Kleidung, auf Ordnung und gehobelte Manieren gibt er nichts. Als gutmütiger Michel mit der Schlafmütze über den Ohren lebt er sein Heut wie Gestern in ruhiger Unbekümmertheit. Solche Schwachsinnigen sind nicht zu bedauern, denn was bedeutet Glück im Leben anderes als Zufriedenheit! Langeweile fühlt er nicht, und Ehrgeiz ist ihm unbekannte Tugend. Er ist nicht träge, er ist nicht fleißig, er fügt sich geduldig, weil es so sein muß, in das Joch der Arbeit: die andern machen's so, und darum macht er's auch. Steht er geistig nicht zu tief, so leistet er sein kleines Pensum ohne Anstand. Nur darf man ihn nicht denken lassen, das bringt er nicht fertig. Der Weg muß ihm geebnet sein, bis er mechanisch seine Sache ausführen kann; dann aber macht er sie oft gar nicht schlecht. Vor dem Neuen hat er Widerwillen, es stört in der Gewohnheit Einerlei. Diese Unselbständigkeit kann so weit gehn, daß er als treues Lasttier ruhig alle Arbeit, selbst die ekelhafteste, auf sich nimmt. Es kommt ihm gar nicht der Gedanke, aufzumucken. Er murrt nicht und er klagt nicht, wenigstens nicht laut, er kennt es eben gar nicht anders. Etwas Regsamere freilich und Selbstbewußtere lassen sich nicht alles bieten und helfen sich, indem sie streiken. In seinen Mußestunden schlendert der Schwachsinnige umher, untätig, er weiß nichts mit sich anzufangen. Gesellschaft meidet er nicht gerade; sucht sie aber auch nicht auf. Dumm-harmlos, wie er ist, läßt er sich die größten Bären aufbinden und nimmt alles für bare Münze. Neckereien erträgt er, teils weil er sie nicht versteht, teils weil er sich nicht wehren kann. Indessen, treibt man es zu bunt, so braust er auch wohl auf und wird bisweilen maßlos heftig in seinem Zorn; mit brutaler Rücksichtslosigkeit vergreift er sich an seinen Peinigern. Von diesen Intermezzi abgesehen fließt sein Leben gemächlich dahin, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Was morgen sein wird oder übermorgen, er weiß es nicht, und es berührt ihn nicht. Die Welt erscheint ihm ach so einfach und so selbstverständlich, sie gibt ihm keine Rätsel auf. Und die Zukunft — die wird sich schon finden!

Dieser Typus der Schwachsinnigen ist der häufigere, und man sieht ihn, wenngleich nicht immer in der hier gegebenen scharfen Zuspitzung, besonders in der zweiten Hälfte der Jugend. Die leichtesten Fälle, die debilen, werden meist verkannt. Der Lehrer hält zwar den Knaben für unbegabt — unbegabt, nicht für krankhaft schwach —, in der Hauptsache jedoch für faul, zerstreut und teilnahmlos. An Mahnungen, Prügeln und ähnlichen Erfrischungsmitteln pflegt es nicht zu fehlen. Das Schicksal des Kindes hängt zum guten Teil von den Finanzen und der sozialen Stellung der Eltern ab. Nehmen wir zunächst den Sohn aus guter Familie. Ist er nicht gar zu schwach und träge, so gelingt es, ihn unter fortwährender Aufpeitschung seines bißchen Energie durch das Einjährige zu pressen. Was nun? Auch fernerhin legen die Begriffsstutzigkeit, Indolenz und Lebensungeschicklichkeit auf Schritt und Tritt dem Fortkommen des jungen Menschen Fesseln an. Mit seinen lateinischen Brocken und dem Pythagoras kann er nichts beginnen. Ein Versorgungsversuch nach dem andern scheitert: auf der Offizierspresse geht es nicht, auf dem Bureau nicht und nicht in der Landwirtschaft. Über eine Anzahl Schwierigkeiten hilft des Vaters Portemonnaie hinweg, aber alle Pforten öffnet Geld auch nicht. In seiner dunkel von ihm selbst empfundenen Hilfsbedürftigkeit sucht der Schwache nach Anlehnung und gerät mit Sicherheit just an die ungeeignetsten Elemente, die ihn auszunutzen verstehen. Frauenzimmer machen sich frühzeitig an ihn heran und betrachten ihn als angenehme Erwerbsquelle. In dummer Gutmütigkeit pumpt er allen Verschuldeten und verzehrt sein Vermögen, eigentlich ohne Genuß davon zu haben. Schließlich wird es den Angehörigen zu arg. Sie stecken ihn in ein Sanatorium oder bringen ihn zu einem Gutsbesitzer, wo er unter der Firma „Volontär" Hasen und Böcke schießt. Ist einer dieser Häfen erreicht, dann hat die liebe Seele Ruh. Vorläufig wenigstens! Er ist versorgt und fühlt sich wohl: niemand mutet ihm mehr Unmögliches zu.

Bei den Schwachsinnigen der niederen sozialen Schichten geht das Schicksal rascheren Schritt. Zu Hause gescholten, in der Schule geprügelt, von den Kameraden gehänselt, hilft der Imbezille sich später durch, so gut es eben gehen will, als Laufbursche, als Gelegenheitsarbeiter, als Kleinknecht. Wenn er zur Arbeit gar nichts taugen will, so bringt ihn die Gemeinde gegen ein paar Taler Entgelt bei einem Dorfinsassen unter, wo er es manchmal schlechter hat als ein Hund. Oder er treibt sich nach allerhand mißglückten Unterschlupfversuchen vagabundierend durch die Welt. Bald steckt er im Gefängnis, bald im Arbeitshaus, bald streift er in der Freiheit ziellos umher. Der Alkohol, dem er schnell verfällt, tut das Übrige. Geistig und körperlich heruntergekommen, gerät er endlich bei seiner dreißigsten oder vierzigsten Anklage, die er sich wegen Bettelns und Stehlens zugezogen, in die Hände eines Richters, der etwas von Psychiatrie versteht und ihn dem Irrenarzt zur Untersuchung gibt. Schluß der Szene: Irrenhaus. Dort lebt er sich bald ein, verbringt in Frieden den Rest seiner Tage und macht sich als harmloses Menschenkind bei leichter Arbeit nützlich, soweit es seine Kräfte erlauben. Schwere Verbrecher gehen aus dieser Sorte Schwachsinniger nicht hervor; dazu fehlt es an Trieb und Tatkraft. Weibliche Imbezille und Debile dieser Art gelangen, mehr gegen als mit ihrem Willen, an den unehelichen Geschlechtsverkehr, seltener an die Prostitution.

Verbreitet ist auch der Typ der schüchternen, ängstlichen, zagen Schwachsinnigen, und gerade unter den Jugendlichen. Mangel an Selbstvertrauen kann man sonst nicht eben zu den Fehlern der geistig Beschränkten zählen: bei ihrer Unfähigkeit, die eigene Person richtig einzuschätzen, liegt ihnen Eitelkeit oder mindestens doch Selbstgenügsamkeit näher. Um so mehr fallen darum jene kleinmütig-scheuen Kinder auf, die ihre geistige Schwäche, ihre Hilflosigkeit, ihr Anderssein empfinden und darunter leiden. Sehr folgsam, sehr fleißig und sehr bescheiden, leben sie meist für sich und nehmen an den Spielen ihrer Genossen wenig Anteil. Oder sie suchen den Verkehr mit jüngeren und geistig noch tiefer stehenden Kameraden auf — aus einem natürlichen Empfinden heraus, denn unter den Gewitzteren, da fühlen sie sich verspottet oder (was beinahe drückender) von unzartem Mitleid umgeben. In ihrer Vertrauensseligkeit sind sie leicht zu täuschen, nicht bloß wegen ihrer schwachen Urteilskraft, sondern auch weil sie gewöhnlich sittlich höher stehen als die Verführer. Der Gutmütig-Schwache traut wie sich selber so auch dem andern Böses gar nicht zu. Merkt er freilich, daß er betrogen ist, so kriecht er noch mehr in sich zurück: er verallgemeinert seine schmerzliche Erfahrung und glaubt in Zukunft keinem Menschen mehr. Feigheit läßt diese Kinder vor dem Stärkeren und noch so Verabscheuten sich beugen, sie wissen sich keinen Rat, und in der Schule leiden sie mitunter durch die Quälereien ihrer Genossen ein Martyrium. Auch im Leben später glückt es ihnen nie, sich durchzusetzen. Manche enden durch Selbstmord: die Tragödie des fleißigen, unbegabten Kindes! Wir werden später diesem Typus noch einmal begegnen.

Unbeständigkeit gehört zum Wesen der aktiven, erethischen, agilen Elemente unter den Imbezillen. Auch hier eine Fülle von Individualitäten: ziellos Flatterhafte, Dummdreiste, Geschwätzige, Lärmende, Rücksichtslose, Prahlerische, Faselige und wiederum solche, die mit gutem Willen ehrlichen Fleiß verbinden, die wirklich vorwärts möchten, aber nicht können, heitere, schmiegsame, hoffnungsfrohe Sanguiniker. In jüngeren Jahren kommt die körperliche Unruhe besonders stark zum Ausdruck. Auch gesunde Kinder können nicht stillsitzen, immer sind ihre Ärmchen und Beinchen in Bewegung. Die Augen schweifen suchend umher, und der Mund steht nicht still. Besucht man jedoch die Vorstufen oder die unteren Klassen einer Idiotenschule, so kann man sein Wunder erleben: ein Hin- und Herrutschen auf den Bänken, ein Strampeln und Zappeln, Grimmassieren und Gestikulieren und alles andere, nur nicht Sammlung und Aufmerksamkeit. Da ist alles unausgegoren, haltlos und triebhaft, die Sinne jedem neuen Eindruck preisgegeben. Im Laufe der Jahre wird es besser damit, aber wenn schon die leibliche

Unruhe schwindet, so bleibt doch die geistige Zerfahrenheit, das unstete Wesen, die Unfähigkeit, einem Ziel beharrlich nachzugehen.

In mancher Beziehung stellen diese Kinder größere Anforderungen an die Kunst des Erziehens, als die torpiden, aber man erreicht auf die Dauer auch mehr. Denn Dickfelligkeit ist der Tod für alle Pädagogik. Auch die übliche schlechte Meinung von den Charaktereigenschaften der erethischen Imbezillen erscheint nicht zutreffend. Untugenden fallen bekanntlich immer mehr ins Auge als Tugenden, und so übersehen wir leicht, daß es doch auch unter diesen Imbezillen freundlich-harmlose Geschöpfe genug gibt. Man darf sie nicht durch die falsche Brille ansehen und nicht überall Bosheit und Schlechtigkeit wittern, wo nur Gedankenlosigkeit, Mangel an Einsicht, Unbeständigkeit der Gefühle und Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung die Schuld tragen. Wenn ein solches Kind Vogelnester ausnimmt oder sein Spielzeug entzweimacht, so hat das mit Grausamkeit und Zerstörungssucht oft gar nichts zu tun, sondern ist ein Akt der Neugier oder der Unüberlegtheit oder des ungezügelten Tätigkeitstriebes.

Dergleichen Sünden kommen geradeso gut bei normalen Kindern vor. Während sich aber das gesund geartete Kind verhältnismäßig leicht die Ungehörigkeiten austreiben und auf die höhere Stufe sittlichen Empfindens bringen läßt, hat man bei dieser Art Schwachsinnigen seine liebe Not, und oft ist alle Müh umsonst. Sie hören die Ermahnungen an, fühlen wohl auch so was wie Reue und haben für den Augenblick den Wunsch, sich zu bessern, aber beim nächsten Mal straucheln sie doch wieder — die guten Vorsätze sind vergessen oder nicht mehr triebkräftig genug, eine neu aufsteigende böse Neigung zu unterdrücken. Sie wissen ganz gut: dies darfst du nicht tun, aber ach, die Verführung ist gar zu groß! Ja, wäre der Seelenzustand in jenem Augenblicke, wo die Verlockung winkt, der gleiche wie damals, als des Vaters Rohrstock Mores lehrte, dann bliebe manches Unglück ungeschehen. Psychologisch ausgedrückt heißt das: das moralische Verhalten hängt wesentlich ab von der Fähigkeit, frühere Gefühlszustände lebendig in sich wachzurufen. Diese Fähigkeit aber besitzt das schwachsinnige Kind noch weniger als das gesunde. Das Bild des zürnenden Vaters und des eigenen geprügelten Ich steht wohl vor seinem geistigen Auge, aber leider nur als Schemen und nicht begleitet von dem schmerzlich-unangenehmen Gefühlston, den einst die Szene in ihm erweckte.

Man versucht, den psychologischen Vorgang auch wohl so zu erklären: das schwachsinnige Kind handle schlecht aus intellektueller Unreife, aus Unfähigkeit, die notwendigen höheren,

ethischen und religiösen Begriffe zu bilden; es erfasse z. B. nicht den Sinn, der in dem Verbot des Lügens und Stehlens liege. Das ist jedoch ein Irrtum. Natürlich macht sich der Schwachsinnige nicht die Bedeutung der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit für den menschlichen Verkehr klar, aber tut denn das ein normales Kind oder auch nur ein normaler Erwachsener? Der Durchschnittsmensch handelt sittlich nicht deshalb, weil sein Verstand reif genug ist, den Zweck der Sittengebote begriffsmäßig zu erfassen, sondern aus viel simpleren Gründen: aus Furcht vor Strafe, aus Gewohnheit oder aus innerem Herzensdrange. Um die Begründung der Moral kümmert sich keine Seele, außer dem Professor, der ein Buch darüber schreibt.

Genau so steht es mit den Imbezillen. Sieht man von den niedersten, überhaupt denkunfähigen Idioten ab, so weiß jeder Schwachsinnige ganz gut, daß er nicht lügen und betrügen, nicht faul und ungehorsam sein darf. Das sind ja die elementarsten Regeln, die ihm in den Kopf gesetzt werden. Wenn er trotzdem das Verbotene tut, so ist daran nicht seine Einsichtslosigkeit schuld, sondern (von den Affektverbrechen abgesehen) der Mangel an sittlichem Empfinden, und dieser Mangel hängt so wenig von der Dummheit ab wie Lauterkeit des Charakters von der Klugheit. Vielmehr steht das moralische Erleben, wie das ästhetische und das religiöse, beim Imbezillen einfach deshalb tiefer als beim Normalsinnigen, weil eben alle Funktionen bei ihm von der Verkümmerung mehr oder weniger betroffen sind, weil die Persönlichkeit als Ganzes unentwickelt und verkrüppelt ist. Fehlerhafte Intelligenz und Sittlichkeit sind vorwiegend koordinierte, nicht subordinierte Größen. Nicht mit ihrer Borniertheit ist es zu erklären, wenn Schwachsinnige durch ein Unglück, etwa den Tod naher Angehöriger kaum berührt werden, sondern mit ihrer Unfähigkeit, etwas Tieferes dabei zu fühlen. Darum auch vergessen sie Mahnungen und Strafen so schnell: der Gefühlston haftet nicht. Kinder und Völker, sagt das Sprichwort, denken nur an die letzten Prügel. Ja, täten die Schwachsinnigen das wenigstens! Aber dazu sind sie viel zu sehr der Spielball ihrer Augenblickslaunen. Sobald ein neues Gelüste in ihnen aufwacht, ist die Vergangenheit mit aller schmerzlichen Erinnerung ausgelöscht. Schlechtigkeiten, die lange vorher geplant und mit Berechnung ins Werk gesetzt werden, fallen größtenteils den Halbschwachsinnigen, den Debilen, zur Last. Imbezille oder gar Idioten von boshaft tückischer Gesinnungsart sind seltener und meist auch weniger gemeingefährlich, weil sie zu „raffinierten" Verbrechen gar nicht genügend Geschicklichkeit und Vernunft mitbringen.

Bedenklich werden sie eigentlich nur im Affekt, unter Alkoholwirkung und natürlich auch dann, wenn sie, wie es ja leider oft der Fall, unter schlimmer Umgebung aufwachsen, nur Schlechtes lernen und als gefügiges Werkzeug in der Hand wirklicher Halunken dienen müssen.

Wieviel nun bei einem bestimmten Vergehen auf Rechnung der passiven Gewissensstumpfheit, der aktiven Gefühlsroheit und des Mangels an Überlegung zu setzen ist, das läßt sich selbstverständlich nie genau sagen. Bisweilen stehen wir wie vor einem Rätsel, wenn wir jugendliche Schwachsinnige, die sonst mehr als eine Probe von Gutmütigkeit abgelegt haben, Scheußlichkeiten ausführen sehen, deren sonst nur gemeine Seelen fähig sind. Fast immer freilich (und das ist das Versöhnliche) sitzt der Affekt dahinter, und die Tat blieb dem innersten Kerne der Persönlichkeit fremd — die Reue kommt zu spät. In und um die Pubertätszeit liefern die Sexualdelikte einen ziemlich reichen Beitrag zur Kriminalität. In der älteren irrenärztlichen Literatur wird sogar viel von der Heftigkeit des Geschlechtstriebes der Idioten geredet: der Schwachsinnige stürze brünstig wie ein Tier auf sein Opfer los. Das trifft aber bestimmt nicht zu. Man kann vielleicht eher behaupten, der Sexualtrieb sei bei den tiefer Stehenden schwächer entwickelt als beim normalen Menschen; auf der untersten Stufe fehlt er jedenfalls ganz. Näheres läßt sich darüber kaum sagen: wer kann Gefühle messen? Wenn Imbezille verhältnismäßig oft sexuelle Verbrechen begehen, so liegt das daran, daß sie ihren Antrieben leichter Folge geben. Die Zügel fehlen. Die heiße Begierde lockt, und im Nu sind die schwachen Ansätze des Widerstandes aus dem Wege geräumt. Zum Teil aus diesem Grunde und zum Teil infolge der selteneren Gelegenheit zur natürlichen Befriedigung richten sie ihr Verlangen auf das nächstbeste Ziel, auf ganz junge oder ganz alte Personen[1]), auf die nächsten Verwandten, auf Individuen desselben Geschlechts, auf Tiere.

Schwachsinnige Mädchen, oft ganz junge Dinger, lassen sich um ein paar wertloser Geschenke oder auch um ein Nichts mit Leichtigkeit verführen, und nicht nur die Unfähigkeit, einen Lebensberuf auszufüllen, nicht nur soziales Elend, schlechtes Beispiel oder gar Zwang, sondern auch der freie Wille, die verlockende Aussicht auf ein bequemes Leben mit Flitter, Putz und Tand treibt manche der Prostitution in die Arme. Sehr verbreitet ist unter den Schwachsinnigen (wie unter den Gesunden) natürlich die Mastur-

---

[1]) Ein achtzehnjähriger, taubstummer, mäßig Imbeziller vergriff sich auf menschenleerer Landstraße am hellen Tage an einer 75jährigen Frau und mißhandelte sie in nicht wiederzugebender Weise fast eine Stunde lang.

bation, die allein geübte und die gegenseitige. Wer in einer Anstalt für Schwachsinnige oder in einem Heilpädagogium tätig ist, weiß, wie sehr er aufpassen muß: immer wieder und schon in frühen Jahren geraten die Kinder an das Übel, und die Großen und Geweckten verführen die Kleinen zu Verirrungen, die diesen oft nur als ein vergnügliches, harmloses Spiel erscheinen.

Rachsucht, Haß, Zorn, Begehrlichkeit und alle anderen Leidenschaften, die auch die Herzen der Gesunden erzittern machen, bilden eine weitere, nie versiegende Quelle von Verbrechen. Je lebhafter die sinnliche Begierde und je schwächer die Kraft der Selbstüberwindung, desto rascher wandelt sich der Wunsch zur Tat. Um Nichtigkeiten werden Todsünden verübt.

Der schwachköpfige Bauernjunge zündet das Gehöft seines Dienstherrn an, um sich für ein Scheltwort, für eine Ohrfeige zu rächen, oder er quält, nicht ohne geheime innere Wonne, das beste Pferd im Stall zu Tode. In blinder Wut über Neckereien, denen er ausgesetzt war, vergreift sich der Gefoppte an seinem Opfer, das ihm unglückseligerweise in die Hände lief. Begehr nach ein paar Pfennigen, nach einer Leckerei wird das Motiv zu einem Raubmord, Grausamkeit mit Wollust durchsetzt ergötzt sich an den Martern kleinerer Kinder oder Tiere. Heimwehkranke imbezille Kindermädchen töten ihre Pflegebefohlenen aus keinem anderen Grunde, als um den lästigen Dienst los zu werden und wieder zu Vater und Mutter zu gelangen, wobei meist weniger Mangel an Herz als ratlose Unerfahrenheit, die keinen anderen Ausweg sieht, zu dem verzweifelten Schritte führt. Ein mäßig schwachsinniges 15jähriges Mädchen steckte zwei Häuser und drei Scheunen ihres Dienstherrn in Brand: was darauf folgen könne, das sei ihr gleich gewesen, — Hauptsache, nur fort aus dem Hause, der Herr prügele sie, und sie halte es vor Heimweh nicht aus! Der imbezille Rekrut wirft seinem Vorgesetzten, dessen vermeintliche oder wirkliche Schikanen er lange genug ertragen, das Gewehr vor die Füße. Die Täter sind in solchen Augenblicken überhaupt nicht mehr die Herren ihrer Vernunft, sondern handeln aus einem halbblinden Impuls heraus. Und dort, wo noch eine Überlegung, ein Abwägen der Motive und Gegenmotive statthat, da macht die von dem schwachen Gehirn genährte Hoffnung auf Nichtentdeckung des Verbrechens die aufsteigenden Bedenken bald zunichte. Sie trösten sich nach Art der kleinen Sünder daheim und in der Schule: die Eltern und Lehrer werden's wohl nicht merken. In dieser Hinsicht stehen also die Schwachsinnigen wirklich hinter den Vollsinnigen zurück, nicht etwa weil sie kein Verständnis für das Unrecht ihres Vorhabens besäßen, sondern weil sie in ihrer Naivität die Gefahren überhaupt nicht merken. Angst und Feigheit sind noch immer die beste Schutzwehr gegen Versuchungen gewesen, und hier versagt die Schutzwehr. Nur der Sehende ist feige.

Heftige Wutausbrüche mit sinnlosem Zerstörungsdrang erwecken übrigens immer Verdacht auf Komplikation des Schwachsinns mit anderen krankhaften Zuständen, am meisten mit Epilepsie. Manchmal ist krankhafte Reizbarkeit geradezu ein jahrelanger Vorläufer der Krampfanfälle. Schwindelgefühl, Flimmern und Dunkelwerden vor den Augen, brausende, klingende Geräusche in den Ohren, auch Sinnestäuschungen und eine dumpfe Angst begleiten dann gewöhnlich diese wilden Attacken, und die Erinnerung ist hinterher nur noch dunkel erhalten.

6*

Schließlich darf die verhängnisvolle Rolle, die der Alkoholgenuß spielt, nicht vergessen werden. Alkohol steigert die Reizbarkeit, löst die Fesseln der niederen Leidenschaften und raubt das bißchen Selbstbeherrschung vollends. Der an sich schon leicht bestimmbare Imbezille läßt sich, mit ein paar Glas Bier oder einem Viertel Schnaps im Leibe, willenlos zu schlechten Zwecken mißbrauchen. Trunken — im gewöhnlichen Sinne — braucht er keineswegs zu sein. Schon geringe Mengen des Giftes lassen das Selbstgefühl bedenklich schwellen: der an sich vielleicht nicht schlecht geartete Halbwüchsige möchte im Kreise der Genossen den Beweis seiner Männlichkeit liefern, möchte zeigen, daß auch er etwas versteht, Lob und Anerkennung ernten, und dazu scheint ihm ein Bravourstück oder was er dafür hält, gerade geeignet. So läßt er sich zu Taten bereden oder mit fortreißen, die ihm nach seiner Ansicht den Ruhm der Schneidigkeit verleihen. Erschwerend kommt hinzu, daß ein Teil der Schwachsinnigen den Alkohol schlecht verträgt. Ein einziges Glas Wein oder einige Halbe Bier machen sie beinahe unzurechnungsfähig. Leider bleibt diese Hinfälligkeit der Konstitution, wie der Schwachsinn überhaupt, dem Auge des Laien oft verborgen. Der Richter, dem ein vielfach vorbestrafter Vagabund wegen Brandstiftung vorgeführt wird, gedenkt wohl der Wirkung des Alkohols, an dem aber, was dahintersitzt, geht er ahnungslos vorüber. Er hat ja „die Ursache“!

In der Jugend sind die erethischen Schwachsinnigen leichter der Gefahr der Verkennung ausgesetzt als die torpiden. Denn Lebhaftigkeit ist nicht nur dem normalen kindlichen Temperament gemäß, sondern verdeckt auch die Unzulänglichkeit des Geistes besonders leicht. Und da der Laie von Schwachsinn gemeinhin nur dort etwas wissen will, wo die Einfalt sozusagen vom Gesichte leuchtet, so bleiben schwere Irrtümer nicht aus. Unter den Verprügelten, unter den Kindern, bei denen „man ohne strenge Zucht nicht auskommen kann“, sind manche unschuldige Dulder. Es ist ja wahr: sieht man in einer Schwachsinnigenanstalt oder einer Hilfsschule so eine Horde wilder Knaben und Mädchen, dann hält es zunächst schwer, zu glauben, daß diese Gesellschaft geistig so wenig taugen soll. Aber eine längere Beobachtung lehrt sie doch bald in ihrer ganzen Minderwertigkeit kennen. Ihr Eifer ist Strohfeuer. Alles Neue reizt sie mächtig, und mit wahrer Begeisterung legen sie sich ins Zeug, aber für wie lange? Jedes neue Spielzeug wird mit Entzücken begrüßt und nach wenigen Tagen zur Seite geworfen, und gerade so geht es nach der Schule mit dem Beruf: der eine will zum Schneider und der andere zum Schuster, jeder nimmt reichlich Lorbeeren auf Vorschuß, aber ein

paar Wochen drauf, da verlangt der Schuster, Schneider zu werden, und der Schneider begeistert sich fürs Stiefelmachen. Alles beginnen sie, nichts vollenden sie, aber prahlen tun sie für drei.

Wie gestaltet sich der Lebenslauf des erethisch Schwachsinnigen? In den höheren Ständen zunächst krampfhafte Bemühungen, den beschränkten Jungen auf dem Gymnasium einigermaßen über Wasser zu halten — Privatstunden, Pension, es geht nicht, schließlich Presse. Allerorten Klage über mangelnde Begabung und dumme Streiche, die zunächst noch beschönigt werden. Endlich wird das Einjährige erreicht. Dank den guten Manieren, den Bemühungen des einflußreichen Papas, gelingt es dem Unglücksvogel, eine Stelle zu bekommen. Natürlich hält er da auf die Dauer nicht aus (woran immer „die andern" schuld sind) — Kündigung, abermaliges Suchen und neues Engagement, ein drittes und ein viertes Mal, die Zeit wird mit Nichtigkeiten vertrödelt, das Portemonnaie verhilft zu guten Freunden und besonders zu Freundinnen — Verschwendung, Liebeleien, Alkohol, es setzt unangenehme Szenen, und aus der Verlegenheit hilft der Schub nach Amerika! Leider liegt Amerika und selbst Australien heutzutage nicht mehr aus der Welt. Aller Mittel entblößt, kommt der Jüngling eines Tages im elterlichen Hause wieder an, und es folgt die zweite, aber nicht verbesserte Auflage des Lebenswandels. Ein neues Ereignis: Verlobung mit einer sozial weit tiefer stehenden Person etwas anrüchiger Vergangenheit, die Verwandten ziehen sich zurück, die Existenzfrage wird schwierig, infolgedessen Eingriff des immer mehr Bedrängten in fremde Kassen, Staatsanwaltschaft, endlich Begutachtung durch einen Fachmann: Freispruch, Entmündigung, bisweilen auch Irrenhaus. Nicht selten erfolgt der Zusammenbruch während der Militärjahre: schon an sich kein Freund des strengen Dienstes mit seiner Beschränkung der Selbstbestimmung, außerdem begriffsstutzig und doch von seinen trefflichen Fähigkeiten überzeugt, läßt sich der Einjährige in plötzlicher Aufwallung eine schwere Ausschreitung zuschulden kommen, verweigert patzig den Gehorsam oder haut gar dem Unteroffizier eine Backpfeife herunter.

In den unteren Gesellschaftsklassen läßt der Absturz wieder weniger lange auf sich warten. Die Unfähigkeit, sich eine Existenz zu gründen, und die Haltlosigkeit des Charakters führen hier durch das Verbrechertum bald ins Gefängnis oder Irrenhaus. Bisweilen endet das Spiel schon in den Jugendjahren, und das ist noch das beste. Der imbezille Knabe, faul, frech und verlogen, ein Opfer zugleich seiner stiefmütterlichen Naturanlage und seiner schlechten Erziehung, entwickelt sich bereits frühzeitig zum berufsmäßigen Schulschwänzer und Müßiggänger, lungert auf den Rummelplätzen oder auf der Straße herum, nächtigt in irgendeinem Schuppen, stiehlt, wo sich gerade Gelegenheit findet, oftmals angestachelt oder wenigstens nicht gehindert durch die selber geistig und sittlich defekten, dem Trunk ergebenen Eltern, und gelangt schließlich in Fürsorgeerziehung als „zwar leicht beschränkt, aber in der Hauptsache bösartig und verderbt". Es hängt dann von der Einsicht des Anstaltsleiters oder der Erzieher ab, ob der Schwachsinn des Knaben in seiner wahren Höhe richtig erkannt wird. Die Irren- oder Idiotenanstalt macht den Beschluß — für immer oder, wenn noch etwas Gutes erreicht werden kann, für die nächsten Jahre.

Auch bei dem weiblichen Geschlecht richtet sich das Lebensschicksal zum guten Teil nicht nur nach der Wesensart des Kindes, sondern nach der Beschaffenheit der Umgebung, die auf das Mädchen und später auf die Erwachsene einwirkt. Die wohlsituierten, weich und warm gebetteten Geschöpfe bleiben vor den schlimmsten Erfahrungen bewahrt. In der Schule gelten sie, wenn sonst leicht umgangbar, als „etwas schwach" oder als gutmütig-dumm, und Eltern von besonderer Ahnungslosigkeit freuen sich gar über ihr liebes, folgsames und so artiges Kind. Auch später nach der Schulzeit triefen sie von Ehrbar- und Langweiligkeit und zieren in den Tanzjahren als Mauerblümchen die Wände. Denen, die eine hübsche Larve tragen, geht es gar nicht schlecht:

sie lassen sich bewundern, und haben sie Geld, so kriegen sie prompt ihren Mann. Manche „schöne, aber kalte“ Frau ist einfach schwachsinnig. Sie weiß auf die Komplimente, die ihr zuteil werden, nichts zu sagen, darum hält sie den Mund, und das ist im Grunde das einzig Kluge an ihr. Gefühls- und Gedankenarmut versteckt sich hinter Unnahbarkeit. Im übrigen sorgt sie in der Ehe dafür, daß die Schwachsinnigen nicht aussterben. In den unteren Schichten halten die auf Selbsterwerb angewiesenen Mädchen in keiner dienenden Stellung aus: die Unfähigkeit, ihren Pflichten zu genügen, auch das lästige Gefühl der Gebundenheit treibt sie von Platz zu Platz und schließlich zu dem freieren und weniger komplizierten Berufe der Fabrikarbeiterin. Nun ganz auf sich selbst angewiesen, straucheln sie bald: zu sparen verstehen sie nicht, das Geld geht drauf für Tand und Firlefanz, und der Hang zum Vergnügen im Verein mit blinder Vertrauensduselei führt sie dem ersten besten Burschen in die Arme. Dann folgt der zweite, der dritte, und jedes Jahr bringen sie ein uneheliches Kind zur Welt, das denselben Lebensgang nehmen wird wie sie. Oder, die ganz Haltlosen geraten an die Prostitution, ein Gewerbe, das ihren Neigungen am besten entspricht und dem sie sich gewachsen fühlen.

Das sind einige Typen von Schwachsinnigen. Der Irrenarzt weiß, wie erschreckend lange es oft dauert, bis diese Unglücklichen den Schutz erhalten, der ihnen von Anfang an nicht hätte fehlen dürfen; er weiß, wie weit und wie reich an Schmerzen der Weg ist über Fürsorgeanstalt, Arbeitshaus und Gefängnis. Im Konkurrenzkampf mit Notwendigkeit zurückgedrängt, könnten sie wohl noch Brauchbares leisten, wenn die Gesellschaft die Hand hielte über sie. So aber geraten sie auf die schiefe Ebene, bis ins Verbrechen hinein, und finden oft erst nach langen Wirren ein Asyl im Irrenhause. Dann haben sie Ruhe vor der Welt und die Welt vor ihnen.

Alle Beschreibung ist schematisch, und auch die hier gegebene kann es nur sein. Die Wirklichkeit sieht bunter aus. Bisher wurden die Komplikationen des Schwachsinns mit anderen geistigen Anomalien noch kaum berührt. Man darf sich die Sache nicht so vorstellen: hüben ist der angeborene Schwachsinn, und drüben sind die erworbenen Geistesstörungen. Vielmehr schließen Idiotie und Imbezillität den vorübergehenden oder dauernden Verfall in Geisteskrankheit nicht aus. Auf dem morschen Boden eines verkümmerten Seelenlebens wachsen die Psychosen besonders gern empor. Sind vollentwickelte Krankheiten auch erst jenseits der Pubertätszeit häufiger, so kommen doch kurze halluzinatorische Delirien schon in der Kindheit nicht ganz selten vor. Und dazu gesellt sich die ganze große Schar der Psychopathien, die Trieb- und Zwangszustände, die Verstimmungen und Erregungen, die Hysterie und nicht zuletzt die Epilepsie. Wer also eine ausreichende Kenntnis über den jugendlichen Schwachsinn gewinnen will, wird nicht umhin können, auch den folgenden Kapiteln seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Nervosität.

Bei der Bestimmung des Begriffes Nervosität haben wir als wesentlichstes Merkmal Übererregbarkeit oder Reizbarkeit anzuführen. Diese allein macht aber das Wesen der Nervosität nicht aus. Sonst wären alle besonders feinfühligen — körperlich und geistig feinfühligen — Menschen nervös, und tiefe seelische Inanspruchnahme ruhte auf anomalem Untergrunde. Zweifellos ist die ganze Kulturmenschheit im Lauf der Jahrhunderte sensibler geworden, wie ein Blick auf die Roheit vergangener Zeiten, z. B. auf die Brutalität der Rechtspflege, lehrt; in dieser Hinsicht konnten unsere Altvorderen wahrlich „mehr vertragen" als wir. Dürfen wir aber darum unser Geschlecht nervös nennen, ihm den Stempel der Krankheit aufdrücken — und das angesichts der Meisterwerke und Großtaten auf dem Gebiete der Technik und der Wissenschaft, die eine gewaltige Denkarbeit, Tatkraft und Ausdauer voraussetzen?

Um den Begriff der Nervosität zu vervollständigen, müssen wir daher nach einem weiteren Merkmal suchen. Und dieses finden wir in der raschen körperlichen und geistigen Erschöpfbarkeit, die sich objektiv in der Abnahme der Leistungen, subjektiv in dem Gefühl der Ermüdung kundgibt. Ein klares Beispiel nervöser Gemütsverfassung liefert uns der Zustand nach einer in Sorgen durchwachten Nacht. Wir sind nicht bloß empfindlicher geworden gegen jeden äußeren Reiz, sondern spüren auch diese Überempfindlichkeit peinlicherweise in der Verringerung unserer Arbeitskraft und in dem Gefühl des — ein sehr bezeichnender Ausdruck — Angegriffenseins. Es ist, als sei unsere Seele schutzlos jeder Einwirkung preisgegeben, gleich dem bloßliegenden Nerven im hohlen Zahn, und ebenso wie sich hier der Schmerz auf andere, benachbarte Nerven überträgt, so bringt auch dort die Berührung einer wunden Stelle das ganze Seelenleben in Wallung.

Diese überleichte Inanspruchnahme des nervösen Apparates, gepaart mit überleichter Erschöpfbarkeit, macht das Wesen der Nervosität aus. Der Arzt sagt: Nervosität ist reizbare Schwäche — die Betonung liegt auf dem zweiten Wort. Der Ausdruck Neurasthenie, wörtlich übersetzt: Nervenschwäche, wird dieser Auffassung auch sprachlich gerecht.

Die eigentliche Ursache der Nervosität haben wir weniger in äußeren Schädlichkeiten als in der — meist angeborenen — Schwäche der Gehirnkonstitution zu suchen. Natürlich können auch gesund beanlagte Menschen nervös werden, sei es unter dem Druck von Gemütsbewegungen, von Sorgen und Kümmernissen, gekränktem Ehrgeiz, hoher Verantwortlichkeit, sei es unter dem

Einfluß körperlicher Schädigungen wie Alkohol, Schlafmangel, Schmerzen, langwieriger Leiden. Aber diese erworbene Nervosität hat nicht viel auf sich: sie geht bei Fortfall der Ursachen und bei einiger Schonung vorüber, ohne schlimme Folgen zu hinterlassen, stellt also nicht mehr dar als eine gelegentliche Episode in einem sonst gesunden Leben. Dagegen gibt es viele Menschen, die ewig „an ihren Nerven laborieren". Sie können auch unter den gewöhnlichen Lebensbedingungen ihr psychisches Gleichgewicht nicht wahren oder knicken doch über jeder geringen Mehrforderung zusammen. Diese Personen sind von Hause aus minderwertig; sie gehören, streng genommen, gar nicht zu den Nervösen und Neurasthenikern, sondern in die große Gruppe der Entarteten und Psychopathen. Wohl gibt es bei Kindern eine Scheinnervosität, hervorgerufen und unterhalten durch falsche Erziehung, durch Verzärtelung. Sieht man von dieser ab (und sie ist leicht zu erkennen), so sind dauernd nervöse Jugendliche, bei denen sich nicht eine durchaus zureichende äußere Ursache finden läßt, immer Psychopathen, und ihre Zukunft sollte man im Auge behalten. Schon aus der Erscheinungsart des Leidens kann man gewöhnlich den wahren Charakter der „Nervosität" erkennen. So kommen Zwangszustände oder periodische Verstimmungen oder intellektuelle und moralische Sonderbarkeiten bei der einfachen, erworbenen Neurasthenie der sonst Gesunden nicht vor. Sie sind Entartungssymptome.

Dergleichen begreifen freilich die Eltern nervöser Kinder nicht, wenn es ihnen der Arzt klar zu machen sucht, oder wollen es nicht begreifen. Angeborene Konstitution, Vererbung, Entartung — wie peinlich das alles! Deshalb müssen mit Gewalt äußere Ursachen zur Erklärung herangezogen werden, und was liegt da näher, als der Schule die Schuld zuzuschieben und ihr den Vorwurf der Überbürdung zu machen. Aber mit Unrecht. Ein durchschnittsbegabter Schüler mit gesunden Nerven kann leisten, was von ihm gefordert wird, und bleibt gesund und frisch dabei. Es mag manches Unverdauliche gelehrt, manches Zwecklose ins Gehirn eingetrichtert werden, aber ein normal entwickeltes Kind kommt glatt darüber weg, und wird wirklich einmal von diesem oder jenem Lehrer zu viel verlangt, so wehrt es sich gegen ungerechte Zumutungen mit dem glücklichen Instinkt der Trägheit. Gesunde Kinder, sagt Charcot sehr richtig, lassen sich nicht überbürden.

Der Zusammenhang zwischen dem, was man Schulüberbürdung nennt, und der Nervosität liegt vielmehr an anderer Stelle. Die Schule offenbart meist nur die Schwächen, die früher oder später

doch ans Licht gekommen wären. Das unzureichend begabte, leicht ermüdende und vor allem das ängstlich verzagte oder von überspanntem Ehrgeiz getriebene Kind, das freilich „kommt unter das Rad“. Aber dann ist doch die Schule nicht der schuldige Teil. Was soll sie denn tun? Auf die kränklichen Pflanzen Rücksicht nehmen? Das kann sie nicht, denn es hieße, das Gros der Kinder vernachlässigen. Sie muß ihr Pensum durcharbeiten. Und gerade an den Nervenkrüppeln sündigen die Eltern oft mehr als die Lehrer, durch ihren törichten Stolz, der es nicht mitansehen kann, wenn andere Kinder das bessere Zeugnis nach Hause bringen. Dann setzt es Mahnungen, Vorwürfe, Stichelreden und Nachhilfestunden, nicht zu knapp bemessen. Und über den geistigen und seelischen Quälereien geht das arme Kind wirklich zugrunde.

Es gibt auch noch ganz andere Arten von Überbürdung, die mit der Schule nichts zu tun haben. Da ist die Arbeitslast, die den Kindern Unbemittelter neben ihrer Schulpflicht aufgehalst wird; da sind die Vergnügungen und Zerstreuungen, an denen die Jugend wohlhabender Kreise bis in die Nacht hinein teilnimmt und die ihr den Schlaf, die „Nährmutter des Lebens“, verkürzen; und da ist der Alkohol, der vorzeitige Tabakgenuß und vieles andere mehr. Auch die Masturbation mag hier Erwähnung finden, obwohl ihre Schäden gewöhnlich in zu grellem Lichte dargestellt werden.

Das Bild oder richtiger die Bilder der Nervosität sind so allgemein bekannt, daß wir die Schilderung kurz fassen können, und dies um so mehr, als wir den „Nervösen“ bei den einzelnen Gruppen der Psychopathen noch vielfach begegnen werden.

Die abnorme Reizbarkeit bei rascher Erschöpfung läßt sich manchmal schon in den ersten Lebensjahren, noch vor der schulpflichtigen Zeit erkennen. Die Kinder sind gegen einfache Sinnesreize auffallend empfindlich, vertragen kein helles Licht, zucken zusammen bei unbedeutendem Lärm (ganz im Gegensatz zu der Freude, die die gesunden Kleinen über alles, was Spektakel macht, empfinden), fürchten sich entsetzlich vor dem Waschen und Haarekämmen und erheben ein Zetergeschrei, wenn ihnen ein kleines Übel zustößt. Vor jedem körperlichen Eingriff, der Schmerz ahnen läßt, geraten sie ganz außer sich vor Angst. Natürlich ist auch hier manches Anstellerei und auf Rechnung schlechter Erziehung zu setzen. Auf kleine Diätfehler reagieren sie mit Verdauungsstörungen, der Appetit ist bald gut, bald schlecht und hängt sehr von der jeweiligen Stimmung ab. Überhaupt ist bemerkenswert, wie schnell und unmotiviert sich die „Magenschwäche“ wieder

verliert. Das eine Mal verträgt das Kind nichts, wodurch den Eltern die beste Gelegenheit geboten wird, das Übel durch fleischreiche Kost und fragwürdige Nährpräparate, womöglich im Verein mit „stärkendem“ Weine, noch zu verschlimmern. Denn das arme Jüngelchen muß kräftige Nahrung haben, es ißt ja fast nichts. Daß der „schwache Magen“, der gestern noch gegen Ei und feingehackten Schinken revoltierte, heute Schwarzbrot und halbreife Äpfel verträgt, übersehen die Angehörigen. Übrigens sind durchaus nicht alle Neurastheniker schlecht genährt und schwächlich; es gibt stämmige, rotbäckige Burschen unter ihnen, und man darf es nicht immer wörtlich nehmen, wenn der Arzt den Eltern gegenüber von der „Blutarmut“ des kleinen Nervösen spricht.

Ein besonderes Kreuz bilden die Kopfschmerzen, die sich mit Vorliebe einstellen, wenn die Kinder geistig oder gemütlich erregt sind. Bekannt und gefürchtet ist der Schulkopfschmerz. Meist wird über Druck und Spannung geklagt — „ein Reifen liegt um den Kopf“ — oder über Blutandrang und fliegende Hitze; wenige Tropfen Alkohol färben Gesicht und Ohren hochrot. Übrigens wird bei Stirnkopfschmerz immer eine Untersuchung der Nase auf Wucherungen anzuraten sein: manches sog. nervöse Kopfweh verschwindet bei entsprechender Behandlung. Halbseitiger Schmerz mit Schwindelgefühl, Anwandlung ohnmachtähnlicher Schwäche und Appetitlosigkeit, kurz das, was man Migräne nennt, kommt ebenso wie das nervöse Asthma auch bei Kindern vor, die sonst nicht eigentlich nervös genannt werden können, und ist manchmal (aber nicht immer) Entartungserscheinung.

Der Schlaf ist oft unruhig und unregelmäßig. Nervöse gehören zu den Morgenschläfern: abends können sie nicht ins Bett finden und morgens nicht heraus. Sie kommen schlecht zur Ruhe, liegen lange wach, das Warten macht sie ungeduldig und weinerlich, bis sich endlich der ersehnte Gott Morpheus naht. Manche Schuld trägt übrigens auch hier die verkehrte Erziehung, die es duldet, daß sich die Phantasie abends durch Spiel und aufregende Lektüre erhitzt, und die nicht auf Pünktlichkeit im Zubettgehen achtet. Doch haben unruhiger Schlaf, lautes Sprechen, Zähneknirschen, Aufschrecken und selbst das Nachtwandeln nicht die üble Bedeutung, die ihnen vielfach zugeschrieben wird, sondern kommen auch bei gesunden Kindern vor. Schon eher deuten Zuckungen im Gesicht, an den Schultern, den Händen oder andere konvulsivische Bewegungen, die teilweise den Ticks im Wachen verglichen werden können, auf nervöse Veranlagung hin. Morgens beim Erwachen fühlen sich die Kinder wie zerschlagen und bleiben den ganzen Vormittag abgespannt, gereizt und unliebenswürdig. Gegen

Abend tauen sie wieder auf, wollen dann nicht zu Bett, und das alte Spiel beginnt von neuem. Die gleiche Reizempfindlichkeit zeigt sich auch bei geringfügigem Unwohlsein. Die Kinder fiebern leicht, neigen zu hohen Temperaturen und Fieberdelirien.

Das Bild der Nervosität ist sehr charakteristisch. Man sehe diese reizbaren, schreckhaften, leicht ermüdenden kleinen Personen, wie schon bei geringfügigem Anlaß ihr ganzer Körper in Bewegung gerät, wie die Augen flackern, ein Zucken über ihr Gesicht läuft, wie ihnen das Blut zu Kopfe steigt, Hände und Finger zittern und wie sie nach rasch erreichtem Höhepunkt des Affektes kraftlos in sich zusammensinken. Alles wird ihnen „gleich zu viel", und das Ende vom Liede sind Tränen und Zornesausbrüche; sie haften, kleben an Verdrießlichkeiten, maulen und ziehen ein schiefes Gesicht. Die richtige Bewertung der Ermüdungserscheinungen kann große Schwierigkeiten bereiten, und man begeht leicht den Fehler, sie zu unterschätzen und Übertreibung anzunehmen, da Nervöse den Eindruck der Wehleidigkeit machen. Der Umstand, daß die Ermüdung bei veränderter Situation, etwa wenn eine Belohnung in Aussicht gestellt wird oder eine freudige Erregung hinzutritt, verschwindet, beweist nichts gegen ihr tatsächliches Bestehen, da es sich in diesen Fällen lediglich um Betäubung des Ermüdungsgefühls handeln kann, und die Folgen oft um so schwerer sind. Wie wenig im Grunde die Verstellung mit diesen Dingen zu tun hat, lehrt z. B. die als Asthenopie bekannte Sehschwäche der Nervösen: gleich den übrigen Muskeln erlahmen auch die der Augen rascher als in der Norm, die scharfe Einstellung des Blickes auf den Nahepunkt wird unmöglich, die Buchstaben verschwimmen, fangen an, zu tanzen, und das Kind muß mit Lesen und Schreiben aufhören. Das ist doch nichts Gemachtes.

Gewiß, das Benehmen des kleinen Nervenschwächlings präsentiert sich oft nicht von der besten Seite. Aber wessen Nerven einmal herunter waren, der kennt die müde, gereizte Art aus sich selber. Haben nur Erwachsene „berechtigte" Stimmungen, Kinder dagegen Launen? Manchmal erfolgt der Umschlag vom Sonnenschein zum Regen überraschend schnell. Infolge einer harmlosen Neckerei oder eines versagten Wunsches, ja ohne jeden Grund beginnt das eben noch kreuzfidele Kind zu weinen und zu schreien, gerät ganz außer sich und muß schleunigst vom Schauplatz seiner Taten entfernt werden — Kontrastwirkung als Ermüdungssymptom!

Eltern und Lehrer müssen diese larvierten Ermüdungserscheinungen, die sich in Eigensinn und Zornesausbrüchen kundgeben, unbedingt kennen. Man kann sie bei geistesschwachen Kindern ebenso (und wohl noch häufiger) beobachten wie bei gutbegabten. Fleißige und übergewissenhafte Schüler muten ihren Kräften leicht zuviel zu und vermögen schließlich schon nach kurzer Anstrengung die Aufmerksamkeit nicht

mehr anzuspannen. Ihre Gedanken lassen sich nicht länger zwingen, schweifen ab und fliegen davon ins goldene Land der Träume. Aufgerufen, fährt der Schüler empor, wird verlegen, beginnt zu stottern, und das Ende ist ein Tränenstrom. Auch die Schularbeiten nehmen ungebührlich viel Zeit in Anspruch, das Kind wird nicht fertig, namentlich nicht mit dem Auswendiglernen, fremde Gedanken durchkreuzen die Aufmerksamkeit, immer beginnt es aufs neue, aber vergebens. Dann erhebt es ein Lärmen und Lamentieren, zeigt sich von der unliebenswürdigsten Seite, hadert mit sich und der Welt und kriecht endlich schluchzend in sein Bett. Unter solchen Umständen schwanken natürlich auch, je nach dem wechselnden Befinden, die Lernresultate, und es ist eine nur durch Nichtwissen zu entschuldigende Quälerei, dem kleinen Hirnmüden immer wieder vorzuhalten: du mußt dich mehr zusammennehmen; daß du Besseres leisten kannst, hast du oft genug bewiesen! Die ängstlichen Kinder fühlen ihr Nachlassen an Kraft schon selber und leiden schwer genug darunter, und wenn es verhältnismäßig selten zu dem schlimmsten Ausgang, dem Selbstmord, kommt, so verdanken sie das der glücklichen Schutzwehr, die ihnen gewöhnlich eigen, — ihrer Feigheit.

Hypochondrische Klagen werden erst um die Pubertätszeit häufiger, weil dann die geschlechtlichen Geheimsünden eine reiche Quelle zur Ausheckung oft der allerabsurdesten Befürchtungen erschließen. Kleinere Kinder, wenn halbwegs vernünftig erzogen, wissen zum Glück nichts von dem jämmerlichen Besorgtsein um ihr körperliches Wohlbefinden, und wo sie recht wehleidig tun, da handelt es sich meist nur um einen kleinen Simulantenkniff: wenn ich Kopfweh habe, dann werde ich schön bedauert, kriege ein Stück Schokolade und brauche morgen nicht zur Schule.

Mit der echten, im Kindesalter übrigens recht seltenen Melancholie ist die Neurasthenie kaum zu verwechseln: die Grundstimmung des Melancholischen ist durchweg traurig, während der Neurasthenische und der „nervöse" Psychopath zuzeiten, wenn er „seinen guten Tag" hat, sehr munter und ausgelassen sein kann.

Zum Schluß muß noch vor einem gewarnt werden. Die Entwicklungsjahre sind die Zeit, wo die Frühverblödung, die Hebephrenie bzw. Dementia praecox, einsetzt, und zwar häufig einsetzt unter dem Bilde einer nervösen Verstimmung. Die Unterscheidung ist wichtig und oft nicht leicht, eine Fehldiagnose selbst von ärztlicher Seite häufig. Auch hier verweise ich auf die spätere Darstellung.

Hysterie.

Wesen und Ursprung der Hysterie[1]) geben dem Psychologen ein schweres Rätsel auf, und vollends steht der Laie dem Leiden

[1]) Das Wort hysterisch stammt aus dem Griechischen. Hystera heißt die Gebärmutter: in diesem Organ erblickten die Ärzte seit Hippokrates' Tagen bis weit in die Neuzeit hinein den Sitz der Störung. Noch heute bringt die landläufige Anschauung die Hysterie mit dem weiblichen Geschlechtsleben in Zusammenhang. Aber die Ansicht ist ganz falsch. Denn Kinder und männliche Individuen werden auch hysterisch, und

hilflos gegenüber. Es soll versucht werden, zunächst an der Hand einiger Beispiele, die Krankheit seinem Verständnis näherzubringen.

Ein Kind sieht zufällig, wie ein Schulkamerad einen epileptischen Krampfanfall bekommt. Die Szene prägt sich tief in seine Seele ein, und eines schönen Tages verfällt es selbst in Zuckungen. Diagnose: hysterischer Anfall. Ein zweites Beispiel: Ein Knabe erhält von seinem Lehrer eine Ohrfeige; die unvernünftige Mutter bedauert den armen, „mißhandelten" Jungen und läßt in seinem Beisein die Bemerkung fallen, durch einen solchen Schlag aufs Ohr könne man taub werden, — von Stund an hört der Knabe auf dem Ohr nichts mehr, wohlgemerkt, er hört tatsächlich nichts mehr, er bildet sich das nicht etwa nur ein! Diagnose: hysterische Taubheit. Ebenso rasch wie die Erkrankung tritt aber auch die Heilung ein. Das krampfkranke und das taube Kind werden zum Arzt geschickt, dieser besieht sich die Sache und versichert den Eltern in Gegenwart der kleinen Patienten mit Ruhe und Bestimmtheit, er werde die Krankheit schon kurieren. Nach einigen ärztlichen Maßnahmen, die bei einem Epileptischen und einem durch Ohrerkrankung Ertaubten nicht das Geringste nützen würden, verschwindet das Übel, und die Kinder sind wieder gesund.

Nun die Erklärung. Geist und Körper stehen in Wechselbeziehungen. Alle Gemütserregungen sind von leiblichen Veränderungen begleitet: Scham macht erröten, Angst erblassen, Heiterkeit setzt bestimmte Muskeln des Gesichts in Bewegung und Traurigkeit regt die Tränendrüsen zur Absonderung an, Ekel erzeugt Brechneigung, Schreck lähmt, Verlegenheit macht Stottern, usw. Bekannt ist auch die eigentümliche Wirkung der Einbildungskraft: schneidet sich einer vor unseren Augen in den Finger, so fühlen wir selber Schmerz; in der Nähe Krätzkranker verspüren wir ein Jucken; Kitzelgefühl im Nacken ruft die Vorstellung eines dort krabbelnden Getieres wach; Gähnen steckt an; Wasser statt des ersehnten Morphiums unter die Haut gespritzt lindert den Schmerz; Angst, Freude, lebhafte Erwartung zaubern Illusionen des Gehörs und des Gesichts hervor.

Was wir bei Personen mit gesundem Geist und Nervensystem beobachten, finden wir auch bei den Hysterischen, hier aber mit

die hysterischen Mädchen und Frauen sind durchschnittlich sexuell weder mehr noch weniger erregbar als gesunde, leiden auch nicht an irgendwelchen Störungen ihrer Geschlechtsfunktionen. Allerdings hat in den letzten Jahren der Wiener Nervenarzt Freud und seine Schule die alte Lehre von den Beziehungen des Leidens zu der Geschlechtssphäre erneuert, aber, wie wir noch sehen werden, in viel vertiefterer Form. Dauernd abgetan muß jedenfalls die Anschauung gelten, daß die Krankheit nur dem weiblichen Geschlechte eigentümlich sei.

einem Unterschied: die körperlichen Erscheinungen werden leichter ausgelöst, wirken nachhaltiger und nehmen mitunter Formen an, wie sie bei normalen Menschen unter solchen Umständen nicht vorkommen. Ein Gesunder kann z. B. zwar auch durch eine Gemütsbewegung seine Sprache verlieren, aber dann muß die Erschütterung schon sehr heftig sein, und überdies dauert der Verlust auch nur „einen Augenblick“: beim Hysterischen jedoch genügt mitunter die Vorstellung: du kannst nicht mehr sprechen, um die Sprechmuskeln lahmzulegen, und das für Tage, Wochen oder Monate. Einem hysterischen Kinde kommt, man weiß nicht wie, der Gedanke: deine Finger zittern ja, du kannst den Griffel nicht mehr halten, und richtig, es geschieht so, wie es gedacht. In derselben Weise entstehen Lähmungen, Krämpfe, Zuckungen, ja die Gewalt der Vorstellungen wirkt sogar auf Nervenapparate, die vom bewußten Willen unabhängig funktionieren. So stellen sich Schwellungen und Rötungen und Quaddelausschläge der Haut ein, selbst (wenn auch ausnehmend selten) kleine Hautblutungen (wie die „Wundmale Christi“ bei den sog. Stigmatisierten), Gelenkauftreibungen, Aufblähungen des Leibes, die beim weiblichen Geschlecht Schwangerschaft vortäuschen können, Blindheit, Taubheit und bei Erwachsenen, seltener bei Kindern, Gefühllosigkeit, die sich über einzelne, meist scharf abgegrenzte Teile der Hautoberfläche erstreckt und die einst im Mittelalter Veranlassung zu dem Wahne gab, der Böse schütze seine auf der Folter liegenden Buhlerinnen (viele „Hexen“ waren hysterisch), indem er sie durch „Teufelsmale“ gegen Schmerzen unempfindlich mache.

Und alle Stigmata, wie man diese hysterischen Erscheinungen nennt, können ebenso unvermittelt verschwinden, wie sie entstanden sind, — Lähmungen, und Krämpfe, und Gelenkversteifungen, und Gefühllosigkeit, und Stummheit, und das ganze andere Heer der Übel. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn die so plötzlich kommenden und gehenden körperlichen Störungen den Eindruck des Vorgetäuschten machen. Daß man dem Kranken indessen mit solcher Vermutung unrecht tut (oder doch tun kann), ergibt sich aus den beiden bemerkenswerten Tatsachen, daß sich erstens viele dieser Erscheinungen willkürlich gar nicht erzeugen lassen (z. B. die Hautquaddeln), und zweitens, daß der Hysterische Symptome, die der Arzt objektiv an ihm feststellt, selbst noch gar nicht einmal an sich bemerkt hat, so z. B. die halbseitige Gesichtsfeldeinengung, die dem Kranken oft lange verborgen bleibt, bis sie durch eine ärztliche Untersuchung zufällig aufgedeckt wird. Natürlich lügen Hysterische auch und schwindeln, um sich interessant zu machen, aber das ist kein unbedingtes Erfordernis der Krank-

heit: es gibt wahrheitsliebende Hysterische und unwahrhaftige.

Um zusammenzufassen: hysterische Stigmata sind körperliche Störungen, die durch gefühlsbetonte Vorstellungen hervorgerufen werden und sich durch ihren scheinbar unvermittelten Eintritt und ihr scheinbar ebenso unvermitteltes Verschwinden auszeichnen; von den gewöhnlichen Gefühlswirkungen unterscheiden sie sich besonders durch ihre Nachhaltigkeit und ihre oft sehr eigenartige Form.

Bei der Häufigkeit, mit der zwar nicht das Gesamtbild der Hysterie, aber doch vereinzelte hysterische Symptome in der Kindheit vorkommen, bei der Gefahr ihrer Verkennung und dem überraschenden, ja unheimlichen Eindruck, den sie durch ihr plötzliches Entstehen und Vergehen auf den Unbeteiligten wie auf den Kranken selber machen, wird es erlaubt sein, auf den psychologischen Ursprung des Leidens noch etwas näher einzugehen. Sind doch gerade über die Hysterie so viele unrichtige Ansichten verbreitet!

Man kann den hysterischen Bewußtseinszustand am ersten vergleichen mit dem hypnotischen, und hier wollen wir den Ausgangspunkt unserer Betrachtung nehmen. Beiden ist eines charakteristisch: die gesteigerte Suggestibilität. Was Suggestibilität ist, läßt sich in der deutschen Sprache nur umschreiben — wir haben keinen prägnanten Ausdruck dafür, denn Beeinflußbarkeit, wie das Wort gewöhnlich übersetzt wird, trifft nicht ganz das Richtige. Es sagt zu viel: nicht jede Art von Beeinflußbarkeit ist Suggestibilität. Der Mensch läßt sich nämlich auf zweifachem Wege beeinflussen, einmal, indem man sich an seinen Verstand wendet und ihn durch Gründe zu überzeugen sucht, und das andere Mal, indem man mit seinem Gefühl, seinen Neigungen, seiner Phantasie rechnet und ihn sozusagen, ehe er sich's versieht, überwältigt und gefangen nimmt. Nur diese zweite Art der Beeinflussung, die sich unbemerkt vollzieht, nennen wir Suggestion und den für sie Empfänglichen suggestibel.

Alle Menschen sind suggestibel, und ringsum spuken suggestive Einflüsse in der Welt. Niemand kann sich ihnen entziehen. Da ist der Druck der öffentlichen Meinung, des Zeitgeistes, der Mode, der Autorität, auch des Wunders, — er legt sich auf uns, nimmt Beschlag von unserem Willen und unserem Herzen. Verstand und Überlegung spielen durchaus keine so große Rolle in unseren Entscheidungen, wie wir auf unsere Klugheit eitlen Menschen glauben. Mit unserer Selbständigkeit sieht es windig aus. Auch die Erziehung beruht zum größten Teil auf Suggestion, auf Überimpfung der Gewohnheiten und Ansichten anderer: das Kind fragt nicht, warum das Lügen und Stehlen verboten sei, sondern nimmt die Moralvorschriften unbesehen hin. Je nach Temperament, Charakter und Augenblickslaune und wiederum je nach der Wirkungskraft des influenzierenden Mediums steigt und fällt der Grad der Suggestibilität. Frauen und Kinder als die im allgemeinen Gefühlsweicheren und Phantasiebegabteren lassen sich leichter herumkriegen als der Mann mit seiner mehr nüchternen, logischen Denkungsart. Daher werden sie auch leichter hysterisch. Das Gemütsleben ist das Feld, auf dem die Suggestion Triumphe feiert. Haß und Liebe und alle großen Leidenschaften lähmen die Kritik, die sich sonst den suggestiven Mächten entgegenstemmt, und von jeher haben gewaltige Persönlichkeiten durch einen faszinierenden Zauber, der von ihnen oder ihren Werken ausging, die Seelen Tausender in ihren Bann zu schlagen gewußt.

Hypnotisierte wie Hysterische zeichnen sich durch ihre besonders lebhafte

Suggestibilität aus. Der Hypnotisierte gerät unter den Einfluß der Vorstellungen, die ihm der Hypnotiseur einzugeben beliebt: er kann die Augen nicht öffnen und schließen, ohne daß dieser es will, Arme und Beine nicht bewegen, bleibt empfindungslos gegen Nadelstiche, fühlt selbst schmerzhaftere Eingriffe wie Zahnziehen und Schneiden eines Furunkels nicht, trinkt Wasser für Wein, wiegt eine Schlummerrolle als sein Kind, begrüßt fremde Menschen als alte Bekannte usw. Dabei erlischt bei den leichteren Graden der Hypnose die Besonnenheit durchaus nicht, d. h. der Versuchsmensch weiß ganz gut, was man mit ihm treibt, vermag sich aber dem fremden Einfluß nicht zu entziehen. Sein Eigenwille ist gelähmt. Die Erinnerung an den Vorgang bleibt hinterher bald bestehen, bald schwindet sie. Der Hypnotiseur kann sie künstlich wegsuggerieren, indem er dem Hypnotisierten erklärt, er werde nach dem Erwachen von dem Vorgefallenen nichts mehr wissen. Das gibt dann zu sehr eigenartigen Folgen Anlaß, wie sie namentlich bei den posthypnotischen Versuchen zum Ausdruck kommen. Der Hypnotisierte erhält z. B. den Auftrag, nach dem Erwachen sich zu einer bestimmten Zeit, etwa an einem folgenden Tage um soundsoviel Uhr, an einem bestimmten Platze einzufinden. Suggeriert man ihm nun gleichzeitig Erinnerungslosigkeit für diesen Teil der Hypnose („Sie werden das und das tun, aber nicht mehr wissen, daß Sie von mir den Befehl dazu erhalten haben"), so führt er den Auftrag ganz richtig aus, hat aber keine Ahnung, warum und weshalb er dergleichen vornimmt und muß natürlich glauben, er handle aus eigenem Entschlusse.

Gleich dem Hypnotisierten ist nun der Hysterische für Suggestion in abnorm hohem Grade empfänglich, und zwar braucht bei ihm das Feld gar nicht erst wie bei jenem durch Einschläferungsmethoden künstlich präpariert zu werden, sondern trägt von vornherein die nötigen Vorbedingungen in sich. Nur besteht doch noch ein kleiner Unterschied. Der Hysterische reagiert weniger auf Eingebungen durch andere Personen, auf Fremdsuggestion, als auf die, die er sich selbst unbewußt einimpft; er ist autosuggestibel, etwa wie der Hypochonder, der über dem Gedanken, krank zu sein, schon die entsprechenden Beschwerden verspürt. Von Fremdsuggestionen nimmt der Hysterische nur die an, die seiner Gefühls- und Ideenrichtung sympathisch sind, und da sich der Vorstellungskreis vieler (wenn auch keineswegs aller) Hysterischen mit Vorliebe in den Regionen des Ungewöhnlichen und Überschwenglichen bewegt, so übt auch alles Neue, Phantastische, Bunte, Farbenreiche, Sensationelle einen Zaubereinfluß auf ihn aus. Daher haben z. B. Wunderkuren bei ihm glänzenden Erfolg, und die Pfuscher und Scharlatane erzielen durch eine geschickte Reklame, ja einfach durch die Tatsache, daß sie abseits vom Wege der Schulmedizin wandeln, bei unkritischen Gemütern eine große Wirkung. Gegen alles jedoch, was dem Hysterischen nicht genehm, leistet er, bewußt und noch mehr unbewußt, Widerstand, und jeder Versuch, durch Gegenbeeinflussungen ihn umzustimmen, prallt an seinen Autosuggestionen („es hilft ja doch nicht!") ab.

Wie bei dem Hypnotisierten kommen alle körperlichen Erscheinungen der Hysterischen durch psychische Vermittlung zustande, und die Suggestibilität ist es, die ihnen den Weg bahnt. Hysterie ist körperliche Entäußerung seelischer Erscheinungen, so läßt sich beinahe sagen. Aber das halte man gleichzeitig fest: psychisch heißt nicht „bewußt", noch weniger „willkürlich", und der Kranke ruft seine Stigmata, seine Lähmungen und Krämpfe, oder was es nun sonst sein mag, nicht mit Absicht hervor. Er schwindelt so wenig wie der im hypnotischen Bann Befangene. Wer das nicht einsieht, wird dem Kranken

niemals gerecht. Gewöhnlich ist der Hysterische über das, was ihm widerfährt, nicht weniger erstaunt als seine Umgebung.

Freilich, dem psychologisch Ungeschulten fällt es schwer, den scheinbaren Widerspruch zu fassen: entstanden durch Vorstellungen und Gefühle, also auf psychischem Wege, und doch unbewußt. Man muß sich eben klarmachen, daß der geistige Inhalt mehr umfaßt als die Summe dessen, was das Bewußtsein in einem gegebenen Augenblicke umspannt. Unsere Seelentätigkeit spielt sich zum größten Teile in unsichtbaren Tiefen ab. Im Unterbewußtsein wirkt alles, was der Mensch erlebt und erfahren und — vergessen hat, weiter. Nur ein kleiner Abschnitt des geistigen Geschehens steht vollbeleuchtet im Blickpunkt des Bewußtseins. Die Seele gleicht dem Meere, darin die Wellen die bewußten psychischen Elemente sind. Sie steigen empor aus der großen Flut des Unbewußten und sinken wieder zurück. „Daß sich die Wogen senken und heben, das eben ist des Meeres Leben", und wie die Unterströmungen den Wellen ihre Gestalt verleihen, so geben die verborgen wirkenden Seelenkräfte den offen zutage tretenden erst Form und Farbe und Wesen.

Für gewöhnlich wird diese unbewußte Tätigkeit dem Oberbewußtsein nur als dunkles, unbestimmtes Gefühl bemerkbar, als das, was wir Stimmung nennen. Aber bisweilen erfahren wir ihr Vorhandensein auch auf andere Weise. Wir suchen uns z. B. vergeblich auf ein Wort, einen Namen zu besinnen; nachdem wir schon das fruchtlose Bemühen aufgegeben und uns anderen Gedanken zugewandt, taucht der gewünschte Name in uns auf: das Unterbewußtsein hat die abgebrochene Arbeit mittlerweile fortgeführt, und das Resultat springt urplötzlich in das Oberbewußtsein. Oder wir nehmen uns beim Schlafengehen vor, zu einer bestimmten Stunde zu erwachen, und mit Erfolg: die Vorstellung, dann und dann sollst du munter werden, arbeitet während des Schlafes in den unteren Regionen des Bewußtseins weiter und setzt sich zur rechten Zeit in Handlung um.

In gleicher Weise kommen die hypnotischen und hysterischen Erscheinungen zustande. Wenn dem Hypnotisierten aufgegeben wird, nach dem Erwachen einen Auftrag auszuführen, so bleibt der Befehl im Unterbewußtsein haften und veranlaßt das Oberbewußtsein, sobald die Zeit gekommen, das Erforderliche in Tätigkeit zu setzen. Unterbewußtes Seelenleben, das seinen Reflex nach oben wirft! Ebenso bei der Hysterie. Stellen wir uns vor: ein hysterisches Kind hat vielleicht vor einiger Zeit einen Gelähmten gesehen und ihn mit furchtsamer Neugier angestaunt, schließlich aber die Sache vergessen, d. h. die Vorstellung ins Unterbewußt-

sein gedrängt. Dort aber lebt sie und wirkt sie weiter, und eines Tages ist das Kind, es weiß selbst nicht wie und woher, gelähmt. Zwischen der Lähmung, die durch einen Affekt, etwa durch Schreck, sofort verursacht wird, und einer anderen, die erst später auf einen mittlerweile vergessenen Affekt hin erfolgt, besteht also kein grundsätzlicher Unterschied — beide sind psychisch vermittelt.

So haben wir nun die psychologischen Grundbedingungen für die Entstehung der hysterischen Stigmata aufgedeckt:

1. Affekte und gefühlsbetonte Vorstellungen rufen körperliche Veränderungen hervor, und zwar um so leichter, je suggestibler die Persönlichkeit ist;

2. die Suggestibilität ist bei Hysterischen besonders groß;

3. unterbewußtes Seelenleben kann die gleichen Wirkungen zur Folge haben wie bewußtes.

Auf die große Bedeutung des unterbewußten Seelenlebens gründet Professor Freud in Wien[1]) seine viel erörterte Theorie über die Ursachen gewisser Nerven- oder besser Seelenstörungen, vor allem der Hysterie und der Zwangsangst. Die Lehre hat neuerdings auch in nichtärztlichen Kreisen Beachtung gefunden, und ich darf sie daher nicht übergehen. Ihr Grundgedanke ist etwa folgender. Alle Affekterregungen drängen nach Entladung. Normalerweise fließen sie ab teils auf körperlichem Wege (der Erregte weint, lacht, gestikuliert), teils auf seelischem: der eine erhält seine Ruhe wieder, indem er Gesellschaft aufsucht, sich ausspricht, eine Reise, eine Wanderung unternimmt, der andere findet Ablenkung in vermehrter Arbeit, der dritte lebt seine Leidenschaften aus in der Kunst, der Musik, in einem stillen Sichversenken in Kummer und Freude. So verlaufen auch schwere Erlebnisse ohne dauernden Schaden für die geistige Gesundheit. Gefährlich aber wird ein Affekt, und vor allem ein Unlustaffekt dann, wenn die Spannung keine Lösung findet. Zwar kann auch in diesem Falle die quälende Vorstellung mit der Zeit aus der Erinnerung verschwinden — höchstens, daß sie schattenhaft noch dann und wann auftaucht —, indes (und nun kommt die Hauptsache!) aus dem Gesamtbewußtsein ist sie darum doch nicht ausgeschieden: sie ist nur verdrängt in das Unterbewußtsein. Hier sitzt sie gleichsam „eingeklemmt" und wandelt sich, da sie doch beständig Entladung sucht, diese aber auf normalem Wege nicht findet, in krankhafte Reaktionen um, nämlich entweder in Angst und Zwangsangst oder in jene körperlichen Erscheinungen, die wir hysterische Stigmata nennen, in Lähmungen, Zuckungen usw. Diese Störungen stellen sozusagen Symbole dar für peinliche Affektvorstellungen, die im Unterbewußten haften geblieben sind. Der Kranke hat natürlich von dieser Umwandlung, „Konversion", der Gemütsbewegung in körperliche Zustände keine Ahnung. Soll er genesen, so muß die verdrängte Vorstellung zunächst aufgesucht werden. Das geschieht durch den Arzt mittels der psychoanalytischen Methode, einer Art komplizierter Seelendurchforschung, auf deren Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann. Die bloße Aufdeckung, die Hebung des widrigen Affektes aus dem Unbewußten ins Bewußte, genügt dann, um die normale Abreaktion nachträglich noch zu erzielen und damit die krankhaften Symptome zum Verschwinden zu bringen.

---

[1]) Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre aus den Jahren 1893 bis 1906. Leipzig, Wien 1906. Deuticke. — In Wien existiert ein Psychoanalytischer Verein, der „Diskussionen" herausgibt. Auch erscheint ein eigenes „Zentralblatt für Psychoanalyse", herausgegeben von Freud (beide bei J. F. Bergmann, Wiesbaden).

Was sind das nun für unlustbetonte Vorstellungen, die durch ihre Verdrängung die hysterischen und die Angsterscheinungen auf dem Gewissen haben? Freud führt sie allein und ausschließlich auf geschlechtliche Erlebnisse und Phantasien zurück, die zum Teil bis in die erste Kindheit hinabreichen — auf Verführung, frühzeitig geübte Onanie, auf den Anblick geschlechtlicher Szenen und obszöner Bilder oder auf laszive Wünsche und sexuelle Begehrungen. Diese mit der Zeit ganz oder halb vergessenen Eindrücke haften noch im Unterbewußten und werden von hier aus dauernd in krankhafter Weise abreagiert. Freud schiebt also dem Sexualleben die volle Schuld zu: jede Hysterie stammt aus dieser Quelle und ist nichts anderes als die pathologische Wirkung geschlechtlicher Reminiszenzen, die in der Kindheit aufgenommen worden sind. Und hier, an diesem Punkte stößt die Lehre Freuds bei der großen Mehrzahl seiner Fachgenossen auf heftigen Widerstand. Die Gegner weisen darauf hin, daß sexuelle Kindheitsphantasien und -erlebnisse schließlich aus jedes Menschen Erinnerung, also auch aus der des hysterischen, herauszufischen seien, wenn sich der Untersuchende nur einige Mühe gebe. Deshalb erscheine es mindestens gewagt, in ihnen den Schlüssel für die Erklärung der krankhaften Vorgänge zu erblicken. Überdies führe die eindringliche Psychoanalyse den Prüfling zu Selbsttäuschungen und Autosuggestionen, verleite den Arzt zu Trugschlüssen und bilde durch ihr Aufwühlen alter sexueller Geheimnisse für den Kranken eine Quälerei. Dagegen finden die übrigen Bestandteile der Freudschen Lehre, die Affektverdrängung und ihre Rückwirkung aus dem unbewußten in das wache Seelenleben, in den Fachkreisen immer mehr Anerkennung,

Es ist wichtig, zu betonen, daß das kindliche Seelenleben bei seiner Gemütserregbarkeit, seiner Neigung zu raschem Stimmungswechsel und seiner Suggestibilität schon normalerweise Verwandtschaft mit der Hysterie zeigt. Vorübergehende hysterische Erscheinungen sind darum in der Jugend gar nicht selten und brauchen nicht gleich tragisch genommen zu werden. Nervöse, psychopathische und debile Kinder unterliegen suggestiven Einflüssen natürlich noch eher als gesunde, zumal wenn falsche, verweichlichende Erziehung einer allzu gefühlsmäßigen Auffassung der Dinge Vorschub leistet. Bis zu einem gewissen Grade kann Hysterie künstlich gezüchtet werden, und es fragt sich überhaupt, ob man recht daran tut, gelegentlichen Symptomen vom Charakter der hysterischen Stigmata ohne weiteres den Wert einer Krankheit beizumessen. Vielmehr empfiehlt es sich, den nichts weniger als gleichgültigen Ausdruck Hysterie für die ernsteren Fälle zu reservieren, im übrigen aber einfach von psychogenen, d. h. psychisch entstandenen Symptomen zu reden.

In das Gebiet der psychogenen oder hysterischen Erscheinungen gehören auch die psychischen Epidemien, wie sie unter Schulkindern nicht so selten beobachtet werden. Wir wissen, wie leicht die Jugend Miterregungen zugänglich ist und wie schnell und vollständig sie sich in Affektzustände anderer hineinlebt: das Kind braucht nur jemanden weinen zu sehen, um selbst in Tränen auszubrechen, noch mehr steckt Lachen an, und für die Unarten seiner Geschwister und Schulkameraden hegt es eine nicht bloß platonische

Sympathie. Befindet sich nun in der Klasse ein Kind, das etwa an Veitstanz leidet, so übertragen sich die Zuckungen zuerst nur auf einen oder ein paar besonders widerstandsunfähige Mitschüler, springen aber bald auch auf andere über und ergreifen schließlich die ganze Klasse, ja selbst die Schule. Hier sehen wir den Ursprung mit voller Klarheit vor uns — Suggestibilität und Affekterregbarkeit, getragen von dem mächtigen Reiz, den alles Fremdartige auf die kindliche Seele ausübt. Sind erst einzelne Schüler angesteckt, so werden die übrigen durch die Gewalt der Massensuggestion bald mitgefangen. Willkürliche Nachahmung kommt ja auch dazu, Sucht, sich interessant zu machen; vorwiegend aber sind die leitenden Impulse von Wahl, Willen und Überlegung unabhängig. Die Kinder können schließlich nicht mehr anders, sie müssen mittun.

Auch Erwachsene unterliegen scharenweise dem Einfluß geistiger Ansteckung, besonders in Zeiten, wo gewaltige Erregungen durch das Volk fluten, wo gesunde Begeisterung oder ungesunde Sensation die Gemüter erhitzt. Gerät die Masse unter die Wirkung eines aufreizenden Ereignisses, so ist es um ihre Besonnenheit geschehen — der einzelne läßt sich blindlings mitreißen, unter Verzicht auf das Recht eigenen Denkens. Die große Menge folgt dem Führer, wie die Herde dem Ruf ihres Herrn. Und im Erfolge bleibt es sich gleich dabei, ob die edle Begeisterung des Patriotismus und der Religion die Herzen in Flammen setzt oder ob die Schrecken des politischen, sozialen und konfessionellen Fanatismus Kopf und Sinn verwirren.

Die recht gute Schilderung einer Schulepidemie verdanken wir Dix[1]). In der Bürgerschule in Meißen erkrankte im Oktober 1905 eine dreizehnjährige Schülerin an Zitterbewegungen der Hände. Zunächst kamen nur wenige Fälle psychischer Ansteckung vor, dann griff die Seuche um sich, und drei Monate später, am 16. Januar 1906, waren bereits 66 Kinder, Mädchen im Alter von neun bis dreizehn Jahren, erkrankt, so daß die Mädchenklassen geschlossen werden mußten. Nun ging die Epidemie zurück, und am 5. Februar waren nur noch 25 Kranke vorhanden; dann aber stieg die Zahl wieder, am 6. Februar auf 30, am 21. Februar auf 134 und am 20. März, dem Tage des Höhepunkts, auf 237. Jetzt erst trat der endgültige Rückgang ein. Das Zittern erstreckte sich meist auf Hand und Vorderarm einer Seite, seltener auf beide Seiten, trat anfallsweise auf und dauerte einige Minuten bis zu einer halben Stunde, auch länger. Manche Kinder erlitten täglich mehrere Anfälle, andere wöchentlich ein bis zwei, und zwar nur in der Schule.

In einer schlesischen Dorfschule, nicht weit von Liegnitz, wurde im Sommer 1892 eine Krampfepidemie bei Mädchen beobachtet[2]), wobei die Kinder so heftige Körperzuckungen bekamen, daß sie bisweilen von der Schulbank auf den Fußboden herabglitten. Binnen einer Woche erkrankten von 38 Mädchen 20; bei 8 von den 20 trat während der Krämpfe Verlust des Bewußtseins auf. Die Knaben blieben merkwürdigerweise verschont, obwohl sie die Szenen mit ansahen und sogar den Mädchen Hilfe leisteten Während der Sommerferien erlosch die Epidemie. — In der Bürgerschule zu Braunschweig[3]) verfielen im Jahre 1898 42 Schülerinnen im Alter von acht bis vierzehn Jahren nach und nach in einen schlafähnlichen Zustand, aus dem sie nach etwa einer halben Stunde

---

[1]) Über hysterische Epidemien an deutschen Schulen. Beitr. z. Kinderforschung u. -Heilerziehung. H. 33. Langensalza 1907.

[2]) L. Hirt, Berl. klin. Woch. 1893. No. 50.

[3]) v. Holwede, Jahrb. f. Kinderheilk. Bd. 48. S. 229.

erwachten. Auch hier erkrankten nur Mädchen, und zwar kannte eine Anzahl von ihnen die Anfälle ihrer Mitschülerinnen (nicht Klassengenossinnen) nur vom Hörensagen.

Dies sind einige Beispiele: ihre Zahl könnte mühelos vergrößert werden.

Die Prognose der Ansteckungshysterie ist stets günstig, und man braucht, wie gesagt, auch sonst nicht gleich in Sorgen zu sein, wenn sich, ohne Ansteckung, einmal eine psychogene oder hysterische Erscheinung zeigt.

Nicht selten schließen sich die hysterischen Symptome an überstandene Krankheiten an. Das Kind hat z. B. einen Kehlkopfkatarrh durchgemacht — das belanglose Leiden ist vorüber, aber die Klarheit der Stimme will sich nicht wieder herstellen, das Kind spricht heiser oder tonlos und flüsternd. Oder es hat sich durch Erkältung einen kleinen Muskelrheumatismus zugezogen; die Folge: ein steifer Nacken. Längst ist der Rheumatismus behoben, dennoch kann der kleine Hysteriker den Hals nicht mehr wenden, geht schief und krumm und verdreht die Augen. Drückt man ihn auf die Muskeln des Nackens, so fühlt er auch noch Schmerzen — er fühlt sie, und wenn er gleich ein wenig übertreibt, so ist doch von Simulation nicht die Rede. Gerade die körperliche Überempfindlichkeit kommt bei der Hysterie der Kinder häufig vor. So kann die hysterische Schmerzhaftigkeit der Wirbelsäule bei Druck derart erheblich werden, daß sie im Verein mit der gebückten Haltung, die das Kind annimmt, eine schwere Wirbelknochenentzündung vorzutäuschen vermag, ebenso wie Schmerzen in der Hüftgegend verbunden mit hinkendem Gang bisweilen eine ernste Gelenkkrankheit vorspiegeln.

Die Schwäche der Beine, die nach längerem Bettliegen bei jedermann eintritt, steigert sich bei dem hysterischen Kinde zur kompletten Lähmung: es fällt um, wenn man es auf die Füße zu stellen versucht. Das Ellenbogengelenk bleibt nach einer an sich harmlosen Kontusion steif; das Ohr ertaubt infolge eines unbedeutenden Mittelohrkatarrhs; im Anschluß an eine längst abgelaufene Bindehautentzündung, die Lichtscheu verursacht hatte, behält das Kind einen dauernden Lidkrampf zurück. Gerade diese körperlichen Einzelsymptome dürfen, im Gegensatz zu der bunteren Hysterie der Erwachsenen, als typisch für die kindliche Hysterie gelten. Das Leiden ist, wie Bruns[1]) sagt, monosymptomatisch.

Schon die Erinnerung an einen früheren Gefühls- oder Affektzustand kann lebhafte Reaktion hervorrufen, wie z. B. das hysterische Erbrechen lehrt. Ursprünglich ausgelöst durch einen ekelerregenden Anblick, eine verdorbene Speise, eine wirkliche Unpäßlichkeit des Magens, tritt es in Zukunft schon ein, wenn nur die Erinnerung an jenes Erlebnis leise anklingt. Oppenheim[2]) bringt folgendes Beispiel. „Das Kind hat einmal vor dem Schulbesuch sein Frühstück hastig heruntergeschlungen und dann den Schulweg ebenso hastig angetreten, um nicht zu spät zu kommen. Unter diesen Verhältnissen erfolgte unterwegs Erbrechen. Von nun an ist der Gedanke an den bevorstehenden Schulbesuch die Vorstellung, welche den Brechakt auslöste." Er fügt hinzu, daß auch

[1]) Die Hysterie im Kindesalter. Marhold. Halle 1906. 2. Aufl.

[2]) Die ersten Zeichen der Nervosität des Kindesalters. Berlin. S. Karger. 3. Aufl. 1909.

Erregungen irgendwelcher Art, freudvolle und leidvolle, so der bloße Erwartungsaffekt, Erbrechen nach sich ziehen können.

In die Symptomengruppe der kindlichen Hysterie gehören ferner das nervöse Schluchzen, Aufstoßen und Rülpsen, der Schlundkrampf, der das Gefühl erweckt, es stecke ein Kloß oder eine Kugel im Halse, das nervöse Asthma, und vor allem ein charakteristischer trockenheiserer Husten, auch Bellhusten genannt, bisweilen begleitet von tiefen, keuchenden Atemzügen, die den Anschein erwecken, als könne das Kind keine Luft holen, und die Eltern in Angst versetzen. Die bei den Schulepidemien schon erwähnten Zuckungen und ausfahrenden Bewegungen der Arme, Hände und Finger täuschen Veitstanz oder gar Epilepsie vor, und die Tics, das Gesichterschneiden usw. geben zu Verwechslungen mit „schlechten Angewohnheiten" Anlaß.

Im allgemeinen ist, wie gesagt, die kindliche Hysterie weniger mannigfaltig als die der Erwachsenen. Sie zeigt meist nur ein oder einige wenige Symptome, diese aber von einer gewissen Plumpheit und Aufdringlichkeit — Massivität, wie es die französischen Autoren nennen. Es geht alles ins Große und manchmal Groteske. Die Erscheinungen kommen und verschwinden wieder, ehe man's gedacht. Das beste Heilmittel ist, sie nicht zu beachten. Umgekehrt, je mehr man die Symptome kultiviert, d. h. das Kind hätschelt und pflegt und bedauert, um so hartnäckiger behaupten sie sich. Das alles sieht wieder sehr nach Täuschung aus, und es ist ja wahr, daß manche Hysterische das Sichverstellen und Lügen aus dem FF beherrschen. Andererseits aber soll man ihnen nicht unrecht tun. Einbildungsreiche Menschen von wenig gereiftem Urteil — und dazu gehören ja die Kinder — sind sich wirklich nicht immer klar darüber, was in ihrem eigenen Benehmen gemacht und was natürlich ist. Und selbst echte Übertreibung und Simulation beweist doch noch nicht, daß der kleine Schwindelmeier nun in allem lügt. Wie oft simulieren z. B. notorisch Geisteskranke! Die Sache steht also nicht auf einem Entweder — Oder, Wahrheit oder Lüge, sondern auf einem Plus und Minus, Wahrheit mit und ohne Lüge.

Wir kommen zur Betrachtung der hysterischen Anfälle. Von den epileptischen sind sie oft kaum zu unterscheiden, namentlich die kleinen Attacken, die gerade im Kindesalter vorkommen und dem Petit mal der Epileptiker gleichen. Für Hysterie spricht durchschnittlich die geringere Bewußtseinstrübung und das bessere Erhaltenbleiben der Erinnerung; auch spielt sich der Vorfall nicht immer ohne ein gewisses theatralisches Gebaren ab. Oft aber bringt erst die Kenntnis der Vorgeschichte, die körperliche Untersuchung und die längere Beobachtung Licht in die Sache. Natürlich kann ein Hysteriker auch epileptisch werden und umgekehrt, und diese Mischformen, die man wohl als Hysteroepilepsie bezeichnet, gehören bei Kindern schon deshalb nicht zu den Seltenheiten,

weil die psychogene Reaktion ja besonders dem jugendlichen Alter eigen ist, also auch bei allen möglichen anderen Leiden zum Vorschein kommt. Es läßt sich bei solchen Komplikationen im Einzelfall gar nicht immer sagen, was von den Symptomen jeder der beiden Krankheiten zufällt. Wenn man jedoch ein Kind vor sich hat, von dem man nichts Näheres weiß, und beobachtet einen „Anfall", so wird man meist nicht fehlgehen, wenn man auf Epilepsie schließt. Denn so häufig auch leichte hysterische Symptome vorkommen, Anfälle mit Bewußtseinsumschleierung sind immerhin selten, viel seltener als epileptische.

Bei den kleinen Anfällen sinken die Kinder plötzlich in sich zusammen, ein leichtes Zucken läuft über ihr Gesicht, und sie machen ein paar ziellose Greifbewegungen in die Luft. Die Erinnerung ist oft ganz gut erhalten, die Kleinen wissen, was mit ihnen vor sich ging, aber sie beteuern: es kam so über mich, ich konnte nicht anders! Schon seltener verfallen sie in einen ohnmachtähnlichen Schlafzustand, Lethargie genannt (auch Narkolepsie), aus dem sie nach Sekunden, Minuten oder Stunden unter dem deutlichen Bilde der Schlaftrunkenheit erwachen [1]).

Schwere hysterische Anfälle mit Krämpfen nach Art der typischen großen Anfälle (Grand mal) der Epilepsie sind eigentlich nur bei Erwachsenen anzutreffen und interessieren uns deshalb hier nicht weiter. Dagegen erlebt man bei Kindern (und Erwachsenen) höchst eigenartige Zustände, in denen die Kranken bei ebenfalls nicht klarer Besinnung allerhand merkwürdige Bewegungen und Handlungen vornehmen, Handlungen, die in gar keinem Zusammenhang mit den wirklichen Geschehnissen stehen und deshalb etwas recht Auffallendes, ja Unheimliches an sich tragen. Es hat den Anschein, als spielten sich vor den Sinnen des Kindes Szenen ab, in denen es selbst mithandelnd tätig sei. Ähnlich wie im Traum! Es lacht, schluchzt, wälzt sich unruhig hin und her, verrenkt die Glieder in der seltsamsten Weise, deutet in die Luft, starrt in eine Ecke, springt auf die Umgebung zu, als wolle es sie attackieren, stößt Drohworte aus, Rufe der Überraschung, der Furcht, des Abscheus oder sinkt mit visionärem Gesichtsausdruck betend zu Boden. Diese Anfälle dauern Bruchteile einer Minute bis Stunden, selbst tagelang. Dabei weiß der Kranke oft genug ganz gut, wo er sich befindet, erkennt und nennt die Personen bei richtigem Namen. Dieser Umstand und das Gekünstelte, das dem Gebaren, wie ja dem der Hysterischen überhaupt, anhaftet, erregt den Verdacht,

---

[1]) Übrigens gehören nicht alle „Schläfer" zu den Hysterischen. Auch die sogenannte Stupidität und die Katatonie löst ähnliche Erscheinungen aus, worauf hier indes nicht näher eingegangen werden kann.

es handle sich lediglich um „Getue“ oder mindestens sei viel Mache dabei. Auch daß die Erinnerung hinterher meist noch leidlich erhalten ist und das Kind selbst von seinen Erlebnissen als „Dummheiten“ spricht, scheint diese Auffassung zu bestätigen. Und doch kann von Verstellung nicht die Rede sein, denn was sich hier abspielt, ist eine krankhafte Erscheinung, ein hysterischer Dämmerzustand.

Man kann die Eigenart dieses Zustandes am besten verstehen, wenn man ihn mit dem Traumleben vergleicht, besonders mit jener eigenartigen Verfassung, in der wir uns kurz vor dem Einschlafen oder dem völligen Erwachen befinden, wo wir, halb glaubend an die Richtigkeit unserer Wahrnehmungen, halb an ihr zweifelnd, uns doch dem Eindruck der wirren Gebilde vor unseren Sinnen nicht entziehen können. So etwa mag auch dem Hysterischen in seiner Bewußtseinstrübung zumute sein.

Im Grunde unterscheidet sich der Träumende von dem Kranken im Dämmerzustand eigentlich nur dadurch, daß er sich vorwiegend passiv verhält und die Phantasmen gleichsam an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt. Doch kommen auch vereinzelt beim Gesunden im Schlafe komplizierte Handlungen vor, die ganz den Eindruck des planmäßig Überlegten machen. Er erhebt sich, ohne seinen Schlaf zu unterbrechen, vom Bett, geht im Zimmer umher, trägt Gegenstände von einem Platz zum andern, kramt in seinen Sachen, zündet Licht an usw. Spricht man ihn leise an, so gibt er bisweilen Antwort, läßt sich aber in seiner Tätigkeit nicht stören. Nur auf gröbere Reize erwacht er, z. B. wenn man ihn schüttelt oder laut bei Namen ruft. Tut man dies nicht, sondern läßt ihn gewähren, so kehrt er von selbst ins Bett zurück, schläft weiter und hat am nächsten Morgen keine Erinnerung mehr an das Vorgefallene. Wir nennen diesen Zustand Schlafwandeln oder Somnambulismus. Diese Zustände sind dahin zu deuten, daß Teilabschnitte unseres Seelenlebens von der Helle des Bewußtseins beleuchtet werden, während der größere Rest im Unbewußten schlummert.

Greift die Spaltung des Bewußtseins besonders tief und fehlt die den Vorgang meist begleitende Erregung, so können sich recht wunderbare Vorgänge ergeben: es bildet sich eine Art zweiter Persönlichkeit aus, ein Wesen, das in seinem Denken und Fühlen, in seinen Neigungen und Trieben dem eigentlichen Ich mehr oder minder fremd gegenübersteht, — ich bin nicht mehr ich! Diese Umwandlung kann Tage und Wochen dauern. Das Benehmen zeigt wenig Auffallendes und entbehrt durchaus nicht immer der planmäßigen Folgerichtigkeit. Es sind Fälle beschrieben

worden (freilich nur bei Erwachsenen), wo Kranke in solchem „zweiten Zustand" große Reisen unternahmen und an irgendeinem Ort aufwachten, ohne zu wissen, wie sie dorthin gekommen und was sie da wollten. Ähnliches beobachtet man bei den sogenannten Fugues der hysterischen (und der epileptischen) Kinder: die Kleinen verlassen wie von einer Eingebung getrieben ihren jeweiligen Aufenthalt und treiben sich ziellos umher, bis sie eines Tages irgendwo aufgegriffen werden. Diese Fugues sind eine der mannigfachen Variationen des Wandertriebes, im ganzen nicht gerade häufig und nicht mit dem rein triebhaften Davonlaufen (ohne Bewußtseinstrübung) oder gar mit dem vorher wohl überlegten Ausreißen und Schulschwänzen zu verwechseln. Einen Beweggrund für seine Tat kann das Kind gar nicht angeben, sie erscheint ihm selber rätselhaft. Allerdings liegen dem dunkeln Drange häufig längst gehegte Wünsche und Neigungen zugrunde, dem kleinen Durchgänger selbst halb unbewußt. Denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch Begehrungen, denen er bei klarem Bewußtsein nicht Folge zu leisten wagt, dann in die Tat umsetzt, wenn die Umneblung seiner Sinne Überlegung und Gewissen betäubt hat. Daher das Sich-Mut-Antrinken der Verbrecher: Alkohol engt das Bewußtsein ein und läßt aufkeimende Bedenken nicht zum Durchbruch kommen. Halbklarheit ist für die Begehung verbotener Handlungen die günstigste Vorbedingung. Auch als Träumende befriedigen wir ja skrupellos unsern Willen und scheuen nicht vor Verfehlungen zurück (namentlich in sexueller Hinsicht), die wir im Wachen weit von uns weisen würden. Und ist es nicht im Affekt, wo wir nicht mehr Herren unserer selbst sind, das gleiche?

Wir wenden uns nun zu dem, was man hysterischen Charakter nennt, nicht, ohne noch einmal darauf hinzuweisen, daß gerade dieser hysterische Charakter oft ganz fehlt und daß sich die Kranhheitssymptome nur in den oben geschilderten körperlichen Störungen entäußern.

Letzten Endes läßt sich auch die hysterische Wesensart auf die beiden Grunderscheinungen Suggestibilität und Affektabilität zurückführen. Rasche Gefangennahme durch einen Eindruck und überstarke, ungewöhnliche Reaktion! So ruft ein geringes Unwohlsein heftige Beschwerden wach, ein kleines Mißgeschick versetzt die Hysterischen in unbegreifliche Erregung, in ihren Gefühlsäußerungen kennen sie nicht Maß noch Ziel. Mit dieser ins Außerordentliche gesteigerten Reizempfindlichkeit erklärt sich auch ihr schneller und scheinbar motivloser Stimmungsumschlag: Zorn und Mitleid folgen unvermittelt aufeinander, Weltschmerz und

heiterste Lebensbejahung, Wutausbrüche werden abgelöst von sentimentalen Rührszenen. Das alles sieht nach Launenhaftigkeit aus, nach Mangel an Selbstbeherrschung. Aber im Grunde handeln die Kranken doch nur ihrer eingeborenen Natur gemäß. Sie können den mittleren Tonus des Gemütslebens nicht innehalten. In jedes Erlebnis tragen sie die Schärfe ihrer Leidenschaftlichkeit hinein und gleichen darin wieder dem normalen Kinde, denn dieses ist ja auch schwankend in seinen Stimmungen und unberechenbar in Freundschaften und Antipathien. Zuneigung und Abneigung sind bei ihm noch nicht aus Überlegung heraus geboren, sondern entspringen den Impulsen des Augenblicks. Im Laufe der Jahre legt sich aber bei dem gesunden Kinde diese Neigung zu Gefühlsschwankungen, während das hysterische nie einen festen Standpunkt gewinnt und immer der Spielball seiner Launen bleibt. Von Unehrlichkeit ist dabei auch hier nicht die Rede, es geschieht alles aus psychologischer Notwendigkeit. Hysterische denken und handeln wie der Mensch überhaupt im wesentlichen gefühlsmäßig, und da ihr Gefühl rasch umschlägt, so drehen sich auch ihre „Überzeugungen" wie eine Wetterfahne.

Sind Reizbarkeit und Überschwenglichkeit mit dem hysterischen Charakter unlösbar verknüpft, so gehört der Egoismus, über den so oft Klage geführt wird, nicht notwendig in das Bild hinein. Denn es gibt hochherzige selbstlose Naturen unter den Hysterischen. Auch ist die Eigenliebe oft nur ein Kunstprodukt, hervorgegangen aus dem Interesse, das die Umgebung dem Patienten mit seinen oft so rätselhaft anmutenden Leiden, seinen Lähmungen, Zuckungen, Dämmerzuständen usw. bezeugt.

Einen besonderen Zug bildet die Sensationslust. Die Hysterischen haben einen wahren Hunger nach dem Außerordentlichen und Ungewöhnlichen, und der verlangt Sättigung, — Sättigung, sei es nun, daß sie gesucht wird in überschwenglicher Sorge für andere, in unnatürlicher Aufopferung für die, denen ihre Zuneigung gehört und die sie geradezu mit ihren Liebesbeweisen unglücklich machen, sei es im Dienste des eigenen, persönlichen Interesses. Immer bewundert sein, geliebt, im Mittelpunkt stehen, immer Aufsehen erregen, immer die Menschen in Atem halten! Daher das Haschen nach Effekt, das Sichberauschen an schönen Worten, das Kokettieren mit ihren furchtbaren Leiden, die sie aber nicht verhindern, an Vergnügungen fröhlich teilzunehmen, die erheuchelte Sehnsucht nach dem Tode, das Verlangen nach einer Person, die „sie versteht", das Tyrannisieren ihrer Familie, die Freude an Klatsch, Skandal und Intrige. Daher schließlich auch die nicht immer ehrlichen Mittel, um die erlahmende Aufmerksamkeit der

Umgebung auf ihre Person wieder zu beleben. Sie bringen sich z. B. mit der Schere kleine Verletzungen im Munde bei, um Blut zu husten, reiben sich Hautwunden und halten sie durch Verschmieren in Eiterung, bringen sich durch Klopfen gegen einen harten Gegenstand Blutungen unter der Haut bei, mischen ihrem Urin heimlich Zucker bei, um als zuckerkrank zu erscheinen, verschlucken Nähnadeln usw. Immer die Sucht und die Suche nach einem prickelnden Reiz, nach einer Emotion, die ihrem Gefühlsleben Nahrung gibt. Echten Hysterischen darf man sogar in bezug auf den Selbstmord nicht trauen. Ist er zunächst auch nur als Scheinwerk gedacht und auf die Umgebung berechnet, so glückt er doch manchmal wider Willen, namentlich bei den Kindern mit ihrer Unfähigkeit, die Folgen einer Tat zu überschauen.

Wir sind hier schon tief hinein in das Gebiet der hysterischen Entartung geraten — Entartung im doppelten Sinne, im anthropologischen und im moralischen. Die Hysterie ist ein krankhafter Zustand und hat mit sittlicher Verderbtheit so wenig zu tun wie mit sittlicher Vollkommenheit. Die vielfach so häßlichen Eigenschaften der Hysterischen gehen folgerichtig aus ihrer Natur hervor. Was speziell das häufigste der Übel, die Unwahrhaftigkeit betrifft, so habe ich schon darauf hingewiesen, wie leicht sich die Kranken selbst betrügen. Gewiß, um eines angenehmen und für ihr Wohlbefinden schier unentbehrlichen Reizes willen scheuen sie auch vor der bewußten Lüge nicht zurück, aber ebenso oft wollen sie gar nicht unwahr sein, wenn sie Falsches reden, sondern sind die Opfer ihrer leicht entzündbaren Phantasie. Auch gesunde Kinder unterscheiden nicht immer mühelos zwischen Wahr und Unwahr: sie erleben einfach und verwechseln das Erlebte mit Gedachtem. Tritt nun zu der Ungenauigkeit der Auffassung und Erinnerung Eigeninteresse und Gefallen am Ungewöhnlichen hinzu, so ist erst recht kein Verlaß mehr. Sie malen phantastische Geschichten aus, von deren Realität sie selber ganz oder teilweise überzeugt sind. Es ist bekannt, wie hysterische (doch auch gesunde!) Mädchen, namentlich zur Zeit der geschlechtlichen Reifung, unschuldige Personen, z. B. ihre Lehrer oder Geistlichen, unsittlicher Angriffe bezichtigen. Manche der Denunziantinnen lügen zweifellos, andere aber konstruieren dank ihrer überregen Einbildungskraft mehr oder minder unbewußt aus einer harmlosen Freundlichkeit ein Attentat.

Hysterische gelten im Publikum als besonders begabt, verdienen jedoch diese gute Meinung durchaus nicht immer. Es gibt genug Schwachsinnige unter ihnen. Auch pflegen bei sonst wohlerhaltener Intelligenz ihre Lernerfolge durch die Oberfläch-

lichkeit und Sprunghaftigkeit ihres Gedankenganges zu leiden. Sie gleichen darin der großen Gruppe der „nervösen" Psychopathen überhaupt. Vielfach legen sie, und zwar schon in der Kindheit, Wert auf Äußerlichkeiten, sind gewandt im Benehmen, anstellig, schmiegsam und gegen alle Fremden, oder wenn Besuch kommt, „so nett und lieb". Im Verkehr mit den Eltern und Geschwistern ist von der Nettigkeit oft viel weniger zu sehen. Natürlich häuft sich auch hier auf die Erziehung der Sünden reiches Maß: hysterische Kinder haben nicht selten hysterische Mütter, die es auch nicht besser treiben, und man kann sich denken, was bei solcher Pädagogik herauskommt. Intellektuell gehen die Hysterischen im Lauf der Jahre nicht zurück. Sie werden, falls sie es nicht vorher schon waren, niemals schwachsinnig, und das unterscheidet sie wesentlich von den epileptischen Kindern, deren große Mehrzahl nach und nach einer gewissen Stumpfheit anheimfällt — von dem Versinken in Verblödung ganz zu schweigen.

Die Hysterie setzt vor dem siebenten oder achten Lebensjahr ziemlich selten ein (wiederum im Gegensatz zur Epilepsie), wird dann häufiger und erreicht die höchste Ziffer im Alter von zwölf bis vierzehn. Sie kommt nach Bruns in zwei Dritteln der Fälle bei Mädchen, in einem Drittel bei Knaben vor, und zwar in allen sozialen Schichten; die gewöhnliche Ansicht, wonach die Kinder der oberen Zehntausend besonders häufig befallen seien, läßt sich nicht halten. Auch wird die Landjugend durchaus nicht weniger heimgesucht als die Großstadtpflanzen — Bruns behauptet sogar mehr.

Zum Schluß noch einmal die tröstliche Versichernng: nicht jedes hysterische Symptom im Kindesalter ist gleich eine Hysterie. Und selbst dort, wo schwerere hysterische Stigmata zu konstatieren sind, wo also wirklich eine Hysterie vorliegt, verschwindet die Krankheit bei richtiger Behandlung meist ganz und gar. Kinderhysterie bietet, zum Unterschied von der der Erwachsenen, eine gute Prognose, und zwar eine um so bessere, je jünger das Kind ist. Denn mit der Zeit gewinnt die heranreifende Persönlichkeit an Halt und Festigkeit und drängt die Suggestibilität und die Gefühlserregbarkeit, jene beiden psychologischen Fundamentalerscheinungen der Hysterie, in den Hintergrund.

Epilepsie.

Der wissenschaftliche Begriff der Epilepsie hat sich in den letzten Jahren etwas verschoben. Früher galt als unerläßliches

Merkmal der Krankheit der epileptische Krampfanfall, heute sprechen manche Irrenärzte auch von einer rein psychischen Epilepsie, kenntlich an charakteristischen Verstimmungszuständen, Bewußtseinstrübungen usw. Ob mit Recht, wollen wir hier nicht untersuchen — für den Nichtarzt bleibt es beim Alten: ohne Krampfanfall keine Epilepsie!

Wir unterscheiden zwei Gruppen von Epilepsie. Die eine ist die symptomatische, so genannt, weil sie als Symptom bei organischen, d. h. anatomisch nachweisbaren Gehirnstörungen vorkommt. Da haben wir die Epilepsie bei Gehirnentzündungen, z. B. bei der zerebralen Kinderlähmung, oder bei der Hirnwassersucht, bei syphilitischer und alkoholischer Arterienverkalkung, bei Bildungshemmungen, bei Geschwülsten, Verletzungen usw. Die Krämpfe treten hier manchmal halbseitig auf oder betreffen gar nur einzelne Gliedmaßen — eine für die Erkenntnis von dem Sitz des Krankheitsherdes, wie für die Behandlung gleich wichtige Tatsache.

Neben der symptomatischen Epilepsie steht die zweite, die selbständige — genuine, wie man sich ausdrückt. Sie ist häufiger als die andere, umfaßt bei grober Unterscheidung zwei Drittel aller Krankheitsfälle, und ist gewöhnlich gemeint, wenn man schlechtweg von Epilepsie spricht. Ihren näheren Ursprung kennen wir noch nicht und wissen nur so viel, daß auch sie ihren Sitz im Gehirn, und zwar wahrscheinlich in der Gehirnrinde hat. Es ist möglich, daß die einzelnen Krampfanfälle durch chemische Umsetzungen, durch eine Art Selbstvergiftung des Organismus, die die Hirnrinde in Mitleidenschaft zieht, ausgelöst werden.

Niemals darf eine Krankheit wie die Epilepsie leicht genommen werden, welchen Ursprungs sie auch sei. Denn immer weist sie auf eine ernste, tiefergehende Störung hin. Und nicht bloß die organische: auch die meisten Kranken mit genuiner Epilepsie, gehen im Lauf der Jahre immer mehr zurück, manche bis zu tiefer Verblödung, oder nehmen doch Eigenheiten eines minderwertigen Charakters an. Nur etwa zehn Prozent zeigen keinen solchen Verfall und wir dürfen annehmen, daß diese nicht degenerative Epilepsie von der degenerativen grundsätzlich getrennt werden muß. Die kindliche Epilepsie gibt durchschnittlich eine schlechtere Prognose als die der Erwachsenen, und welche Macht der Faktor der Entartung bei dieser schrecklichen Krankheit entfaltet, lehrt die Tatsache, daß etwa drei Viertel der Nachkommenschaft epileptischer Eltern entweder einem frühzeitigen Tode entgegengehen, weil sie nicht lebenskräftig genug sind, oder selbst epileptisch, schwachsinnig, geisteskrank, psychopathisch minderwertig werden.

Echevierra[1]) hat das Schicksal von 535 Kindern aus 136 Epileptikerehen verfolgt. Die Resultate sind trostlos: 22 waren tot geboren, 222 starben in der Kindheit, 78 wurden epileptisch, 126 geisteskrank, schwachsinnig oder sonstwie defekt, und nur 105, also kaum zwanzig Prozent, blieben gesund.

Besondere Bedeutung hat der Zusammenhang zwischen der Epilepsie und dem Alkohol. Wir können ihn nach fünf Richtungen hin verfolgen.

Erstens: beinahe ein Drittel der Epileptiker stammt von trunksüchtigen Eltern ab. Väter, die als nüchterne Menschen gesunde Kinder erzeugten, bekamen später, als sie sich dem Trunk ergeben hatten, epileptische Nachkommen. Zweitens: Psychopathische Kinder können bei frühzeitiger Gewöhnung an den Alkohol epileptisch werden, wobei sich dann abermals zwei Möglichkeiten ergeben — im günstigeren Falle verschwindet die Epilepsie wieder, wenn das Kind zu trinken aufhört, im schlimmeren Falle wird sie chronisch und richtet die Betroffenen für ihr ganzes Leben zugrunde.

Drittens: Epileptiker sind, gleich vielen anderen Psychopathen, alkoholintolerant, d. h. sie vertragen den Alkohol schlecht. Schon kleine Mengen von Bier oder Wein machen sie trunken oder lösen gar krankhafte Zustände aus. Die Trinkenden werden händelsüchtig, heftig und lassen sich Ausschreitungen zuschulden kommen, die ihrem sonstigen Wesen nicht entsprechen und die Umgebung um so mehr in Erstaunen setzen, als die äußere „Direktion" scheinbar völlig erhalten geblieben ist. Am folgenden Tag ist die Erinnerung an den pathologischen Rauschzustand nur noch dumpf und unklar vorhanden.

Viertens: Alkohol steigert die Zahl der Krampfanfälle, unter Umständen sehr erheblich.

Endlich eine fünfte Beziehung. Manche Epileptiker (und wiederum manche Neuropathen) leiden an einer periodisch wiederkehrenden Sucht nach Alkoholbetäubung, die so heftig werden kann, daß die Kranken selbst mit Anspannung aller ihrer Kräfte dem Gelüst nicht widerstehen können und sich ihm, unbekümmert um die Folgen, in sinnloser, alle Rücksicht und Selbstachtung über Bord werfenden Weise hingeben. Nach Verlauf einiger Tage oder auch Wochen kommen sie wieder zu sich und denken mit Ekel und Abscheu an die Ausschweifungen, soweit sie sich ihrer erinnern, zurück. In den anfallsfreien Zeiten lebt die Mehrzahl von ihnen (nicht freilich jeder) solide, ja manche abstinent. Die treibende Kraft der Exzesse ist hier also weniger der Gefallen am Alkoholgenuß, sondern der Wunsch, eine von innen heraus quellende dumpfe Unruhe und Angst loszuwerden, und dazu erscheint der Sorgenbrecher Alkohol als das einfachste Mittel. Die periodische Trunk- oder besser Trinksucht, welche als Quartaltrinkerei oder Dipsomanie bekannt ist, hat häufig eine epileptische Grundlage, doch ist nicht jeder Dipsomane tatsächlich Epileptiker. Fritz Reuter hat unter ihr gelitten und sein ganzes Leben hindurch vergeblich gegen den Dämon gekämpft. Aus leicht ersichtlichen Gründen kommt sie bei Kindern seltener vor (hier entladet sich der quälende Affekt in anderer Weise, wie wir noch sehen werden), fehlt aber auch bei ihnen nicht.

Der Anteil der Erbsyphilis an der Epilepsie läßt sich schwer abmessen. Die Angaben schwanken zwischen ein und zehn Prozent; die erste Zahl scheint richtiger zu sein als die zweite. Inwieweit Schädelverletzungen zur Ursache der Epilepsie werden können, ist schon im dritten Kapitel erörtert worden. Ihr Schuldkonto wird wohl meist zu hoch belastet. Narben auf der Kopfhaut, die der Arzt bei der Untersuchung findet, besagen natürlich nichts,

[1]) Zitiert nach Féré, Die Epilepsie. Deutsch von Ebers. Leipzig. Engelmann. 1896.

weil sie Produkte des Anfalles selbst sein können, Reste alter Wunden, die sich der zu Boden Stürzende zugezogen hat.

Schreck und andere Affekte, mögen sie noch so heftig sein, machen niemanden epileptisch, sie lösen nur einen Anfall aus, und ist dieser dann der erste, der überhaupt beobachtet wurde, so müssen sie fälschlich als die eigentliche Ursache herhalten. Krampfartige Zustände nach lebhaften Gemütsbewegungen sollten, zumal bei Kindern, immer zunächst den Verdacht auf psychogene, hysterische Entstehung erwecken. Dagegen hat Bratz[1]) auf Entartete und Psychopathen aufmerksam gemacht, die „an Anfällen typisch epileptischen Charakters leiden und doch keine Epileptiker sind. Von diesen unterscheiden sie sich dadurch, daß kein geistiger Rückgang eintritt, daß die Anfälle nur episodisch auftreten und nur durch äußere Anlässe, besonders durch seelische Erregungen, ausgelöst werden". Er nennt diese Form Affektepilepsie. Die Anfälle entladen sich nicht in den gewöhnlichen schweren Krampfzuständen, sondern auch in leichteren Attacken von Schwindelgefühl und kurzdauernden Bewußtseinstrübungen[2]).

Nicht leicht zu durchschauen und doch von erheblicher praktischer Bedeutung sind die Beziehungen zwischen den Kinderkonvulsionen und der Epilepsie. Es ist noch nicht lange her, daß der Arzt den in den ersten Lebensmonaten und -jahren auftretenden Konvulsionen wenig Beachtung schenkte, dank der früher herrschenden Lehre, daß schon das gesunde kindliche Gehirn auf schädliche Einflüsse gelegentlich mit Krämpfen reagiere und daß diese Kinderkrämpfe mithin nicht viel zu sagen hätten. Heute urteilen wir vorsichtiger. Zwar wissen wir, daß nicht gleich bei jeder Konvulsion, die wohl einmal im Beginn einer fieberhaften Krankheit oder einer Verdauungsstörung auftritt, Gefahr im Verzuge ist; andererseits aber läßt sich die Tatsache nicht leugnen, daß eine ganze Reihe von Kindern, die an „Zahnkrämpfen" und ähnlichen Konvulsionen gelitten haben, im späteren Leben einen anomalen Entwicklungsgang durchmachen. Offenbar weist also die Neigung zu Konvulsionen auf eine Minderwertigkeit des Nervensystems hin, die im Lauf der Jahre deutlicher zum Vorschein kommt.

---

[1]) Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. Herausg. v. Ziehen. 1911. S. 45.

[2]) Die Anschauungen über eine so vielgestaltige Krankheit wie die Epilepsie sind noch keineswegs geklärt, weshalb in einem vorwiegend für Nichtärzte bestimmten Buche auf weitere Einzelheiten nicht einzugehen ist. Wer sich für sie interessiert, findet Ausführliches und Kritisches in dem vorzüglichen Buche von H. Vogt, Die Epilepsie im Kindesalter. Berlin. S. Karger. 1910.

Nun sind nicht alle Konvulsionen im Kindesalter diagnostisch und prognostisch gleichwertig, und ausgedehnte Untersuchungen, die wir vor allem den Kinderärzten Thiemich und Birk[1]) verdanken, gewähren uns einen ziemlich sicheren Anhaltspunkt, um aus der Form der Krämpfe zu erkennen, welche von ihnen zur Epilepsie und welche zu anderen krankhaften Geistesentwicklungen in Beziehung stehen. Birk unterscheidet zwei Arten von Konvulsionen. Die einen hängen deutlich von Ernährungsstörungen ab und kommen nur bei Flaschen-, nicht bei Brustkindern vor, und namentlich dann, wenn gleichzeitig Rachitis besteht. Sie treten besonders gern im Frühjahr, in den Monaten Februar bis Mai auf und zeigen den unverkennbaren Charakter der Tetanie, einer eigenartigen Krampfkrankheit, deren Schilderung hier übergangen werden kann.

Die zweite, seltenere, Art der Säuglingskrämpfe läßt die tetanischen Erscheinungen vermissen und stellt sich sowohl bei Brust- wie bei Flaschenkindern, bei Rachitikern wie Nichtrachitikern ein. Sie bindet sich auch nicht an Lebensalter und Jahreszeit, sondern kommt unvermittelt und gewöhnlich nicht gruppenweise, sondern als einzelner Anfall. Diese Krämpfe sind es, die man als echte Vorläufer der Epilepsie ansehen kann.

Etwa die Hälfte aller Epileptiker erkrankt vor dem zehnten dreiviertel vor dem achtzehnten Lebensjahr. Zwischen dem ersten, unverkennbar epileptischen Anfall und dem folgenden kann eine jahrelange Pause liegen. So bekommt z. B. das Kind im Alter von einigen Monaten einen Anfall, der aber nicht weiter beachtet oder nicht als epileptisch erkannt wird, erst in der Folge, vielleicht nach Jahren wird das Leiden durch sichere Anfälle offenbar. Aufmerksamer Beobachtung entgeht zwar nicht, daß solche Kinder in der scheinbar gesunden Zeit doch auch ihre anomalen Erscheinungen darbieten: sie sind auffallend reizbar, wenig widerstandsfähig, launenhaft, leiden auch wohl an Tics und periodenweise auftretendem Bettnässen. Häufiger aber findet eine Unterbrechung nicht statt: die Anfälle kommen (oft zunächst unter dem Bilde der gleich zu besprechenden einfachen Absenzen) und verschwinden nicht wieder. In anderen Fällen setzt die Epilepsie erst um die Pubertätszeit ein, bei Mädchen mit beginnender Periode.

Wer in einer Anstalt für Schwachsinnige Gelegenheit hat, zu beobachten, wie häufig die Epilepsie auf einen bisher gesunden

---

[1]) Thiemich und Birk, Über die Entwicklung eklamptischer Säuglinge in der späteren Kindheit. Jahrb. f. Kinderheilk. Bd 65. 1907. — Birk, Über die Bedeutung der Säuglingskrämpfe. Med. Klinik. 1907; Über die Anfänge der kindlichen Epilepsie. Ergebn. d. inneren Medizin und Kinderheilkunde. 1909.

Insassen niederfährt, ohne alle Vorboten, ohne auch nur den leisesten sichtbaren Anlaß, unter der besten Pflege und bei Fernhaltung aller Schädlichkeiten, dem wird erst so recht offenbar, wie tief das Leiden auf konstitutioneller Basis beruht und wie es durchbricht und vielmehr durchbrechen muß, wenn seine Zeit sich erfüllt hat.

Den typischen, großen Krampfanfall kann wohl niemand, der ihn zum ersten Male erblickt, ohne Entsetzen mitansehen. Der Kranke stürzt nieder wie vom Blitz getroffen, oft unter lautem, gellendem Schrei[1]), und nun beginnen die eigentlichen Krämpfe. Der Körper wird starr und steif, die Kiefer pressen sich aufeinander, so daß die Zähne knirschen, die Lider schließen sich krampfhaft, und die anfängliche Blässe des Gesichts weicht einer dunkelblauroten Färbung, als wolle der Kranke ersticken. Nur wenige Sekunden, dann löst sich die Starre, und es setzen heftige Zuckungen ein: der Körper wird hin- und hergeschleudert, die Gliedmaßen stoßen und schlagen um sich, der Kopf schmettert rücklings gegen seine Unterlage, das Gesicht verzerrt sich und die im Munde sich hin- und herwälzende Zunge gerät zwischen die Zähne, so daß sie zerbissen wird und blutiger Speichel vor dem Munde schäumt; manchmal geht Kot und Urin ab. Dann, nach einer halben Minute oder darüber, erschlaffen die Glieder, der Krampf löst sich, ein tiefes Schnarchen tritt ein, und langsam kommt der Bewußtlose wieder zu sich. Der ganze Anfall dauert ein bis zwei Minuten, bisweilen länger; abkürzen läßt er sich nicht und man kann den Kranken höchstens durch Unterschieben eines Kissens oder dergleichen vor Verletzungen zu schützen suchen. Nach dem Anfall währt es gewöhnlich einige Minuten, bis sich der Kranke erholt hat, er blickt verwundert um sich und erhebt sich schwerfällig mit dumpfem Kopf und ohne Erinnerung an das Vorgefallene. Manchmal knüpft sich an den Krampf ein längerer Schlaf, so des Nachts, wo der Kranke während des ganzen Vorganges nicht aufwacht und erst am anderen Morgen aus der Abspannung, dem Einnässen und dem Zungenbiß den Schluß zieht, daß er wohl einen Anfall gehabt habe. Auch kann dem Krampf eine stunden- oder gar tagelange Periode geistiger Verworrenheit folgen: der Kranke versteht die an ihn gerichteten Fragen nicht, verkennt Personen und Umgebung und benimmt sich unsicher und tastend wie im Halbtraum.

Fast immer wird der Anfall eingeleitet durch Sekunden bis Minuten dauernde Reizerscheinungen der verschiedensten Art,

---

[1]) Der Schrei entspringt nicht etwa, wie man annehmen könnte, der Angst, sondern wird rein reflektorisch ausgelöst, — der zu Boden Sinkende ist schon besinnungslos und fühlt nichts mehr.

Schwindelgefühl, Ohrensausen, aufsteigende Hitze, Flimmern vor den Augen, Muskelzuckungen, ängstliche Beklemmung (bei Kindern häufig), auch wohl vereinzelte Gehörs- und Gesichtstäuschungen wie Musikhören und Funken- oder Gestaltensehen. Man nennt dieses kurze Vorstadium epileptische Aura (wörtlich: Hauch), und eine solche Aura, wenn sie auch nur Bruchteile einer Minute währt, darf der Epileptiker als Glück im Unglück betrachten, denn sie ermöglicht es ihm, sich durch rechtzeitiges Niederlegen vor Beschädigungen im Anfall zu schützen.

Das ist der große Anfall, das Grand mal. Wichtiger noch, weil gerade im Kindesalter häufig und leider oft verkannt, sind die kleinen Anfälle, das Petit mal. Man bekommt sie in einer solchen Fülle der verschiedenartigsten Bilder zu Gesicht, daß man beinahe sagen kann, jeder Epileptiker habe seine besondere Epilepsie. Da bemerken wir ein leichtes Zucken des Armes, ein Ballen der Faust, einen Ruck durch den Körper, ein Verdrehen der Augen; die Kinder nehmen für einige Sekunden eine starre Haltung an, stieren ins Leere, machen automatenhafte Bewegungen oder knicken plötzlich in die Knie, als seien sie einer Ohnmacht nahe. Dabei ist das Bewußtsein manchmal nur oberflächlich getrübt, so daß die Epileptiker hinterher eine ziemlich gute Erinnerung an das Vorgefallene behalten und ihr Benehmen, gerade wie bei der Hysterie, fast als eine bloße Unart erscheint. Vielfach wird gleichzeitig über Schwindel, Dunkelwerden vor den Augen, Farbensehen, Rauschen vor den Ohren (wie bei der Aura) geklagt.

Die großen und kleinen Anfälle binden sich in Zeit und Zahl ihres Auftretens an keine Regel. Sie kommen vereinzelt vor, serien- und gruppenweise, unterbrochen von monatelangen Ruhepausen, die die Hoffnung auf Heilung immer aufs neue beleben. Bei manchen Kindern stellen sich die Anfälle nur nachts ein, bei anderen nur am Tage; die einen bekommen vorwiegend große Anfälle, die anderen (häufiger) kleine. Gefahr droht, wenn zahlreiche Attacken sehr rasch einander folgen, so daß schließlich nur noch minutenlange Pausen Erholung bringen. Zehn-, fünfzig-, hundertmal und darüber kann an einem einzigen Tage der Anfall wiederkehren; der unglückliche Kranke liegt während der ganzen Zeit, die bis zu einer Woche und darüber dauert, besinnungslos auf seinem Lager, und immer wieder durchschüttert ein Krampf den ermatteten Körper. Dieser „epileptische Status" ist sehr ernst zu nehmen. Am einzelnen Anfall stirbt kein Epileptiker, es sei denn durch zufällige Verletzung oder durch Erstickung an einem in den Schlund geratenen Bissen, gehäufte Anfälle aber führen unter hohem Fieber und fortschreitender Erschöpfung, die

sich durch die kolossale Muskelarbeit wohl erklären läßt, ohne ärztliche Behandlung nicht selten zum Tode.

Wir gelangen nunmehr auf das Gebiet der psychischen Epilepsie, das wir mit den Absenzen schon kurz berührt haben, und wollen zur Übersicht zwischen den vorübergehenden Bewußtseinstrübungen oder Dämmerzuständen und den dauernden Veränderungen der Intelligenz und des Charakters unterscheiden.

Die Dämmerzustände, deren leichteste Form wir als Absenzen bezeichnen, schließen sich entweder einem Krampfanfall an oder gehen ihm, was seltener vorkommt, voraus. Sie treten aber auch unabhängig von den Krämpfen auf, gewissermaßen an ihrer Stelle, als ihr Ersatz oder Äquivalent. Im allgemeinen verlaufen sie bei Kindern weniger schwer und weniger vielgestaltig als bei Erwachsenen, sind kürzer, einförmiger und mit schwächeren Erregungszuständen verknüpft. Erwachsene Epileptiker können im Verlauf ihrer halluzinatorischen Delirien, zumal wenn sie mit Angst verknüpft sind, auf eine Höhe tobsüchtiger Gewalttätigkeit gelangen, die sie zu den gefährlichsten aller Geistesgestörten macht.

Die Mehrzahl der kindlichen Dämmerzustände spielt sich harmloser ab und, darin wieder den hysterischen ähnlich, sozusagen bei halbem Bewußtsein: die Kranken erkennen wohl die Personen und Dinge der Umgebung, aber handeln wie im Traum, der jeweiligen Situation nicht angemessen. Zum Beispiel: ein Knabe erhebt sich, ohne daß man weiß warum, in der Schulstunde, nachdem er schon eine Zeitlang wie müde und zerstreut dagesessen, und beginnt, ohne ein Wort zu sprechen, sich zu entkleiden; daran gehindert, blickt er verwundert um sich, setzt sich nieder, bricht auf einmal in Tränen aus und murmelt: was ist denn, was ist denn? Nach einer Weile steht er abermals auf, tritt aus der Bank heraus, hüpft ein paar Mal, wiegt sich in den Hüften, dreht den Kopf und fängt an zu klagen, der Hals sei steif, er könne nicht mehr schlucken. Da die ganze Klasse ihn auslacht, stimmt er vergnügt in das Gelächter mit ein, und erklärt auf die Frage, was ihm denn sei, ihm sei gar nichts. Der Lehrer, um ihn abzulenken, gibt ihm ein paar Rechenexempel auf. Er rechnet richtig, aber viel langsamer als sonst, läßt sich auch die Aufgabe mehrfach wiederholen. Plötzlich nimmt er das vor ihm liegende Buch, wirft es zu Boden und reißt seinem Nebenmann das Schreibheft weg. Während des ganzen Vorganges fiel der eigentümlich leere Blick auf, auch konnte der aufmerksame Beobachter einige rasche Zuckungen im Gesicht und an den Armen bemerken. Nach Hause und zu Bett gebracht, setzt der Knabe das Spiel in ähnlicher Weise noch den ganzen Tag sowie den nächstfolgenden fort, dann löst sich der Zustand langsam und macht dem normalen Verhalten Platz. Das Kind weiß jetzt ganz genau, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung war, aber es schwebt ihm alles nur noch unklar vor Augen. Immerhin lassen sich ihm durch Erzählen ein paar Details ins Gedächtnis zurückrufen, — ähnlich wie dem vom Rausch Ernüchterten die im Alkoholdusel verübten Taten, wenn man ihn daran erinnert, nach und nach wiederaufleben.

Andere Epileptiker, um noch ein paar Beispiele zu nennen, ziehen sich im Dämmerzustande halbnackt aus und laufen, wie sie sind, auf die Straße, entblößen ihre Geschlechtsteile, urinieren ins Zimmer. Oder sie lassen sich ausgesprochen kriminelle Handlungen zuschulden kommen: das epileptische Kind zündet einen Schober an oder versetzt seinem

Schulkameraden unvermutet einen Stich mit dem Taschenmesser. Alles unberechenbar, unverständlich, triebhaft. Gewöhnlich kehrt bei jedem neuen Einsetzen der Bewußtseinsumschleierung das gleiche Manöver wieder. Manche Epileptiker haben es auf die Fensterscheiben abgesehen oder die Spiegel, um sie zu zertrümmern, andere leiern Gebete herunter oder halten pathetische Reden, wieder andere krakeelen, räsonnieren oder treiben Allotria. Auch die merkwürdigen Fälle des triebartigen Davonlaufens, wie wir sie schon bei der Hysterie kennen gelernt haben, treffen wir hier wieder an: das Bewußtsein ist mehr oder minder umdunkelt, oft gehen Reizbarkeit, Verstimmung, Tränenseligkeit voraus. Die Kinder entfernen sich aus dem Hause, irren planlos umher, nächtigen im Freien, dringen auch, ohne zu wissen, warum, in fremde Häuser und Zimmer ein oder wandern bettelnd und vagabundierend weiter. Nach Stunden oder Tagen kommen sie wieder zu sich. Werden sie noch innerhalb der Zeit ihrer Bewußtseinstrübung ergriffen, so fallen sie durch ihr seltsames Benehmen und ihre geistige Schwerfälligkeit auf: sie vermögen kaum ihren Namen und Wohnort zu nennen, wissen nicht recht wo und wohin, geben aber auf andere Fragen teilweise sachgemäße Antwort und verhalten sich beim An- und Ausziehen, Essen usw. ganz vernünftig. Nach Ablauf des Dämmerzustandes sind die Kinder selbst überrascht, wenn sie sich in einem fremden Hause, etwa in einer Anstalt, unter anderen Menschen wiederfinden.

Selbstverständlich treffen wir bei diesen Dämmerzuständen alle Abstufungen vom tief verhüllten bis zum fast völlig freien Bewußtsein, und man darf sich die Wirklichkeit nicht so schematisch vorstellen, wie es die Darstellung sein muß. Manche Dämmerungen spielen sich ab, ohne daß Eltern und Lehrer eine Ahnung davon haben; die Umgebung bemerkt wohl an den Kindern eine gewisse Zerstreutheit und Unruhe, ohne aber sonderlichen Anstoß daran zu nehmen. Bewußtsein und Bewußtlosigkeit sind keine strikten Gegensätze, und vielleicht wäre es zweckmäßig, nur von einer krankhaften Bewußtseins*änderung* zu sprechen.

Unter dem Einfluß der veränderten Auffassung können sich die Trugwahrnehmungen zu *Halluzinationen*, die unruhige Beklommenheit zu *Angst*, das Mißtrauen zu *wahnhaftem Gedankengange* steigern. Die Epileptiker deuten die Absichten ihrer Umgebung falsch und wittern hinter einer harmlosen Bemerkung kränkende Anspielungen. Auch hier abermals die Parallele mit dem leicht Angetrunkenen: wer kennt nicht den Typus des alkoholischen Krakeelers?

Jedenfalls: durch das *Planmäßige* in der Handlungsweise des Epileptikers darf man sich nicht stutzig machen lassen; auch der Somnambule, der Hypnotisierte, der Hysterische, der Berauschte, der Morphiumvergiftete büßt nicht den ganzen Besitz seiner Überlegungskraft ein. Und mögen manche Handlungen noch so „gewollt" aussehen, zumal wenn sie den Neigungen entsprechen, die den Kranken im wachen Zustand schon längst bewegt haben, so darf uns das nicht irreführen. Die Verbindung mit der Außenwelt ist ja im Dämmerzustand nicht aufgehoben, sondern nur *zum Teil* unterbunden, und wenn ein längst gehegter Wunsch nunmehr zur

Tat wird, so erklärt es sich damit, daß die im Wachen wirksamen Gegenvorstellungen vergessen oder doch schwach und kraftlos geworden sind. Der Kranke steht der Situation anders gegenüber und schreckt vor Ausschreitungen nicht zurück, deren er im ruhigen, besonnenen Zustande niemals fähig wäre.

Die Unterscheidung der epileptischen Anfälle und Dämmerzustände von den hysterischen kann erhebliche Schwierigkeiten machen, wenn man sonst von den Kranken nichts weiß. Namentlich geben das Petit mal und die leichten Absenzen zu Verwechslungen Anlaß. Dann führt in erster Reihe die Beobachtung des Krankheitsverlaufes auf den richtigen Weg. Im allgemeinen hat man folgende Anhaltspunkte zur Unterscheidung. Schwere Krämpfe mit Zungenbiß, Abgang von Kot und Urin sowie tiefe Bewußtseinstrübung deuten auf Epilepsie. Für Epilepsie spricht das unvermittelte Auftreten zu jeder Zeit und Stunde, in jeder Umgebung und ohne jeden Anlaß. Hysterische Zufälle hängen deutlicher ab von der jeweiligen Situation, z. B. davon, ob Zuschauer in der Nähe sind oder nicht. Auch lassen sie sich von Autoritätspersonen, etwa vom Arzt in der Sprechstunde, künstlich hervorrufen; man braucht nur dem kleinen Patienten das Eintreten eines Krampfes zu suggerieren: wenn ich dir auf diese Stelle drücke oder wenn ich dich am Kopf elektrisiere, so bekommst du einen Anfall! Beim Epileptischen ist derartige Beeinflussung wirkungslos. Auch darf ein leichter Zug der Übertreibung für die Diagnose Hysterie verwertet werden. Immerhin Vorsicht! Täuschungen bleiben nicht aus. Und warum sollen Epileptiker nicht gleichzeitig hysterisch sein? Steckt doch in allen Kindern ein deutlicher psychogener Zug. Vielleicht am meisten noch charakterisiert die Epilepsie das Wuchtige, Elementare — die Hysterie verläuft durchschnittlich sanfter.

Bei längerer Beobachtungszeit bleibt wohl selten ein Zweifel an der Natur des Leidens. Während eine schwere Hysterie jahrelang dauern kann ohne Beeinträchtigung der Intelligenz, büßt die große Mehrzahl epileptischer Kinder fortschreitend an ihrem Geistesvermögen ein. Fortschreitend — das ist das eigentlich Wichtige. Ein hysterisches Kind kann auch schwachsinnig sein, aber wird im Gegensatz zum epileptischen ohne besondere Komplikationen nicht schwachsinnig werden. Jedenfalls geht man in der Praxis selten fehl mit dem Satz: ein Kind, das häufig Anfälle bekommt und doch in der Schule gut fortkommt, leidet nicht an Epilepsie.

Nicht alle Epileptiker, wie gesagt, werden schwachsinnig. Verschiedene hochbedeutende Persönlichkeiten haben an Epilepsie gelitten: Cäsar, der Apostel Paulus (wird freilich neuerdings be-

stritten), Karl V., Peter der Große, ferner von namhaften Schriftstellern Dostojewski[1]). Immerhin, das sind Ausnahmen. Ob die Intelligenz bei den jugendlichen Epileptikern erhalten bleibt, hängt von der Zeit des ersten Auftretens der Krankheit, von der Zahl und Art der Anfälle und von deren Grundursache ab. Je früher und je häufiger die Anfälle vorkommen, um so schlechter wird die Prognose; auch die Absenzen und Dämmerzustände sind bei öfterer Wiederholung und gruppenweiser Häufigkeit gefährlich. Bei schweren anatomischen Veränderungen geht der Schwachsinn der Epilepsie zur Seite, beide sind Symptome der gleichen unheilbaren Hirnveränderung. Und das Schicksal der Kinder mit genuiner Epilepsie richtet sich wieder danach, ob und inwieweit das Leiden auf dem Boden angeborener und ererbter Entartung ruht. Schwachsinnige Krampfkinder können übrigens durch ärztliche Behandlung intellektuell ein gutes Stück gefördert werden: es scheidet dabei gleichsam der Anteil, den die Epilepsie am Zustandekommen des Schwachsinns hat, aus.

Der epileptische Schwachsinn trägt besondere Züge an sich, und der Fachmann kann beim Besuch einer Irren- oder Idiotenanstalt manchmal schon auf den ersten Blick erkennen, wer von den Blöden an Krämpfen leidet und wer nicht. Charakteristisch für den geistesschwachen Epileptiker ist eine Schwerfälligkeit. Das Frische und Lebendige geht ihm ab. Der Tiefstehende braucht unendlich lange Zeit, bis er eine Frage glücklich erfaßt hat: zuerst starrt er den Fragenden verständnislos an, dann verzieht sich sein Gesicht, und man merkt, daß sich etwas in ihm regt; nun geht ein Leuchten über seine Züge, er hat begriffen, und jetzt kommt die Antwort, schleppend, mühsam, oft unverständlich. Die besser Begabten machen es freilich weniger schlimm, aber auch bei ihnen fordert das Zuhören große Geduld, sie finden die Worte nicht, versprechen sich, bauen Satzperioden, aus denen sie sich nicht mehr herauswickeln können, und haben am Schluß vergessen, was sie am Anfang wollten. In ihrem Benehmen verrät sich dieselbe Unbeholfenheit, beim Essen, beim An- und Auskleiden, bei der Arbeit, schon in Gang und Haltung. Dabei sind sie pedantisch, kleinlich und peinlich, weder unterhaltend noch unterhaltsam; ihr geistiger Horizont engt sich schließlich immer mehr ein, und ihr Interesse kommt über die ödeste Familiensimpelei nicht hinaus.

Bei den degenerativen Formen kommt es jedoch nicht nur zu einer Schwächung der Intelligenz, sondern auch, lange bevor diese auftritt, zu einer Abartung des Gemüts- und Willen-

[1]) Mohammed, der gewöhnlich unter die Epileptiker gezählt wird, litt wahrscheinlich an hysterischen Dämmerzuständen. Ob Napoleon I. Epileptiker war, ist sehr zweifelhaft.

lebens. Der Epileptiker wird reizbar, heftig, übellaunisch, schwierig im Verkehr, und das um so mehr, je länger das Leiden besteht. Freundlichen, liebenswürdigen Kindern unter den Epileptischen begegnet man darum häufiger als ebensolchen Erwachsenen: auch die Charakterentartung braucht Zeit zur Reifung.

Degenerierten Epileptikern ist ein Zug ins Düstere, Unzugängliche eigen. Verdrießlich und übelnehmerisch, wie sie sind, fangen sie leicht Händel an, entpuppen sich als unleidliche Zänker, als mißtrauische, nachtragende Personen. Ihr Hang zum Argwohn kann geradezu krankhaften Charakter annehmen: sie fühlen sich beständig beleidigt, zurückgesetzt und hängen harmlosen Äußerungen einen ihnen feindlichen Sinn an. Sind sie selbst zu feige, den offenen Kampf aufzunehmen, so hetzen sie und schicken gute Freunde vor. Rücksichtslos, trotzig, egoistisch, dabei lügenhaft und intrigant machen sie im Verkehr oft sehr viel zu schaffen. Am besten ist es, man bleibt ihnen drei Schritt vom Leibe. Und nicht erträglicher werden ihre üblen Eigenschaften durch eine Neigung zu aufdringlicher Frömmelei, die sich in Gebeten, religiösen Phrasen und verzücktem Augenaufschlag zum Himmel nicht genug tun kann.

Schon von alters her ist der rasche Wechsel in der Stimmung, die Launenhaftigkeit der Epileptiker bekannt und gefürchtet. In der Tat, die Kranken sind unberechenbar: gestern noch umgänglich und gefällig, präsentieren sie sich heute von einer übelwollenden, klagsam-trotzigen Seite. Und der Umschwung erfolgt, ohne daß ein Grund zu erkennen wäre. Diese epileptischen Verstimmungen, die periodisch, wenn auch nach ungleich langen Pausen, auftreten, muß jeder Erzieher genau kennen, damit er sie nicht, wie es immer und immer wieder geschieht, für bloße Unarten hält. Als krankhaft kennzeichnen sie sich ebenso wie die Krämpfe und Absenzen durch ihren raschen, scheinbar ursachlosen Beginn und ihre unvermittelte Lösung sowie durch ein deutliches Gefühl der Fremdheit, das sie bei den Kranken selbst hinterlassen: war ich es wirklich, der sich so häßlich benommen hat? Wie bin ich dazu gekommen, was ging in mir vor? Insofern haben sie mit den Bewußtseinstrübungen manche Ähnlichkeit und unterscheiden sich von ihnen eigentlich nur dadurch, daß die Besonnenheit während der kritischen Tage erhalten bleibt. Wiewohl selbst dieses Merkmal nicht einmal recht paßt, denn der Eindruck, als liege auf dem Verstimmten doch ein leichter Grad der Benommenheit und des Gebundenseins, läßt sich bei einiger Aufmerksamkeit nicht verkennen. Auch führen vereinzelte Sinnestäuschungen und Wahnideen schon deutlich zu den Bewußtseinstrübungen hinüber.

Wir können drei Typen der Verstimmungen unterscheiden: den traurigen, den ängstlichen und den zornmütig-gereizten. Ein und derselbe Typ pflegt bei demselben Kranken immer wiederzukehren. Der erste ähnelt dem der melancholischen Niedergeschlagenheit: die Kranken sind auffallend still, gedrückt, ergehen sich in schmerzlichen Betrachtungen über ihr trauriges Schicksal,

verzweifeln an ihrer Genesung und wühlen sich in selbstquälerische Grübeleien hinein, indem sie Verfehlungen ausgraben, die Jahre zurückliegen und die sie nun zum Ausgangspunkt von Selbstvorwürfen machen.

Diese Form sieht man bei Kindern (ähnlich wie die echte Melancholie) nicht häufig, öfter dagegen den zweiten und dritten Typus oder vielmehr eine Mischung beider: die ängstlich-gereizte Verstimmung. Die Kranken wachen eines Morgens, nachdem sie noch den Abend vorher ganz munter zu Bett gegangen sind, mit den Anzeichen weinerlicher Verdrossenheit auf, hinter der aber der Kenner bald die geheime Angst und unruhige Beklommenheit merkt, auch wenn das Kind dies nicht wahr haben will. Sie sind nörglig, unfolgsam, begehren auf, wenn man sie zur Rede stellt, und werden schließlich unter dem Einfluß ungeschickter Behandlung (Strafen!) von einer geradezu maßlosen Heftigkeit gegen ihre Umgebung. Ein in Epileptikeranstalten wohlbekanntes Bild: ein kleiner Zank mit einem anderen Kranken genügt, den Epileptischen in sinnlose Wut zu versetzen. Längere Isolierung in einem verschlossenen Zimmer, namentlich im Dunkeln, kann die Erregung immer weiter treiben, weil hier die von innerer Unruhe gequälte Seele keine Ablenkung findet und der Kranke außerdem im Bewußtsein seiner Unschuld gegen das Einsperren protestiert. Mancher „Knall" in Gefängnissen und Fürsorgeanstalten, den der Laie schlankweg als „Simulation" abtut, beruht auf epileptischer oder, wie wir später noch sehen werden, auf allgemein-psychopathischer Basis und ist nichts als ein pathologischer Verstimmungszustand.

In anderen Fällen laufen die Kinder sinnlos, ziellos davon, getrieben von dem dumpfen Verlangen, sich von einer quälenden Spannung zu befreien, und damit haben wir abermals eine Art des Wandertriebes — hier ohne eigentliche Bewußtseinsumschleierung und doch nicht als eine Tat nüchterner Sinne. Noch in vielfach anderer Weise sucht die unruhige Beklommenheit nach „Entlastung", so beim Erwachsenen und Halberwachsenen in der bereits erwähnten periodischen Trunksucht, der Quartaltrinkerei oder Dipsomanie, oder auch in kriminellen Handlungen, bei Kindern vor allem in der Brandstiftung. Oder sie setzt sich um auf das Gebiet des Geschlechtslebens, denn zwischen Sexualtrieb und Angst bestehen engere, noch nicht ganz durchsichtige Beziehungen: Erwachsene ergeben sich wüsten Ausschweifungen (Gefahr der Sittlichkeitsverbrechen!), und Kinder und Halbwüchsige suchen ihre innere Erregtheit durch Masturbation loszuwerden.

Mit einiger Aufmerksamkeit läßt sich die epileptische Verstimmung von der normal-psychischen Launenhaftigkeit und ebenso

von den Verstimmungen Hysterischer, Nervöser, Schwachsinniger wohl unterscheiden. Auf folgendes hat man zu achten.

Erstens: Beginn und Ende des Verstimmungszustandes sind ziemlich scharf abgegrenzt. Man erstaunt, wenn man das gestern noch so artige Kind heute von der unliebenswürdigsten Seite kennen lernt, und umgekehrt wenn man sieht, wie ein Kind, das tagelang gemault und gemuckt hat, auf einmal seine gute Laune wiederbekommt.

Zweitens: Es fehlt die zureichende Ursache, um den Umschwung der Stimmung zu erklären. Denn das, was die Kranken selbst zur Entschuldigung ins Feld führen, hat kaum einen Wert.

Drittens: Da die äußere Ursache, die die Erregung auslöst, nur von nebensächlicher Bedeutung ist, so hilft es auch nicht viel, wenn man sie beseitigt. Man kann dem auf das Essen schimpfenden Epileptiker Braten und Kuchen geben — er zankt weiter, und nur der Gegenstand seines Ingrimms wechselt. Die Sache muß eben ihren Gang nehmen, Beschwichtigungsversuche haben wenig Erfolg. Bei den anderen, nicht epileptischen Verstimmungen vermag dagegen viel eher ein kluges Wort, ein freundlicher Zuspruch, ein kleines Geschenk die gute Laune wieder herzustellen.

Und endlich viertens: die Verstimmung geht, auch ohne daß sie in heftige Erregung ausartet, gewöhnlich mit körperlichen Störungen einher. Der Puls ist beschleunigt, das Gesicht bald gerötet, bald blaß, es besteht Kopfdruck, Flimmern vor den Augen, fliegende Hitze, leichtes Schwindelgefühl, und der Schlaf läßt zu wünschen übrig.

Die periodischen Verstimmungen zu kennen, hat noch einen anderen hohen Wert. Sie stellen nämlich bisweilen die Vorläufer oder richtiger die Frühsymptome kindlicher Epilepsie dar und sind lange Jahre vorhanden, ehe noch ein Krampfanfall beobachtet wird. Hören wir daher bei erblich belasteten (womöglich durch epileptische Eltern belasteten) Kindern von unerklärlichen Stimmungsschwankungen und von Tagen, an denen mit dem sonst ganz folgsamen Jungen oder Mädchen „nicht auszukommen" ist, so muß der Verdacht auf Epilepsie — sagen wir vorsichtig: miterwogen werden. Zeitweises (periodisches!) Bettnässen verstärkt die Vermutung, und stellen sich gar leichte „Ohnmachten", Schwindel und Absenzen mit und ohne Zuckungen ein, so bleibt an der Diagnose kaum ein Zweifel; es kann sich höchstens noch um die unter diesem Bilde seltener erscheinende Hysterie handeln. Nächtliche Krämpfe bleiben bisweilen lange Zeit unentdeckt: der Abgeschlagenheit am andern Morgen wird als „Nervosität" keine besondere Beachtung geschenkt, ebensowenig dem Einnässen, daß ja auch bei ganz gesunden Kindern vorkommt, und der Zungenbiß, ein sehr sicheres Zeichen für epileptische Krämpfe, bildet keine regelmäßige Begleiterscheinung.

Epilepsie kann praktisch als heilbar bezeichnet werden. Wir stehen der schrecklichen Krankheit nicht ganz hilflos gegenüber. Und zwar hat die Hoffnung auf günstigen Verlauf um so mehr Berechtigung, je später die Anfälle auftreten, je seltener sie sind und je weniger sie die psychische Sphäre in Mitleidenschaft ziehen. Anfälle, die nur des Nachts vorkommen, gewähren ebenfalls leidlich

gute Heilungsaussichten. Dagegen müssen die serienweise auftretenden kleinen Anfälle und Absenzen Bedenken erregen und gerade sie sind leider bei Kindern häufig. Durchaus ungünstig verlaufen die mit organischen Hirndefekten und Schwachsinn verknüpften Fälle und alle jene, die auf eine schwere Keimentartung hindeuten. Epilepsie nach Kopfverletzungen heilt meist aus, wenn sich die Ursache, etwa ein ins Hirn gedrückter Knochensplitter, beseitigen läßt. Als gutes Zeichen darf es auch gelten, wenn die Behandlung, vor allem die Brommedikation, den Verlauf des Leidens sichtbar günstig beeinflußt.

Veitstanz.

Im Mittelalter nannte man Veitstanz, chorea Sancti Viti, jene eigenartigen Anfälle von Tanzsucht, die sich unter wilden Rumpf- und Gliederverrenkungen und sinnlos-tollem Sich-Drehen, -Winden, Umherspringen abspielten und in Zeiten religiöser Überspanntheit, vor allem im 14. Jahrhundert während der großen Pest, epidemisch auftraten, ja ganze Volksscharen heimsuchten. Der heilige Veit wurde als Schutzpatron gegen das Leiden angerufen. Heutzutage hat das Wort einen ganz anderen Inhalt bekommen: die Tanzepidemien würden wir überhaupt nicht mehr zur Chorea rechnen, sondern sie in das große Gebiet der Hysterie verweisen. Unter Chorea dagegen verstehen wir jetzt eine wohlcharakterisierte Nervenkrankheit, deren wesentliches Symptom in ungewollten und ungeordneten Muskelzuckungen besteht.

Das Leiden befällt Kinder häufiger als Erwachsene, Mädchen mehr als Knaben und entsteht bisweilen ohne erkennbare Ursache. Viel öfter aber schließt es sich an den akuten Gelenkrheumatismus an, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es gleich diesem auf einer Infektion durch Mikroorganismen beruht.

Vor dem eigentlichen Ausbruch der Krankheit klagen die Kinder längere Zeit über Mattigkeit und Kopfschmerz und tragen ein reizbares Benehmen zur Schau. Dann setzen allmählich die unwillkürlichen Muskelbewegungen ein. Die Kranken verziehen kurz, blitzartig das Gesicht, runzeln die Stirn, schnappen mit dem Mund, öffnen und schließen die Augen, wenden den Kopf, zucken mit den Fingern, heben und senken den Fuß, rutschen auf dem Stuhl herum und bringen ihre Worte und Sätze undeutlich heraus, weil die Zungen- und Mundmuskeln dem Willen nicht mehr gehorchen. Während des Schlafes hören (ein diagnostisch wichtiges Zeichen!) die Zuckungen auf, nehmen dagegen an Stärke zu, wenn das Kind absichtliche Bewegungen ausführt, z. B. essen

schreiben, sich anziehn, auch nur einen Gegenstand ergreifen will. Auch in der Erregung oder wenn der Kranke sich beobachtet weiß, wird, ähnlich wie beim Stotterer, die Muskelunruhe lebhafter. Natürlich kann der Zustand im Beginn des Leidens und bei den leichteren Fällen verkannt werden und segelt unter der Flagge Ungezogenheit, — namentlich in der Schule, denn hier können die kleinen Patienten der Tugend des Stillsitzens beim besten Willen nicht nachkommen, sind immer in Bewegung, machen Tintenkleckse beim Schreiben, lassen Bleistift und Federhalter fallen, schneiden Grimassen und passen nicht auf. Dabei sind sie „nervös", übelnehmerisch, launenhaft, erregen sich leicht und ermüden bald. Diese Charakterveränderung bleibt während der ganzen Krankheit und, was Eltern und Lehrer nicht übersehen dürfen, gewöhnlich noch monatelang nach der Genesung bestehen.

In den mittelschweren und schweren Fällen ist der Veitstanz nicht mehr zu verkennen. Die Zuckungen können ausnehmend heftig werden: die Kranken wälzen sich ruhelos im Bett umher, nirgends einen Halt findend, Rumpf und Glieder in schleudernder, rollender Bewegung, das Gesicht in unaufhörlicher Verzerrung, das Sprechen und Essen wird fast zur Unmöglichkeit, — Muskeltollheit oder Muskelanarchie hat man diesen Zustand treffend genannt.

Der Ausgang der Krankheit ist fast immer günstig. In sechs bis zehn Wochen tritt Genesung ein, doch können auch Todesfälle durch Erschöpfung vorkommen. Gleich dem Gelenkrheumatismus neigt das Leiden zur Wiederholung. Bisweilen treten im Verlauf der Krankheit akute Geistesstörungen auf vom Charakter der Delirien, ähnlich wie man sie nach Vergiftungen (Alkohol, Tollkirsche usw.) sieht. Mehrfach ist beobachtet worden, daß sich an die abgelaufene Chorea Epilepsie anschloß, ohne daß jedoch damit ein Ursachenzusammenhang erwiesen wäre.

Der echte Veitstanz hat mit jenen choreaähnlichen Bewegungen, dem Grimassieren, Rumpfverdrehen, Beugen und Strecken der Finger, wie man sie wohl bei Idioten und halbseitig Gelähmten findet, nichts zu tun. Diese Bewegungen sind weniger schnell, gedehnter und verstärken sich zwar auch, wenn die Kranken in Affekt geraten, lassen aber bei Willkürakten, etwa beim Greifen, beim Essen, beim Spielen, an Stärke nach[1]).

[1]) Es gibt noch eine andere Art Chorea, die Huntingtonsche, ausgezeichnet dadurch, daß sie sich von Generation zu Generation vererbt, öfters mehrere Geschwister derselben Familie befällt und von leichten psychischen Abweichungen (gewöhnlich einem Schwachsinn mäßigen Grades) begleitet ist. Sie ist unheilbar und bleibt das Leben hindurch bestehen. Da diese Chorea nur bei Erwachsenen vorkommt, begnüge ich mich mit dieser kurzen Erwähnung.

Die sogenannte Nachahmungschorea, wie sie epidemisch z. B. in Schulen auftritt, wenn dort ein an echtem Veitstanz leidendes Kind das suggestive Vorbild für die Mitschüler gibt, ist lediglich hysterisches oder psychogenes Produkt, worüber in dem Kapitel Hysterie nachzulesen ist. Überdies unterscheiden sich die suggerierten Zuckungen von den echten dadurch, daß sie rhythmischer gehalten sind: die choreatischen bleiben ungeordneter, wechselnder, ausfahrender. Wird das kranke Kind entfernt oder — bei bereits weit gediehener Epidemie — die Schule geschlossen, so hört das ganze Theater bald auf. Immerhin ergibt sich daraus die Lehre, daß Choreatische schon um anderer Kinder willen unter allen Umständen den Schulbesuch zu meiden haben.

Die Psychopathen.

Mit dem Ausdruck Psychopathie oder psychopathische Konstitution, wohl auch Minderwertigkeit bezeichnet der Arzt, kurz gesagt, die Grenzfälle zwischen geistiger Krankheit und geistiger Gesundheit, namentlich jene, die sich auf dem Gebiet des Phantasie-, Gemüts- und Willenlebens abspielen. Es gehören daher strenggenommen auch die psychisch leicht gestörten Epileptiker, Hysteriker und viele „Nervöse" hinzu, doch hat man sich daran gewöhnt, nur den — allerdings recht umfangreichen — Rest von Anomalien, der nicht in jene sprachlich schon festgelegten Gruppen eingereiht werden kann, mit dem Worte Psychopathie zu umfassen.

Die Bilder der Psychopathie sind ungemein vielgestaltig und lassen sich nicht schematisch registrieren — jedes ist eine Sondererscheinung für sich. Und doch umschließt sie ein einigendes Band: das ist die große Ungleichmäßigkeit in der Entwicklung der psychischen Funktionen. Wenn man einmal das Wort Disharmonie gebrauchen will, dann sind die Psychopathen die eigentlich Disharmonischen, die in sich Zerrissenen, Unausgeglichenen, die Schwankenden in den Stürmen des Lebens, — bald Persönlichkeiten von mächtig überwucherndem Gefühls- und Triebleben, bald kühle Verstandesmenschen bar jeder Leidenschaftlichkeit, bald Kontrastnaturen, in deren Brust die widersprechendsten Eigenschaften Platz haben und oft unvermittelt miteinander wechseln, Hitze und Kälte, Spott und Liebe, Treue und Selbstsucht, Trotz und Gehorsam, Indolenz und Enthusiasmus, Härte und Milde, Energie und weichliche Wehleidigkeit — manchmal hochbegabt, aber einseitig, bizarr, willensparadox, Phantasten mit weitfliegenden Plänen und goldener Leichtfertigkeit oder

Stimmungsmenschen, heute verzagt und lebensmüde und morgen aller guten Hoffnungen voll, Schwarmgeister und Sanguiniker, Mißtrauische und Pedanten und kraftlose Träumer. Von ihnen gilt das Wort Konrad Ferdinand Meyers über Hutten: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“ Unbegreiflich für den ehrbaren Sohn des Durchschnitts, bald gescholten, bald gepriesen, bald bedauert, bald beneidet, setzen sie Angehörige und Mitwelt immer wieder in Unruhe oder Staunen, ein Rätsel sich selbst und den anderen. Was keimhaft auch in des Gesunden Seele sich regt, das springt bei ihnen verzerrt, lärmend und in grellen Farben hervor. Das Pathologische ist hier nur die Steigerung des Physiologischen, wie die Fehler die Superlative unserer Tugenden. Birnbaum[1]) macht darauf aufmerksam, daß sich die Sprache eigener Ausdrücke für solche ans Krankhafte streifenden Übertreibungen bedient, als wolle sie damit selbst das Abweichen von der normalen Linie kennzeichnen: Hypochondrie für die übertriebene Besorgnis um das körperliche Wohlbefinden, Prüderie für übertriebene Sittsamkeit, Frömmelei für übertriebene Religiosität, Pedanterie für übertriebene Ordnungsliebe, Skrupulosität für übertriebene Gewissenhaftigkeit. Freilich wollen wir nicht vergessen: erst unter Berücksichtigung der Gesamtpersönlichkeit erhalten diese Züge den Charakter normaler oder nichtnormaler Eigenschaften. Für sich allein betrachtet, bedeuten sie in psychopathologischer Beziehung wenig oder nichts.

Die Psychopathien sind wie der Schwachsinn oder sonstige Anomalien angeboren und dann meist ererbt, oder nach einzelnen Autoren erworben — erworben durch Hirnkrankheiten, Schädelverletzungen, durch chronischen Mißbrauch von Alkohol und anderen Giften bei einer bereits bestehenden, aber nicht erkannten psychopathischen Konstitution. Trinker und Morphinisten gehören meist so gut wie Epileptische, Hysterische und die Mehrzahl der „Nervösen“ zu den Psychopathen.

Uns interessiert hier vor allem die angeborene oder frühzeitig erworbene Psychopathie. Meist ererbt und Entartungsprodukt, trägt sie selbst die Tendenz der Vererbung und Entartung an sich und stellt den eigentlichen Repräsentanten des degenerativen Elements in der Menschheit dar.

Glück leuchtet den Psychopathen nicht allzu häufig auf dem Lebenswege. Ihr zukünftiges Schicksal hängt viel von der Beschaffenheit ihrer intellektuellen Mitgift ab. Geistig beschränkt sind die einen, reich begabt die andern, oft einseitig talentiert, und die Mehrzahl hält sich auf der Mittellinie. Der Gewitzte schlägt sich leichter

[1]) Über psychopathische Persönlichkeiten. Eine psychopathologische Studie. Wiesbaden. Bergmann. 1909.

durch die Welt, ist aber mit seinen Eigenheiten auch der Verkennung eher ausgesetzt. Die Unbegabten, vor allem die der ärmeren Schichten, gehen bald zugrunde, — im Irrenhause, im Gefängnis, auf der Landstraße. Immerhin umschifft eine große Zahl — die Mehrheit darf man sagen —, teils aus eigener Kraft, teils gehütet und gestützt, die Klippen und findet sich schließlich mit dem Leben ganz gut ab. Ja einige bringen es gar zu hohen Ehren. Das sind die Genies unter ihnen, oft Förderer der Kultur im wahren Sinne des Wortes. Über die Absonderlichkeiten ihrer Lebensführung, über die Mängel ihres Charakters sieht die Mitwelt entschuldigend hinweg und betrachtet sie als den Tribut, den der geistige Übermensch dem Untermenschlichen zu zahlen hat. Und wie die Psychopathen von ihren Mitmenschen falsch eingeschätzt werden, so beurteilen sie sich meist selber auch nicht richtig. In ihren Stimmungs-, Phantasie- und Willensanomalien sehen sie nichts Krankhaftes, sondern nur Eigentümlichkeiten, vielleicht auch Schwächen, jedenfalls etwas durchaus in der Gesundheitsbreite Liegendes, das abzuwerfen nur Sache ihres Willens sei; oder sie helfen sich mit der beliebten Retterin aus allen Nöten, der Nervosität. Für die große Menge bleiben sie Originale, problematische Naturen, Nervenschwächlinge, wenn nicht gar (je nach dem Typ) Verlorene, über die der Anständige die Nase zu rümpfen Grund hat. Und von alters her liefern sie Dichtern und Schriftstellern willkommenen Stoff zu feingemeißelten Seelenschilderungen (Hamlet und Tasso sind die großen Vorbilder), namentlich in der neueren Zeit, wo von Ibsen bis Wedekind das Halbpathologische in den Dienst der Literatur getreten ist. Denn das ist wahr: eines haben die Psychopathen voraus vor den rotbäckig Gesunden und Robusten — sie sind interessanter!

Sieht man von dem Typus der Indolenten ab, der übrigens selten in reiner Form erscheint, so werden die Psychopathen mehr als die Normalen durch äußere Einflüsse bestimmt. Manche von ihnen bringt gleich dem Rohr im Winde jeder Luftzug zum Schwanken. Unfähig, den zahllosen Reibungsflächen, die das Leben nun einmal für jedermann bereit hält, Trotz zu bieten, wirft oft eine Nichtigkeit sie schon aus dem Gleichgewicht.

Und wo ein „einfach“ Nervöser, ein Nichtpsychopath, nach einem Affektausbruch bald seine natürliche Reihe wiedergewinnt, da mischen sich bei dem Minderwertigen Züge in die Reaktion, die dicht an die Grenze der Geistesstörung herantreten oder sie schon überschreiten: der Zorn wird zur blinden Wut, die Angst zur Zwangsangst, Furcht und Mißtrauen steigern sich zu wahnhafter Gedankenbildung, und das Spiel der Phantasie grenzt an Illusionismus. Ja es kommt vorübergehend zu echten Psychosen, zu tobsüchtiger Erregung, zu Dämmerzuständen und halluzinatorischem Verfolgungswahn. Erinnert sei an das Bild der hysterischen Entartung, — da hat man alles: den Grundzustand der Psychopathie mit seiner Gemütserregbarkeit, seiner Suggestibilität, seinen unnatürlichen Reaktionsformen auf körperlichem Gebiet und daneben die auf diesem Boden erwachsenden deutlich krankhaften Zustände, vor allem die Bewußtseinstrübungen.

Neben der übergroßen Beeinflußbarkeit durch äußere Erlebnisse steht die Neigung zu periodischen Stimmungsschwankungen, die rein aus dem Innern kommen, wie wir sie vor allem bei der

Epilepsie schon kennen gelernt haben. Die kritischen Tage der Psychopathen sind in den Nerven- und Irrenanstalten, in Erziehungsheimen, Gefängnissen und Korrektionshäusern bekannte und gefürchtete Erscheinungen.

Was die psychopathischen Kinder betrifft, so sehen wir bei ihnen nicht so buntfarbige Bilder wie bei den Erwachsenen. Dazu ist das jugendliche Seelenleben, besonders in den Jahren bis zur Pubertätszeit, zu wenig differenziert. Andererseits liegt hier die Gefahr der Verkennung näher, denn Unausgeglichenheit charakterisiert den Psychopathen so gut wie das normal beschaffene Kind. Die Jugend ist rasch erregbar, eindrucksfähig, darum launenhaft, Stimmungen leichter hingegeben als das Alter. Was daher in höheren Jahren als anomal gelten muß, kann in der Kindheit normale, notwendige Eigenschaft sein. Auch tritt als Folge der Unfertigkeit des Charakters bei sonst gesunden Kindern wohl einmal eine Eigenschaft von zweifellos psychopathischem Gepräge zutage, — eine Zwangsvorstellung, ein blinder Affektausbruch, eine gelegentlich bemerkbare Neigung zum phantastischen Falschreden. Das braucht den Eltern noch keinen Grund zu ernsterer Unruhe zu geben. Haben wir Erwachsenen doch auch unsere schwachen Stunden und unsere Angewohnheiten, unsere Idiosynkrasien. Aber mit Recht wollen wir nicht nach einzelnen Zügen beurteilt werden, sondern nach unserem Gesamtverhalten, unserer Persönlichkeit.

Es ist vom Arzt nicht wohlgetan, die Eltern eines psychopathischen Kindes mit dem Gespenst der Geisteskrankheit zu ängstigen. Leichte Anomalien können ganz und gar verschwinden, und auch die schwereren gehen durchaus nicht immer in Geistesstörung über. Namentlich in der Pubertätszeit kommen Abweichungen vor, die später abblassen, — Anwandlungen von Depression und manischer Exaltation, ungesunde Phantastik usw. Psychopathisch heißt zwar meist, aber nicht immer unheilbar, und unheilbar noch lange nicht: verloren für die Welt! Unter den Führern der Menschheit, unter Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern haben sich von jeher psychopathische Persönlichkeiten in nicht geringer Zahl befunden, und wer einmal die Augen öffnet und hineinschaut in die Welt, der wird wahrnehmen, wie groß die Menge derer ist, die vom Ebenmaß des Geistes weit, sehr weit entfernt stehen und die doch auf ihrem Lebensposten ausharren müssen — und können.

Wir greifen nunmehr aus der Überfülle der Psychopathien einige Typen heraus. Bei der hundertfachen Verschlingung der Einzelsymptome zu verschiedenartigen und doch sich teilweise

deckenden Symptomengruppen werden Wiederholungen nicht zu vermeiden sein. Alle Einteilungsversuche scheitern an der lebendigen Fülle, die die Wirklichkeit darbietet. Manche Psychopathie wird keiner der hier skizzierten Formen völlig entsprechen, dabei aber Merkmale verschiedener Typen aufweisen.

I. Die Indolenten.

Das Kind ist der eigentliche Stimmungsmensch. Rasch hingerissen, aber nicht auf lange gefesselt, schwankt sein bewegliches Gemüt zwischen den Polen der Lust und der Unlust einher. Kräftige Gefühlsbetonung liegt ihm näher als schwache, und auf zehn erethische Psychopathen kommt ein torpider. Ein nicht zu knappes Maß von Leidenschaftlichkeit gehört hinein in die kindliche Seele — Jugend ist Trunkenheit ohne Wein! —, und wo sie fehlt, wird man Anlaß haben, zu prüfen, ob hinter jener ruhigen Gelassenheit sich nicht schlaffe Gleichgültigkeit verberge.

Stumpfe Kinder gehen unbewegt vorüber an dem, was sonst ein Herz in Leid und Freude stärker schlagen läßt. Sie können weder herzhaft jubeln, noch aus tiefstem Grunde weinen, sie kennen keinen Scherz und keinen Ernst. Ohne Wunsch und ohne Ehrgeiz leben sie dahin in wohlig zufriedener Ruhe. In der Schule sind sie meistens träge, weil nichts ihr Interesse wirklich fesselt und ihrer Tätigkeit ein Ziel gibt, sie tun ihre Pflicht aus Gewohnheit. Darüber hinaus läßt sich wenig mit ihnen beginnen: sie spielen nicht, sie lesen nicht, sie tummeln sich nicht umher mit ihren Kameraden, sie „haben keine Lust dazu“. Auch des frischen Selbstgefühles, das gesunden Kindern eigen, sind sie bar. Tadel entlockt ihnen keine Tränen, und sie erglühen nicht vor Stolz, wenn man sie lobt. Eine gelegentliche Tracht Prügel nehmen sie hin wie etwas Unvermeidliches, haben sie aber bald vergessen. Neckereien nehmen sie mit Gelassenheit hin und begehren selbst nicht auf bei Demütigungen in Gegenwart von Fremden, dem Kränkendsten, was sonst dem jugendlichen Selbstgefühle widerfahren kann. Solchen Dickfelligen ist schwer beizukommen. Wie soll der Erzieher sein Netz auswerfen in die Seele eines Kindes, das weder Lob noch Tadel aus dem Gleichgewichte bringt? Ein naiv gutmütiger Zug gibt oft der Schwäche den Anstrich von Liebenswürdigkeit.

Der apathische Geistesschwache, der eigentlich nur dann in Wallung kommt, wenn sein leibliches Wohlbehagen Mangel leidet, das ist der reinste Typus des Indolenten. Aber wir finden die psychische Anästhesie auch sonst, unter den intellektuell Normalen, in der ersten Hälfte der Jugend seltener als in der zweiten. Die

höheren Grade dürfen ohne weiteres als krankhaft gelten. Manche Kinder verraten ihre Indolenz schon im Äußeren, in dem Mangel jeglicher Kultur: sie sind unordentlich, nachlässig, salopp und legen auf Manieren kein Gewicht, Eitelkeit bleibt ihnen zeitlebens fremd.

Gewöhnlich erstreckt sich diese Teilnahmlosigkeit nicht über alle, auch nicht über die Mehrzahl der Lebensgebiete, sondern nur über bestimmte Abschnitte. Ja, eine partielle Indolenz gehört sogar zu den natürlichen menschlichen Eigenschaften. Unsere Interessensphäre ist beengt: was außerhalb steht, berührt uns nicht. Wir können uns nicht gleichzeitig für alles begeistern. Jeder hat seine eingeborenen oder erworbenen Gedanken-, Gefühls- und Willenslinien. Mit einer normalen Anlage noch durchaus vereinbar ist, wenn der Mensch keinen Sinn für Kunst, kein Organ für Takt, Ordnung, Sparsamkeit besitzt. Es gibt aber Eigenschaften, die zur sozialen Selbsterhaltung notwendig sind, und wem Ehre, Pflicht, Sittlichkeit, Mitgefühl nur Worte bedeuten, nichts als Worte, der wird den Kampf ums Dasein schwer bestehen: er ist lebensunbrauchbar, krankhaft geartet. Nennen wir intellektuelle Stumpfheit anomal, so werden wir moralische Gefühllosigkeit auch nicht anders bezeichnen können, vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht das Werk verfehlter Erziehung ist. Angeborene Verstandes- und angeborene Gemüts-Anästhesie sind beide pathologisch. Wir werden uns später mit dieser wichtigen Frage noch näher beschäftigen.

Mit der Apathie des Melancholischen kann die Gemütsstumpfheit kaum verwechselt werden. Der Deprimierte leidet unter seinem Zustand, seinem Mangel an Kraft und Entschlußfähigkeit, und bäumt sich vergebens auf gegen diese Schwäche, der Torpide weiß von peinlichen Gefühlen nichts — er ist immer zufrieden mit sich. Dort Hemmung, hier Ausfall! Freilich können sich bei oberflächlicher Vergleichung die beiden Bilder ähnlich sehen. Die Hebephrenie (s. sp!) verläuft oft unter der Maske dieses geheimnisvollen Schweigens: der Kranke ist still, verschlossen, nimmt an nichts Interesse, und um seine Lippen spielt ein rätselhaftes steinernes Lächeln, — Tiefsinn nennt das der Laie und malt sich schaurig-schön jene andere Welt, die Welt der Phantasien aus, in der der Unglückliche umhergeistert. Aber wenn wir den Vorhang hinwegziehen: hinter jener gedankenschwangeren Stirn verbirgt sich das Nichts, die geistige Öde, der seelische Tod!

2. Die Depressiven.

Mit der Phrase von der glücklichen Kinderzeit wird viel Unfug getrieben. Wohl werden dem kleinen Erdenbürger viel Kümmernisse erspart, die uns Erwachsenen quälen, und hilfsbedürftig, wie

er ist, wird er hinweggehoben über allerhand Rauhigkeiten des Lebens. Und doch, hat das Kind nicht auch seine Sorgen und sind sie nicht ebenso groß wie die unsrigen? Wir lächeln von dem Piedestal unserer Lebenserfahrenheit über die Tränen, die es um seine zerbrochene Puppe vergießt, lächeln über die Angst, die ihm das bevorstehende Extemporale einflößt, lächeln über den Ärger, den ihm die Neckereien seiner Spielgefährten verursachen, aber es hat so gut wie wir ein Herz, das sich mit Kümmernissen füllt, hat dieselbe Leidensfähigkeit und dabei nicht die Stütze der Vernunft, die uns hinweghilft über Widerwärtigkeiten. Mag man das Glück der ersten Kinderjahre, etwa bis zum Beginn der Schulzeit, noch mit einiger Berechtigung rühmen, so viel scheint gewiß: sobald die Jugend zum Nachdenken gelangt, ist sie nicht glücklicher und nicht unglücklicher als das spätere Alter. Unsere Lebensstimmung erhält ihre Färbung viel mehr von den kleinen Alltagsleiden und -freuden als von den seltenen großen Ereignissen, die uns in Schmerz und Lust für kurze Zeit erbeben machen, und wiederum wie wir diese Nadelstiche hinnehmen, das hängt nicht ab von unserem Belieben, sondern ist Sache des Temperaments und Charakters. Das Leben formt uns nicht, sondern wir formen das Leben, in der Jugend so gut wie im Alter, und darum gibt es frohe und unfrohe Kinder, wie es heitere und trübselige Erwachsene gibt.

Wohl aber dürfen wir sagen: ein Kind, das nicht auch lachen, das nicht auch herzlich froh und ausgelassen werden kann, ist kein normales Kind. Wo müde Resignation oder mißmutige Gereiztheit den Grundakkord des Lebens bilden, da stimmt etwas nicht.

Natürlich haben gelegentliche Trübseligkeitsanwandlungen in der Jugend nicht gleich etwas Bedenkliches. Weiche Naturen gefallen sich darin, schmerzlich-schwärmerische Gefühlserregungen auszukosten, und namentlich in der Zeit der Reifeentwicklung, wo sie förmlich einen Sport aus dieser Art Romantik machen. Indes, es gibt sich später, dieses idealsentimentale Schmachten, und macht gesundem Empfinden wieder Platz. Nicht so bei den psychopathischen Naturen. Den neuen Gefühlsströmen, die die Seele überfluten, hält der schwache Charakter nicht stand. Hinter den Tränen und Seufzern und Deklamationen von der Grausamkeit der Welt und dem Unwert des Lebens, die mehr komisch als tragisch anmuten, kann doch der Selbstmord sein Angesicht weisen. Sittlich und geistig unreif finden die halbflüggen Jungen und Mädchen keinen Ausweg aus dem Wirrnis ihrer Leiden, und so nehmen sie ein Schicksal auf sich, das ihnen in den eigenen Augen groß und heldenhaft erscheint. Junge-

Liebespaare, fast Kinder noch, gehen gemeinsam in den Tod, weil ihre Eltern grausam sich dem Herzensbund entgegenstellen. Opfer der Schundromane, heißt es im Zeitungsbericht! Ach nein, das ist die wahre Ursache nicht. Tausende lesen die gleichen Bücher und stürzen sich drum noch lange nicht ins Wasser, wenn sie das Leben einmal härter anpackt. Die wahre Triebkraft aller unserer Handlungen stammt aus dem Innern.

Die dauernd krankhafte Verstimmung im Kindesalter kann bei einiger Kenntnis psychopathischer Zustände nicht übersehen werden. Dieser Typus der scheuen, zagen Kinder ist in der Jugend, selbst in der frühesten Jugend nicht so selten. Weichlich und ohne Schneid, wagen sie sich nicht hervor im Kreise ihrer Schulkameraden; nur ungern, halb und halb gezwungen tun sie bei den wilden Spielen mit und messen niemals ihre Kraft. Selten haben sie einen Freund und Gespielen, er sei denn von gleicher Seelenstimmung, und die Robusten, Derben, Jugendfrohen wenden sich verächtlich ab von dem Waschlappen oder lassen ihre Überlegenheit ihn fühlen. Mangelndes Selbstvertrauen macht sie eckig im Verkehr, bei jeder Anrede schießt ihnen ein Blutstrom ins Gesicht, und verlegen stottern sie eine Antwort. Vor allem, was aus grobem Holz geschnitzt ist, schrecken sie zurück. Sie packen das Leben nicht herzhaft an, sondern lassen sich tragen von den Ereignissen, unselbständig, leicht bestimmbar, wirklichkeitsfremd. In der Schule können sie alle unregelmäßigen Verba, aber wenn sie mit der Bahn fahren oder das Telephon benutzen sollen, so wissen sie nicht, wie man das macht. Im Entschluß schwerfällig, in der Ausführung unpraktisch, erblicken sie Schwierigkeiten und Hindernisse überall. Jede neue Aufgabe türmt sich zu einem Berg für sie und erfüllt sie tagelang vorher mit Angst: wenn dies nicht wäre oder das nicht und jenes wäre, so oder nein doch, vielleicht anders; so erwägen sie bänglichen Herzens jede Möglichkeit und kommen vor lauter Wenn und Aber nicht zur Tat.

Die Herbstseite des Lebens, die sehen sie allein, die kleinen Verdrießlichkeiten und Mühsale des Alltags. Und obwohl sie diese ihre Schwächlichkeit schwer empfinden, drückend ihre Ohnmacht fühlen und sich sehnen nach einer Hand, die sich ausstreckt zu ihrem Schutze, — es hindert sie doch eine seltsame Scheu, sich zu offenbaren. Dumpf verschließen sie ihren Kummer in sich selbst, flüchten in die Einsamkeit mit wunder Seele und dämmern stundenlang in schlaffer Ohnmacht dahin. Gewiß, auch an sie treten Stunden der Freude heran, aber niemals kosten sie das Glück mit vollen Zügen aus; oft inmitten der Lust ergreift sie die Erinnerung an längst vergangene, kleine, kleinliche Verfehlungen, die hundert

fach vergrößert ihnen nun entgegengrinsen. Kaum je verlieren sie nach gesunder Kinder Art ihr eigenes Ich und nehmen Tag und Stunde, wie sie fallen. Die Freude der Gegenwart wird vergällt durch grübelnde Selbstbetrachtung, und wie ein heiterer Frühlingsmorgen erscheint dem rückschauenden Auge die Vergangenheit: ja, damals war es schön, damals, aber du hast es nicht erkannt, und nun ist es zu spät! In ihrer Arbeit sind sie oft von lächerlicher Umständlichkeit, nie zufrieden mit ihren Leistungen, beginnen stets von neuem, streichen aus und verbessern und fangen abermals an und treiben sich weiter in Angst und Verzweiflung hinein. Alles, was mit der Schule zusammenhängt, bildet den nie versiegenden Born von Qualen. So führen diese Unglücksmenschen ein Leben voll von Hemmungen und Nöten, in ewiger Furcht — Furcht vor dem Resoluten, vor Verantwortung und Selbständigkeit, vor dem Heute und Morgen und Furcht selbst vor dem Glück.

Es gibt unter dieser Sorte Kinder stille Naturen, in sich gekehrt, manchmal ein wenig beschränkt, leicht zu lenken und dankbar, wenn man es gut mit ihnen meint. Aber sie bilden nicht die Mehrzahl. Der Melancholie des depressiv Verstimmten wohnt oft ein unschöner Zug von Egoismus, von Schärfe und Bitterkeit inne, weil die dauernde Beschäftigung mit dem eigenen Leid, das Sicheinkrallen in seine Schmerzen die Seele mit einem Frosthauch umzieht. Ja mancher Vergrämte schlägt förmlich Kapital aus seinen Kümmernissen, die ihm lieb und fast Bedürfnis werden, und weiß sie auszunützen. Er verlangt Rücksichten, die er selber außer acht läßt, und während er in der Schule und auf der Straße die Tyrannei stärkerer Klassengenossen unrühmlich duldet, sich puffen, knuffen und zu Frondiensten mißbrauchen läßt, während er angstvoll zusammenknickt vor dem Blick des Lehrers, entschädigt er sich daheim durch doppelt unfreundliches Benehmen gegen seine Angehörigen, begehrt auf, trotzt und muckt und klappt dann wieder zusammen in schmerzlich-träger Hilflosigkeit. Und ein leichter Zug berechnender Koketterie, wie er mit seinen Gefühlen Götzendienst treibt und seinem heiligen Kummer lebt, macht das Bild nicht anziehender. Stille Resignation ist seine Art nicht Zu heftig sehnt sich die Jugend nach Licht und Sonne. Er fühlt sich verlassen, als Stiefkind der Natur, unverstanden und redet sich hinein in seinen Groll: man will mich nicht, mag mich nicht, hat kein Herz für meine Qualen, — was soll ich länger auf der Welt! Und dabei zürnt der Kranke insgeheim sich selber, weiß, daß er ungerecht und lieblos urteilt, und bringt es doch in seinem Starrsinn nicht dahin, sein Unrecht offen zuzugeben.

Es ist begreiflich, daß solch Benehmen sich nicht gerade

eignet, Sympathien zu erwerben und verscherzte wiederzugewinnen, und immer tiefer vergräbt sich der Verbitterte in sein Mißtrauen und in unfruchtbare Zweifel an sich selbst und andern. Ausbrüche leidenschaftlicher Gereiztheit bringen wohl vorübergehend Erleichterung vom quälenden Drucke, lassen aber tiefe Erschöpfung zurück. Zum Selbstmord kommt es nicht sehr häufig trotz öfterem Drohen und spielerischen Andeutungen. Dennoch muß man in dieser Beziehung bei den Jugendlichen vielleicht mehr auf der Hut sein als bei den Erwachsenen. Denn die in ihrem Groll und ihrer Umdüsterung rege schaffende Phantasie ergeht sich gern in Vorstellungen, die ein unreifes Gemüt wohl reizen und in einer schwachen Stunde zur Tat treiben können. Eine Bagatelle gibt den letzten Anstoß. Dem Kinde wird z. B. ein Wunsch versagt oder eine Bestrafung zuteil, — wenn ich mir das Leben nehme, so philosophiert der kleine Bursch, dann werden die Eltern ihr Unrecht schon einsehen, das sie mir, ihrem lieben Jungen, angetan, und nun spinnt er mit wollüstigem Behagen den Gedanken aus von Tod und Begräbnis, Trauer und Reue der Eltern. Nichts Schöneres für Menschen dieser Art, als beleidigt zu werden, und von jeher hat die Rolle des Märtyrers etwas Anziehendes gehabt!

Scheuheit, die sich erst in und um die Pubertätszeit einstellt, hat häufig ihre Quelle in sexuellen Geheimnissen. Halbwüchsige, die aufschrecken und bis zu den Zehenspitzen erröten, wenn man sie unvermutet anspricht, die den Verkehr mit gleichaltrigen Kameraden meiden und sich in die Einsamkeit zurückziehen, die prüde tun, wenn sie sich in Gegenwart anderer ganz entkleiden sollen, haben nicht selten ein schlechtes Gewissen. Bei Psychopathen treten auch in diesen Jahren und aus der gleichen Quelle Angst- und Zwangserscheinungen auf, die zur Bildung ganz bizarrer Vorstellungen Anlaß geben können. Die jungen Leute fürchten, sich durch Onanie unheilbar krank gemacht zu haben, glauben sich syphilitisch vergiftet, hätten auch ihre Angehörigen angesteckt, seien vielleicht schuld an deren Erkrankung oder Tod, beschmutzten alles, was sie berührten, Gott werde sie strafen, sie seien verdammt und könnten niemals mehr glücklich werden. Sie denken und grübeln und lassen im Geist ihre ganze Vergangenheit an sich vorüberziehen, um mit selbstquälerischem Reiz alles herauszugraben, was ihren Befürchtungen Stütze und Halt geben könnte. Später kommen wir auf diese Dinge noch einmal zurück.

Man darf solche pathologischen Einbildungen nicht zu schwer nehmen. Von echten Wahnideen, wie sie bei Geisteskranken vorkommen, unterscheiden sie sich dadurch, daß sie vernünftigen Aufklärungen auf die Dauer doch nicht standhalten. Sie lassen

sich ausreden, wenn sie sich auch gern (und dann in neuer Einkleidung) wieder einstellen. Schwarzseherische Gemütsstimmung heckt solche Grillen aus und kultiviert sie mit Liebe, und was ihren wunderlichen Inhalt betrifft, so erklärt er sich viel weniger aus krankhaft verschrobener Denkweise als aus jugendlicher Unerfahrenheit. Mit zunehmenden Jahren und wachsender Einsicht blassen diese Ideen ab und verschwinden ganz oder haften nur noch in Form zwangmäßig sich aufdrängender Befürchtungen, deren Torheit der Kranke selbst ganz gut erkennt. Übrigens blickt bei näherem Zusehen das Erkünstelte durch alle Jeremiaden hindurch. Der „Verzweifelte" malt Gespenster an die Wand, weniger um sich selbst zu schrecken als seine Umgebung, diese zum Protest herauszufordern und das zu erreichen, was ihm nach seiner Meinung nicht genug gespendet werden kann: Trost und Beruhigung!

3. Die Manischen.

Das Gegenstück zu dem vorigen. Dort graue Wolken und Nebelflor, hier blauer Himmel und Sonnenschein, dort träger Flug mit müden Schwingen, hier überströmendes Hochgefühl, Leben und Tatenlust. Allem gewinnen die Manischen eine gute Seite ab; selbst widrige Ereignisse malen sich in rosigen Farben, oder wenn auch das nicht, so sind sie bald überwunden, ausgelöscht.

Schon im frühen Kindesalter gibt sich dieser manische Zug, die körperliche und geistige Unruhe, das Frohgestimmte und Selbstbewußte zu erkennen. Wohl gehört Bewegungs- und Tatendrang zum Wesen auch des gesunden Kindes, hier aber schwillt er zu unnatürlicher Höhe an. Das Kind bleibt keinen Augenblick ruhig, kann nicht „fünf Minuten stillsitzen", rutscht auf seinem Platz hin und her, schlenkert mit Armen und Beinen, schaut hierhin, schaut dorthin, lacht und amüsiert sich und hat immer etwas zu schwatzen. Alle Ermahnungen fruchten nichts. Der Zappelfritz hat sich nicht in der Gewalt, und seine Unruhe bekommt fast den Charakter des Reflex- und Triebmäßigen. Kein noch so flüchtiger Vorgang entgeht dem Ohr und Auge, er hört alles, er sieht alles, aber nichts dringt in die Tiefe und bleibt haften. Kein Spiel vermag ihn dauernd zu fesseln. Kein Märchen und keine Geschichte hört er bis zum Ende an, immer begehrt er nach Wechsel und neuer Aufregung, und je toller der Lärm, desto besser. In der Schule stellt diese Zügellosigkeit große Anforderungen an den Lehrer: das Kind paßt nicht auf, treibt Unfug, sucht und findet stets eine verbotene Unterhaltung, neckt seine Kameraden und will sich über jede Kleinigkeit ausschütten vor Lachen. Immerwährend springt sein Ideengang ab, läuft eigene Wege kreuz und

quer und verliert sich ins Uferlose. Allerhand Einfälle stören den natürlichen Fluß der Gedanken, niemand in der Schule stellt so überraschende Fragen wie er, antwortet so schlagfertig, ja witzig, bringt so eigenartige Redewendungen, kann so altklug schwätzen. Aber es sind Blender, — auf der Oberfläche schwimmen sie alle.

Gewiß, unruhige Gesellen in der Kinderstube und Schule kommen zur Genüge auch unter den gesunden Kindern vor. Was jedoch an den krankhaft gearteten auffällt, das ist vor allem der Mangel an Ruhebedürfnis. Das manische Kind ermüdet viel schwerer, braucht weniger Schlaf und bleibt dennoch immer rege. Unnatürlich ist ferner die dauernde Innehaltung der hochgemuten Stimmung, denn sie entspricht nicht dem wetterwendischen kindlichen Normalcharakter. Den Manischen bringt nichts so leicht aus seiner frohen Laune. Nur wenn sein Selbstgefühl beleidigt wird, braust er im Zorn auf, doch er vergißt schnell und ist bald wieder „gut". Allen Unannehmlichkeiten, die für die Zukunft drohen, sieht er mit neidenswerter Fassung ins Auge, — es wird schon werden! Da gibt es kein weinerliches Lamentieren, keine Angst und Herzensnöte. Wo es einen dummen Streich zu machen gibt, da ist er flugs dabei. Ungefragt, wie etwas Selbstverständliches, übernimmt er die Rolle des Anführers, des Organisators, erniedrigt die schüchternen Schwächlinge zu Sklavendiensten und gebraucht gegen alles, was Kleider und Zöpfe trägt, sein angeboren-angemaßtes Herrenrecht. Nie macht Verlegenheit ihn erröten, und in derben Manieren und Flüchen konkurriert er erfolgreich mit dem Fuhrmann und Matrosen. Solche Eigenschaften bringen ihn natürlich aus Kollisionen nicht heraus: in der Schule sucht er förmlich seinen Trumpf darin, vorlaut und frech zu sein, — steigt er doch dadurch in der Bewunderung seiner Mitschüler. Schulentlassen gerät er bald an den Alkohol, wenn es bis dahin nicht bereits geschehen war, beteiligt sich mit Geschick an Raufereien, und der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht verliert schon früh für ihn den Reiz des Geheimnisvollen. Immer beweglich, für neue Pläne schnell begeistert, aber ohne Ausdauer, wechselt er häufig seine Stellen, überwirft sich mit den Lehrherren und geht mit großem Krach aus dem Hause. Aber „es schadet nichts", ist sogar „viel besser so", und weiß er sonst nicht unterzukommen, so versucht er schlimmsten Falles sein Glück mit Schwindelmanövern und Hochstapeleien, wobei ihm seine gewandten Manieren und sein gutes Mundwerk wohl zustatten kommen.

Was nützen Strafen bei Menschen solchen Schlages! Können sie die krankhafte Grundstimmung wandeln? Rasch ist das Oberwasser wieder da und spielt die Erinnerung an erlittene Übel, spült

Reue und Bedenken weg. Es fehlt dem Manischen durchaus nicht ohne weiteres an trefflichen Absichten, auch nicht an Verstand und Einsicht, aber wirksam werden diese Eigenschaften nicht. Zustände, welche mit manischem Verhalten verwechselt werden können, treten im Verlaufe des Jugendirreseins auf, unterscheiden sich aber dadurch, daß bei ihnen nicht der heitere Affekt das Bild beherrscht, und die Bewegungsformen einen Zug ins Läppische zeigen. Ferner hat man sich vor der Verwechslung mit flüchtigen Zuständen heiterer Verstimmung von Psychopathen zu hüten.

Auch gibt es einen Lebensabschnitt, wo genialisches Kraftmeiertum und renommistischer Tatendrang fast physiologisch genannt werden können. Das ist die Zeit um die Pubertätsentwicklung herum, die Zeit der Flegeljahre und die Spanne zwischen Schule und Kaserne. Das Gefühl der werdenden Männlichkeit blüht auf, der Knabe reckt und streckt sich und versucht den Flug allein hinaus ins weite Land. Klar und einfach erscheint ihm das Leben. Jugend sieht nur das Ziel, weiß nicht, wie lang der Weg dorthin ist und wie mühsam, weiß auch nichts von der Relativität der Werte und glaubt an ein fertiges Ideal. Sie liebt das Absolute, das Entweder-Oder. Und darum ist sie rasch im Streit, rasch im Enthusiasmus, rasch in ihrer Liebe und in ihrem Haß.

Und wie zu keiner anderen Lebenszeit liegt die Seele der Verführung offen, der Verführung zum Schlechten. Vernunft steckt selten an. Dem Verbrecher, dem tollkühn-wagemuten, gebührt Bewunderung, gehört die Krone des Heldenhaften; er wird zum Ideal, dem nachzueifern jede Mühe lohnt. Und wo Besonnenheit noch immer warnend ihre Stimme hebt, da hilft der Alkohol über die letzten Skrupel hinweg, — die Bahn wird frei! So büßt im Gefängnis mancher junge frische Kerl dafür, daß er des Herzens Leidenschaft nicht zähmen konnte. Was ist hier Schuld, was Schicksal? Und nur der eine Trost bleibt übrig: die wilde Zeit der Gärung geht vorüber. „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein." Nicht die Jahre des zweiten, sondern die des dritten Dezenniums sind die entscheidenden fürs Leben: zwischen zwanzig und dreißig, da reift die Persönlichkeit, und was sie dann geworden ist, das bleibt sie.

4. Die Periodiker.

Wie das kosmische Geschehen und organische Dasein von periodischem Wechsel beherrscht wird, so greift auch gesetzmäßige Periodik in das psychische Dasein ein. Aber da hier die Wellenbewegung nur niedrige Höhe erreicht, so entgeht sie für gewöhnlich unsrer Beobachtung und tritt nur bei seelisch hoch differenzierten

Persönlichkeiten und — bei geistig Anomalen schärfer zutage. Bei vielen genialen Naturen z. B. können wir sehen, wie Perioden des Wohlbefindens und der lebhaften Produktionskraft mit solchen geistiger Erschlaffung wechseln: in den fruchtbaren Zeiten lebhaft angeregt, von rastlosem Fleiß und staunenswerter Geistesfülle, versagen sie in den unfruchtbaren beinahe ganz. Möbius glaubt in Goethes, Fließ in Schuberts Schaffen diese Hebungen und Senkungen nachgewiesen zu haben.

Der Stimmungsumschwung entsteht „von selbst", spontan, sozusagen aus dem Nichts, und wird spontan von der entgegengesetzten Gemütslage abgelöst. Äußere Einflüsse machen dabei gar nichts aus. Zwar knüpft Mißlaune gern an bestimmte unangenehme Erlebnisse an, aber diese bilden nicht die Ursache, sondern nur den Gegenstand des Ärgers. Denn fällt dasselbe Ereignis in die Tage heiterer Stimmung, so bleibt es ohne alle Wirkung, und umgekehrt schafft eine willkommene Botschaft in der kritischen Zeit nicht den Druck der üblen Laune hinweg. Die Stimmungsgegensätze werden aus dem Innern heraus erzeugt. Sie sind biologisch begründet, Ausdruck natürlicher Schwankungen unseres Seelenlebens.

Psychopathen, die sich kennen, merken schon, wenn die schlimme Zeit wiederkommt. Sie fühlen sie herannahen, wehrlos stehen sie ihr gegenüber. Manchmal erfolgt der Umschwung langsam, manchmal rasch. Gestern noch frisch und munter, wohlaufgelegt, witzig, schlagfertig, fühlen sie sich heute schlaff, mißmutig, ohne rechte Triebkraft. Pessimistische Gedanken hängen sich wie Kletten an sie an, die Arbeitslust stockt, jeder Entschluß verlangt eine unverhältnismäßige Kraftanstrengung, und der gewohnte Pflichtenkreis wird nur mit Mühe absolviert. Auch der Appetit ist schlecht, der Schlaf fehlt, Kopfdruck und Mattigkeit stellen sich ein, — vielleicht der deutlichste Beweis, daß es sich um mehr handelt als bloße Launen. Kann sich der Kranke einigermaßen zusammennehmen, so bemerkt die Umgebung oft gar nicht viel an ihm, höchstens fällt ihr auf, daß er nicht mehr so guter Stimmung ist als bisher, wenig spricht und mit einer stummen Leidensmiene einhergeht. So bleibt es einige Tage oder Wochen, und dann wendet sich das Blatt wieder: weggenommen von der Seele ist die Last, und sein Recht behauptet ein heiterer Optimismus. Wie die Wandlung vor sich ging, das weiß niemand, auch der Psychopath nicht. Aber da ist sie und mit ihr die Lebenslust, die Schaffensfreude, der Trieb zum geselligen Verkehr, Humor und redselige Geschwätzigkeit. Denn wie der seelische Tonus in der depressiven Epoche unter das Mittelmaß gesunken war, so hebt er sich nun-

mehr oft genug darüber hinaus: ein deutlich manischer Zug belebt das Bild, das Wohlgefühl wird zum Überschwang, und unruhige Hast, Zerfahrenheit, Plänemacherei haben die mutlose Unlust abgelöst. Vergessen ist alles Leid, das Kind spielt wieder vergnügt, plappert und steckt seine Nase in alle Dinge, der Erwachsene findet Geschmack an Gesellschaft, die er in den schlimmen Tagen ganz gemieden, und das halbflügge Mädchen sucht Liebeleien und treibt mehr oder minder gewagte erotische Scherze. Schon das Äußere zeigt den Umschwung des Innenlebens an: das blitzende Auge, die straffe Haltung, der sichere Gang. Aber nach ein paar Wochen ist der alte Trübsinn wieder da. Auf und ab, Ebbe und Flut, manchmal das ganze lange Leben hindurch!

Das etwa sind die leichten und mittelschweren Fälle. Eine Stufe darüber hinaus, und wir haben schon das Gebiet der Geistesstörung betreten. Die depressive Phase erhält den Charakter der tiefen melancholischen Verstimmung mit innerer und äußerer Gebundenheit, mit Versündigungsideen und Selbstmordneigung, und die Symptome während der manischen Periode schwellen an, bis zu ziellos ungebundener, Scham und Anstand vergessender Erregung, ja bis zur Tobsucht. In dieser Heftigkeit kommt das manisch-depressive oder zirkuläre Irresein, wie man die Krankheit nennt, bei Kindern seltener als bei Erwachsenen vor.

Man darf sich die Periodizität nicht zu schematisch vorstellen. Von einer wirklichen Regelmäßigkeit im Verlaufsturnus, so daß man den Eintritt der Phasen gewissermaßen nach dem Kalender berechnen kann, ist gewöhnlich nicht die Rede. Manchmal durchbricht die gegenwärtige Stimmung nur für wenige Tage oder auch Stunden den gewohnten Grundton, — der mutlose Nörgelfritz wird munter, geschäftig und liebenswürdig, und der sonst jederzeit Fidele zieht ein saures Gesicht: er ist „nicht disponiert, nicht auf der Höhe“. Bisweilen dauert es auffallend lange, bis der Umschwung einsetzt, — „sonst ist es viel rascher vorübergegangen“, heißt es dann. Das Verhalten der Kranken gleicht sich in den einzelnen Phasen bis aufs Haar, und in den Irrenanstalten wissen Arzt und Pfleger schon, was sie zu erwarten haben, wenn der Wendepunkt einsetzt.

Auch läßt sich eine deutlich manische und depressive Periode, die im ewigen Kreislauf einander ablösen, keineswegs immer unterscheiden. Meist liegt die Sache so, daß sich mitten in der gewohnten und gewissermaßen normalen Stimmungslage Perioden einer unliebenswürdigen Gereiztheit einstellen, die ebenso unerwartet, wie sie gekommen, wieder verschwinden. Es ist klar,

daß dann Verkennung besonders leicht möglich ist. Denn das Kausalitätsbedürfnis sucht immer zunächst nach einer äußeren Ursache und will den Stimmungsumschwung auf natürliche Weise erklären. Selbstverständlich können sich beiderlei Momente, das innere und das äußere, vergesellschaften; dann summieren sich eben zwei Ursachen, aber der eigentliche Ursprung der schlechten Laune darf damit nicht übersehen werden.

Diese periodischen Verstimmungen kommen bei den verschiedensten psychopathischen Veranlagungen vor, und aus der Art, wie sie sich entäußern, läßt sich manchmal schon die Diagnose auf die zugrunde liegende Störung stellen. Finstere Gereiztheit, explosives Geladensein, verbunden mit gänzlicher Einsichtslosigkeit, erregt den Verdacht auf Epilepsie. Die hysterischen Verstimmungen sind schwächlicher, sprunghafter, schlagen leicht ins Gegenteil um (aus Lachen wird Weinen und umgekehrt), erinnern ein klein wenig an Theatercoups und lassen sich eher beeinflussen. Das Kraftvolle, die Stärke des Affektes ermangelt auch den „Nervösen“: die Kranken hadern mit Gott und der Welt, verlieren allen Halt und alle Würde, jammern über sich selbst als die bedauernswertesten aller Menschen und sind sich dabei ihrer eigenen Unliebenswürdigkeit wohl bewußt, was auch nicht dazu dient, ihre gute Laune zu verbessern.

Diese nörgelnde Mißmutigkeit gehört wohl zu den häufigsten Bildern, unter denen die pathologische Verstimmung auftritt, und gerade in der Jugend. Das Kind, sonst vielleicht ganz lenkbar und zugänglich, wird eines Tages verdrossen und muckisch, gibt kurze, trotzige Antworten oder hüllt sich in eigensinniges Schweigen und läßt seine Unzufriedenheit deutlich durchfühlen. Warum, weiß eigentlich keiner. Aus gelegentlichen Äußerungen erfährt man, daß es sich geärgert hat: ein kleiner Streit mit den Geschwistern ist vorausgegangen, eine Bitte hat ihm nicht gewährt werden können. Zu anderen Zeiten würde das den kleinen Trotzkopf nicht lange gewurmt haben, er hätte den Schmerz bald überwunden. Jetzt aber haftet es und frißt in der Seele weiter. In Anstalten findet sich natürlich explosibler Stoff noch leichter. Der Zögling beginnt zu quengeln, das Essen ist ihm nicht mehr gut genug, die Behandlung zu wenig rücksichtsvoll, man hat ihn zu hart angefaßt. Er stellt die Arbeit ein, — ich tu nichts mehr, macht mit mir, was ihr wollt! Es folgen Mahnungen, es folgen Strafen, die Sache spitzt sich dramatisch zu. Dabei fühlt sich der Junge gar nicht glücklich, — halbdumpf empfindet er sein Unrecht. Vielleicht würde ein kluges Wort, ein bißchen Nachgiebigkeit die Geschichte noch einmal einrenken. Aber das Wort wird nicht oder kann nicht gesprochen werden, und nun gibt es kein Zurück mehr. Er verbohrt sich immer tiefer in seine stille Wut: niemand meint es gut mit ihm, jeder hackt auf ihm herum, aber er ist nicht dazu da, sich mißhandeln zu lassen, er wird es den Leuten schon eintränken!

Bis hierher hat der Verlauf nichts Bemerkenswertes an sich. Mitunter aber bildet er nur das Vorspiel zu dem Hauptakt. Die Verstimmung nimmt immer mehr die Form einer episodischen Geistesstörung, eines akuten Wahnsinns an, namentlich in der, bisweilen als Strafe verhängten, Isolierhaft. Denn hier hat

der sich selbst und seinem Zorn Überlassene die beste Gelegenheit, finstere Gedanken weiter zu spinnen. Und in der Einsamkeit stellen sich Halluzinationen ein, vor allem Gehörstäuschungen. Der Knabe hört Lehrer und Erzieher vor der Tür verhandeln, wie man ihn „um die Ecke bringen will“, Gift soll ihm ins Essen getan werden: deutlich hat er es vernommen! Man schmiedet ein Komplott gegen ihn, er weiß es, alles ist abgekartete Sache; schon längst war sein Argwohn berechtigt, künstlich hat man ihn zum Widerstande aufgehetzt, um ihn bequem in die Gewalt zu bekommen, Angst, Mißtrauen, Wut bemächtigen sich seiner Seele, wühlen immer tiefer und treiben ihn schließlich zu wilden Wutausbrüchen: er demoliert die Zelle, greift die Eintretenden an, tobt und brüllt und verweigert die „vergiftete“ Nahrung. Das ist der berüchtigte Knall, das Wilden-Mann-Spielen, wie es mit unberechtigtem Spott genannt wird und wie wir es schon bei der Epilepsie kennen gelernt haben. Die Psychose kann Wochen und Monate dauern, die Erregung läßt allmählich nach, aber Gehörstäuschungen, mißtrauische Scheu und Beeinträchtigungswahn bleiben. Langsam tritt die Genesung ein, doch lange noch hält der Rekonvaleszent daran fest, daß man ihm „damals“ etwas habe tun wollen, damals sei tatsächlich Gift im Essen gewesen, er habe es ja geschmeckt. Und wenn schließlich auch diese Wahnvorstellung abblaßt, so bleibt er immer noch dabei, daß er künstlich gereizt worden sei und keine Schuld an dem Vorgefallenen trage. Oder er versucht, das Ganze ins Lächerliche zu ziehen: er habe nur Spaß gemacht, sich verrückt gestellt und es auch wirklich erreicht, daß man auf seine Simulation reingefallen sei.

„Stimmungen nicht zu haben, ist nicht in unsere Gewalt gegeben“, sagt Feuchtersleben. Für die Geisteskranken und die Psychopathen trifft dieser Ausspruch jedenfalls zu. Jeder Arzt und jeder halbwegs erfahrene Pfleger in der Irrenanstalt rechnet mit den ihm nur zu wohlbekannten Verstimmungen seiner Kranken. Sobald die ersten Anzeichen kommen, dann weiß er, es geht los, nun wappne dich in Geduld, — Strafen verschlimmern das Übel, mach gute Miene zum bösen Spiel und sieh, wie du dich hindurchwindest; es ist nur ein Übergang, die besseren Tage kehren wieder! Und auch die Leiter von Fürsorgeanstalten, Erziehungsheimen, Arbeitshäusern und Gefängnissen sollten mit diesen Zuständen wohl vertraut sein. Psychopathen fallen ihnen ja so oft in die Hände! Manche Strafe, manche Tracht Prügel würde dann nicht ausgeteilt werden!

5. Die Affektmenschen.

Affekte sind heftige Gefühlsausbrüche. Von den Leidenschaften unterscheiden sie sich durch ihr jähes Aufflammen und

ihr rasches Erlöschen. „Der Affekt“, sagt Kant, „wirkt wie das Wasser, das den Damm durchbricht, die Leidenschaft wie ein Strom, der sich und sein Bett immer tiefer wühlt.“ Affekt ist die vorübergehende, Leidenschaft die dauernde Gemütsbewegung. Mit den Gefühlen haben Affekt und Leidenschaft den Inhalt gemeinsam, das Trennende ist die Form.

Die Affekte können rein körperlichen Ursprungs sein. Bekannt ist die Angst des Herzkranken, die heitere Ausgelassenheit des Alkoholvergifteten, die zornige Reizbarkeit des Müden. Jeder von uns weiß aus sich selber, welche Gewalt der Körper über das Gemüt besitzt.

Für die Wechselwirkung von Körper und Geist haben wir zahllose Beispiele. Der Schmerzgequälte braust leichter auf als der, der sich wohl und behaglich fühlt; Ermüdung, Hunger und Durst lähmen unsern Willen, unsere Aufmerksamkeit, den Fluß der Gedanken. Empfindliche Personen reagieren sogar auf Witterungswechsel mit einem Umschlag ihrer Stimmung; sie sind heiter, wenn die Sonne scheint, und verdrossener Laune bei Nebel und Regenwolken. Wie sehr begünstigt anhaltende Schwüle den Ausbruch von Affekten! Wie lagert an heißen Sommernachmittagen geladene Stimmung über der Schulklasse, — der Lehrer handelt weise, wenn er ihr Rechnung trägt! Besonders stark beeinträchtigt der Alkohol die Selbstbeherrschung; der Genuß weniger Gläser Wein kann, zumal bei schwüler Temperatur und körperlich-geistiger Erschläffung, auch willenskräftige Personen außer Fassung bringen, so daß sie beim leisesten Widerspruch aufbegehren wie von der Tarantel gestochen. Es ist früher schon mehrfach auf die Alkoholintoleranz und die Neigung zu krankhaften Reaktionen im Rausch bei Epileptikern und anderen Psychopathen hingewiesen. Auch jener psychopathische Grenzzustand, den eine nicht ganz fein angebrachte Ironie den Tropenkoller nennt, muß offenbar auf die schlimme Dreiheit: chronische nervöse Ermüdung, Hitze und Alkohol zurückgeführt werden. Nur aus einer Umneblung des Gehirns erklären sich die Ausschreitungen eines wilden und lächerlichen Cäsarenwahnsinns, der seine Befriedigung in ebenso scheußlichen wie zwecklosen Gewalttätigkeiten sucht.

Noch einer anderen Beziehung zwischen körperlichen Vorgängen und affektiver Verstimmung muß hier gedacht werden, nämlich des Einflusses der Menstruation auf das psychische Befinden. Es ist bekannt, daß Frauen und Mädchen zur Zeit ihrer Regel vielfach ein verändertes Benehmen zur Schau tragen, reizbarer und weniger widerstandsfähig sind, und die Volksmeinung übertreibt sogar diese Erfahrungstatsache, indem sie das Weib in jenen Tagen als nur halb zurechnungsfähig hinstellt und Unliebenswürdigkeiten, ja selbst kriminelle Handlungen mit ihrem „Zustand“ entschuldigt. Das geht nun entschieden zu weit, denn kennt man die Frauen, die sich während der Zeit der Menstruation auffallend zu ihrem Nachteil verändern, näher, so wird man gewöhnlich finden, daß sie auch in der Zwischenzeit Spuren einer psychopathischen Anlage verraten. Namentlich bei unreifen, haltlos-phantastischen jungen Geschöpfen kann es wohl einmal zum völligen Verlust des sittlichen Gleichgewichts und zu schweren Verfehlungen kommen.

Groß[1]), der bekannte Kriminalist, schreibt: „Ich kenne mehrere Fälle, in welchen von halbwüchsigen Mädchen Verbrechen begangen wurden, die man ihnen anfangs um keinen Preis zutrauen wollte; darunter eine Brandlegung, eine Majestätsbeleidigung in zahlreichen anonymen Briefen und eine Verleumdung, begangen durch Behauptung einer vollkommen erdichteten Verführung. In diesen Fällen gelang die Feststellung, daß die Mädchen die Tat zur Zeit der ersten Menstruationen begangen hatten, daß sie sonst ruhig und gesittet schienen, und daß sie bei den nächsten Menses aber zum mindesten auffallende Unruhe und Aufregung zeigten."

Die menstruelle Verstimmung bewegt sich, wie die Verstimmungen überhaupt, zwischen weinerlich reizbarer oder ängstlicher Depression und unruhiger, leidenschaftlicher Exaltiertheit, die sich in Affektstürmen Bahn bricht; die Phantasie wuchert ins Übergroße, Vernunft und Einsicht verlieren ihren Einfluß auf den Willen, und das Handeln wird unberechenbar. Pilcz[2]) fand unter 211 Fällen von Selbstmord weiblicher Individuen 36 Prozent, die zur Zeit der Menses Hand an sich gelegt hatten, und Heller[3]) gibt ebenfalls 35,9 Prozent (unter 70 Fällen) an. Immerhin wird man den Anteil der Menstruation an den Gemütsverstimmungen nicht zu hoch ansetzen dürfen, denn es stellt sich häufig heraus, daß die krankhaft reagierenden Mädchen und Frauen schon Jahre vor ihrer ersten Regel an periodischen Verstimmungen gelitten haben.

Erregungen psychischen Ursprungs setzen oft schon bei ganz geringfügigen Anlässen ein. Eine unschuldige Neckerei löst maßlose Wut, eine mißglückte Schularbeit Angst und Verzweiflung aus. Und dabei stehen dieselben Kinder, die sich so haltlos gebärden, Ereignissen, die wirklich tragisch genommen werden müßten, mit Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit gegenüber. Sie geraten außer Rand und Band beim leisesten Vorwurf, setzen sich aber über Beleidigungen, die ihre Ehre in den Staub ziehen, lächelnd hinweg. Wieder das psychopathische Moment: Mißverhältnis von Reiz und Reaktion!

Gewöhnlich sind die Affektmenschen übersensibel und lebhaft. Manche leiden, nachdem die Erregung verraucht ist, unter Gewissensbissen, auch wenn sie es (bei Kindern etwas recht Häufiges) nicht Wort haben wollen und trotzig tun. In anderen klingt die Erregung lange nach, und Kränkungen werden Monate und Jahre nicht vergessen. Das sind die heißen Naturen, die Alles- oder Nichts-Menschen, des Hasses, aber auch der Liebe und der Aufopferung gleich fähig. Sie leisten Größeres als die Kompromißnaturen, aber leicht sind sie nicht zu nehmen, nicht einmal in der Freundschaft; sie geben viel, doch verlangen auch viel. Wenn nicht Kampfeswille, so doch sicher Kampfesfreudigkeit lebt in ihrer Brust, sie streiten weniger um des Zieles willen, als aus — uneingestandener — Lust am Streite selber. Auf der Bühne klatscht man ihnen Beifall, doch im Leben geht man gern im Bogen um sie herum. Nie kommen sie aus Konflikten heraus, wofür sie stets anderen die Schuld geben.

---

[1]) Kriminalpsychologie. Graz. Leuschner und Lubensky. 1898.

[2]) Die Verstimmungszustände. Wiesbaden. Bergmann. 1909.

[3]) Münch. med. Wochenschr. 1900. Nr. 48.

Wo fängt der Affekt an, pathologisch zu werden? Wenn er eine gewisse Höhe überschreitet? Nicht ohne weiteres: denn auch unter natürlichen Verhältnissen kann die Erregung bis ins Maßlose anschwellen, in Freude, Angst und Schmerz. Aber krankhaft muß der Affekt dann genannt werden, wenn er sich mit ungewöhnlichen körperlichen Erscheinungen verknüpft, wie wir sie vor allem in der psychogenen oder hysterischen Reaktion kennen gelernt haben. Unnatürlich sind auch jene, in den ersten drei bis vier Lebensjahren vorkommenden Zustände, wo die Kinder mitten in ihrem ängstlichen oder wütenden Gebrüll „wegbleiben“: der Atem stockt, das Gesicht wird blaurot und manchmal sinken die Kleinen sogar unter den Zeichen drohender Erstickung bewußtlos zu Boden. Das Volk nennt diese Anfälle, die trotz ihres gefährlichen Aussehens immer ohne Schaden vorübergehn, Wutkrämpfe, jedoch mit Unrecht, denn sie können bei jedem Affekt auftreten, so z. B. wenn das Kind vor einem ärztlichen Eingriff in bebender Angst zurückschreckt. Ibrahim[1]) hat sie als respiratorische Affektkrämpfe beschrieben. Sie stehen weder mit der Epilepsie noch mit der Tetanie und dem ihnen sonst nicht unähnlich sehenden Stimmritzenkrampf in Zusammenhang, weisen aber doch auf ein krankhaft reizbares Nervensystem hin.

Krankhaft ist der Affekt ferner dann, wenn Ursache und Wirkung in gar zu schreiendem Mißverhältnis zueinander stehen. Geht ein Schüler geradewegs ins Wasser, weil er vom Lehrer einen Rüffel empfangen hat, so kann man sicher auf eine pathologische Affektveranlagung bei ihm schließen: ein solcher Junge ist von Hause aus nicht normal geartet. Zwar lehrte die Psychiatrie früher, daß auch sonst gesunde Menschen in einen „pathologischen Affekt“ geraten könnten, und konstruierte sogar für diese Fälle eine eigene Krankheit, die transitorische Manie oder die Iracundia morbosa (krankhafte Zorntrunkenheit). Heute denken wir anders. Schwere, unnatürlich anmutende Affekterregungen sind immer Ausfluß eines vorübergehend, z. B. durch Alkohol, Ermüdung, Hitze, Menstruation usw., oder dauernd kranken Seelenlebens, und dort, wo derartige unbeherrschte Gefühlsausbrüche häufiger zutage treten, da liegt jedesmal eine anomale Geistesverfassung, Schwachsinn, Epilepsie, Hysterie, Psychopathie oder eine andere Störung zugrunde.

Angst und Zorn sind die beiden elementarsten Affekte, sie beherrschen das Seelenleben des psychopathischen Kindes und Er-

[1]) Ztschr. f. d. ges. Neurol. und Psychiatr. Originalien. Bd. 5. 1911. Neuerdings von Stier (Jena, 1918) in einer Monographie behandelt.

wachsenen oft bis ins hohe Alter hinein. Wir wollen sie näher betrachten.

Der Angstaffekt.

Angst ist keine krankhafte Erscheinung, aber auch nicht, wie man wohl behaupten hört, nur ein Kunstprodukt verkehrter Erziehung. Vielmehr gehört sie zu den frühesten und natürlichsten menschlichen Gemütsbewegungen. Behandelt das Kind nach allen Regeln der Pädagogik, haltet es fern von grauenerregenden Eindrücken jeglicher Art, füttert seine Phantasie nicht mit Gruselgeschichten und Ammenmärchen, — gewisse Dinge und Erlebnisse setzen es doch in Angst. Dahin gehört das Neue und Unbekannte. Ängstlich wendet sich das besterzogene kleine Kind ab vor fremden Personen, bringt selbst dem neuen Spielgefährten zunächst mißtrauische Befangenheit entgegen und verrät, allein gelassen in ungewohnter Umgebung, alle Zeichen der Furcht. Bei psychopathischen Kindern bleibt diese Ängstlichkeit noch weit über das zulässige Alter hinaus erhalten.

Rein körperlich vermittelte Angst, wie sie etwa bei Herzkranken vorkommt, gibt sich anders als die auf psychischem Wege entstandene. Es fehlt ihr an Inhalt. Die Kranken klagen, es liege ihnen wie ein Stein auf der Brust, sie könnten die Luft nicht durchholen, sie fühlen sich beklommen und in peinvollster Verfassung, — aber so quälend, ja unerträglich der ganze Zustand sein kann, er verknüpft sich nie mit eigentlichen Furchtvorstellungen: Herzkranke ängstigen, aber fürchten sich nicht.

Anders die Angstanfälle der Psychopathen. Sie verdichten sich, auch wenn sie anfangs vielleicht ebenfalls gegenstandslos waren, sehr bald zu mehr oder minder bestimmten Ahnungen und Befürchtungen: ein Unglück droht, ich fühle es nahen, etwas Unerklärliches, Grauenhaftes. Alles Vergangene und Zukünftige wird in düsterer Perspektive gesehen, und selbst die harmlosesten Vorgänge nehmen bei längerem Grübeln den Charakter des Gigantischen und Gefährlichen an. Das Kind philosophiert in seiner Angst: ich werde mit meinen Arbeiten nicht fertig, kann überhaupt nicht leisten, was ich leisten soll, werde nicht versetzt, das Einjährige nicht erreichen, meine armen Eltern, mein verpfuschtes Leben, warum hat man mich aufs Gymnasium gebracht, es wäre besser, ich wäre tot! Ausgangspunkt der Jeremiaden bildet vielleicht ein deutscher Aufsatz, den der Knabe über Wochen erst abliefern soll, dessen Pointe er aber nicht sofort, als er ihn aufbekam, erfaßt hat. Mit Schrecken wird dem nächsten Extemporale entgegengesehen und mehr noch der Rückgabe der Hefte, die Furcht

wächst, je näher der ominöse Termin, der Tag der Entscheidung, rückt, und wegen eines unerwarteten Mehr von zwei oder drei Fehlern gerät das Kind ganz außer sich, fängt an zu heulen und sieht den Weltuntergang vor sich. Vergebene Müh, ihm zuzusprechen! Hat es aber den Affekt hinter sich, dann geht alles glatt und gut — bis zum nächsten Mal!

Es sind meist übergewissenhafte Kinder, die dem Druck der Verantwortung nicht gewachsen sind und unter solchen dem Unbeteiligten fast lächerlich erscheinenden Angstzuständen zu leiden haben. Mit der Angst des Melancholikers hat dieser Zustand nichts zu tun, denn er kommt und geht wieder und wird auch durch äußere Anlässe wesentlich mitbestimmt. Der Melancholiker dagegen bleibt ununterbrochen, d. h. solange sein Leiden währt, unter dem Bann seiner trüben Stimmung, gleichgültig, ob er Freudiges oder Trauriges erlebt. Der Psychopath vermag zuzeiten recht fidel zu sein: gute und böse Tage lösen sich ab. Auch ist der Melancholiker viel fester von der Wirklichkeit seiner Befürchtungen überzeugt, während beim Psychopathen selbst im höchsten Affekt im Unterbewußtsein noch der Gedanke lebt, so schlimm, wie du es machst, wird es wohl nicht werden, und er wenigstens in etwas über seinen Angstprodukten steht. Andererseits darf man diese Erscheinungen nicht mit dem üblichen Schlagwort „nervös" erledigen, denn bei der einfachen, erworbenen Nervosität kommen sie nicht oder höchstens einmal vorübergehend vor. Ausgesprochene Angstzustände und mehr noch Zwangsangst, wie wir sie später in dem Abschnitt über die Zwangskranken kennen lernen werden, ruhen immer auf einem konstitutionell minderwertigen Boden, sind immer Entartungserscheinung.

Manchmal verrät sich die übergroße Ängstlichkeit schon im zarten Alter an der unnatürlichen Schreckhaftigkeit der Kinder. Vor allem kann die Isolierung, namentlich in einer dunklen Kammer, wahre Paroxysmen von Angst auslösen, wenn die erhitzte Phantasie Schreckgestalten vorgaukelt. Später versetzen namentlich ungewohnte Situationen und die Erwartung solcher das Kind in Unruhe. Soll z. B. der Schüler vor der Klasse ein Gedicht hersagen oder eine Aufgabe rechnen, so ergreift ihn das wildeste Lampenfieber, — er stottert, stockt und bringt kein Wort heraus! Schon der erste Schultag, welche Angst und welches Gezeter ruft er wach, statt daß der kleine Kerl nach Art gesunder Kinder dem großen Ereignis in Freude und Ungeduld entgegenlebt! Selbst vor einem Vergnügen fürchten sich die ängstlichen Seelen, wenn ihr Gedankenkreis dadurch in andere, neue Bahnen gelenkt wird, vor einer Gesellschaft, einer Reise: der Erwartungs-

affekt hält sie in fieberhafter Spannung. Und vor Entscheidungen, die ein bißchen Initiative verlangen, verlieren sie völlig den Kopf. Ist dann aber der erste Anlauf glücklich überstanden, so geht es gewöhnlich ganz gut, und die anfängliche Angstspannung macht der heitersten Ausgelassenheit Platz: das schwere Hindernis ist beseitigt, sie atmen auf!

Macht sich die Ängstlichkeit erst um die Pubertätszeit herum recht bemerkbar, so muß zur Erklärung die Onanie wieder herhalten. Indessen ist der Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen wohl eher so aufzufassen, daß die Masturbation den an sich schon nervös Disponierten noch nervöser macht und damit die Auslösung von Angsterregungen erleichtert. Dennoch bestehen, wie zwischen Hysterie und den Geschlechtsvorgängen, auch tiefere Beziehungen zwischen den Angstzuständen und dem Sexualleben, und es ist vor allem Freuds Verdienst (unbeschadet aller dabei ihm untergelaufenen Übertreibungen), auf sie hingewiesen zu haben; in dem Kapitel über die Zwangserscheinungen werden wir noch mit einigen Worten darauf zurückkommen. Es ist nicht Zufall, daß Angstnervöse ihre Herzensqual durch Selbstbefriedigung zu übertäuben versuchen und daß sich in Augenblicken höchster Angstspannung Erektionen oder gar Pollutionen einstellen können.

Angst verbirgt sich bei Kindern häufig hinter anderen Affekten. Als ob sie sich schämten, ihre Not zu zeigen, versuchen die Kleinen, sich durch eine Art gewaltsamer Heiterkeit über die peinliche Gemütsverfassung hinwegzuhelfen. Sie machen es wie der Erwachsene, der etwa bei einer Wanderung durch den nächtig dunklen Wald seine Bangigkeit durch ein möglichst herzhaft gepfiffenes Liedchen zu verscheuchen strebt. Natürlich trägt das Kind seine Maske nicht immer geschickt, es mischt sich ein Ausdruck von Gereiztheit in seine Munterkeit hinein, und wenn jüngere Knaben oder Mädchen gegen Abend ohne rechten Grund unartig werden, so forsche man einmal nach, ob nicht Furcht der Urheber dieser schlechten Laune ist — Furcht vor dem Alleinzubettgehen, vor der Dunkelheit, vor Mördern und Gespenstern. Auch hinter Ausschweifungen verbirgt sich die Angst, vor allem hinter Alkoholexzessen: der unruhig Beklommene greift zum Glas, das ihm über seine schlimmen Tage oder Stunden hinweghelfen soll. Auch auf diese Weise kann es zur periodischen Trunksucht oder Dipsomanie kommen.

Bisweilen nimmt das Bild der ängstlichen Erregung geradezu den Charakter einer akuten Geisteskrankheit an, einer Art Angstpsychose, mit Halluzinationen des Gesichts und des Gehörs und mehr oder weniger starker Umschleierung des Bewußtseins, von stunden-, tage- oder wochenlanger Dauer. Als Dämmerzustand namentlich bei der Epilepsie häufig, kommt die Störung auch gelegentlich bei anderen Psychopathen (Hysterischen usw.) vor, und es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Einsperrung eines ängstlich veranlagten Kindes in eine dunkle, verschlossene Kammer

oder in den Keller die schwersten Stürme halluzinatorischer Verwirrung hervorrufen kann. Ängstliche Delirien stellen sich aber in seltenen Fällen auch ohne ersichtliche Ursache in periodischer Wiederkehr ein.

Sieht man von diesen Erscheinungen, die meist nur bei Epileptikern vorkommen, ab, so darf die Selbstmordgefahr nicht überschätzt werden. Wie viele nervöse Angsthasen laufen herum in der Welt und tun sich doch nichts an, — ihre eigene Bänglichkeit schützt sie! Und selbst da, wo wirklich energische, tapfere Personen von Angstanfällen heimgesucht werden, da kommt es glücklicherweise doch nicht oft zum Äußersten, denn die Kranken wissen schon: es geht vorüber, nach dem Sturme Sonnenschein! Und diese Hoffnung, die nicht trügt, hält die Kräfte frisch. Freilich ist niemandem zu trauen, auch den Kindern nicht. Es mutet manchmal fast lächerlich an, zu sehen, wie ein unbedeutender Vorfall, ein Tadel, eine Strafarbeit, ein versagter Wunsch die trübe oder gereizte Stimmung zu einem Affekt aufpeitscht, der das Kind geradewegs ins Wasser treibt. Man darf sich dabei auch nicht durch eine anfangs vorhandene scheinbare oder wirkliche Gelassenheit täuschen lassen. In der Tat empfindet das Kind den Fall zunächst gar nicht allzu tragisch, spielt ganz lustig mit seinen Kameraden, ißt wie gewöhnlich zu Mittag, und nachmittags oder abends wird es tot nach Hause gebracht: der Affekt hat im Unterbewußtsein weitergewühlt und ist unversehens mit elementarer Gewalt hervorgebrochen zu einer Zeit, wo die Sache längst begraben und vergessen schien.

Überhaupt hängen die Folgen, die der Angstaffekt nach sich zieht, nicht nur ab von seiner Heftigkeit, sondern auch von dem gewohnten Temperament des Kindes, den eingeimpften sittlichen Vorstellungen, den Einflüssen der Umgebung und endlich von den Komplikationen mit anderen Gemütserschütterungen, wie Zorn, Haß, gekränktem Ehrgeiz, Rachegefühl. Die Gemeinschaft von Wut und Angst trägt die Schuld an den furchtbarsten Taten, die die forensische Psychiatrie kennt, und hier wieder stehen die Gewaltakte der Epileptiker, der Melancholischen und der chronischen Alkoholisten obenan. Auch zwischen der Brandstiftung und der Angst finden wir einen unverkennbaren Zusammenhang. Jugendliche Brandstifter sind öfters Imbezille oder Psychopathen, die, in fremder Umgebung bei schwerem Dienst an Heimweh leidend, unter dem Druck ihrer trüben Verstimmung, sonst aber bei klarer Besonnenheit Feuer anlegen, weil sie hoffen, auf diese Weise ihre Stellung los zu werden. Nach Hause, nur nach Hause, das ist ihr einziger Gedanke, und zum Zweck wird ihnen schließlich jedes Mittel recht! Zuweilen ist aber gar keine Ursache zu erkennen: das Verbrechen

dient lediglich zur Entlastung der seelischen Gequältheit, und es beruht sozusagen nur auf Zufall, ob der Befreiungsdrang sich in Selbstmord, Gewalttaten gegen andere, Sachbeschädigung, in planlosem Davonrennen oder in bloßem Schimpfen und Skandalieren Luft macht.

Ich füge an dieser Stelle ein paar Sätze über die Nachtangst, den Pavor nocturnus, das Alpdrücken, hinzu. Die Erscheinung ist besonders zwischen dem dritten und achten Lebensjahr keine Seltenheit und vielleicht manchem Leser aus eigener früherer Erfahrung bekannt. Unter der Wirkung eines schreckhaften Traumes fährt der kleine Schläfer im Bette empor, schweißbedeckt, an allen Gliedern zitternd, die starren Augen aufgerissen, schreit verzweifelt um Hilfe, springt auch wohl aus dem Bett, umklammert die herbeigeeilte Mutter, sie anfangs kaum erkennend, und läßt sich nur mit Mühe beruhigen. Hat er die Angst überwunden, so schläft er wieder ein und schlummert ruhig bis zum nächsten Morgen. Selten daß sich der Anfall in derselben Nacht erneuert! Am nächsten Tage ist die Erinnerung an das Begebnis erloschen oder nur noch undeutlich erhalten. Die Szene wiederholt sich in unregelmäßigen Zwischenräumen, etwa alle paar Wochen einmal. Gewöhnlich tritt die Erscheinung in den ersten Stunden des Schlafes, noch vor Mitternacht, auf. Sie wird gelegentlich auch während des Schlafens bei Tage, auf dem Sofa usw., beobachtet.

„Träume kommen aus dem Bauch," sagt Franz Moor. Jedenfalls stehen sie in naher Beziehung zu körperlichen Funktionen und wandeln innere und äußere Reize phantastisch allegorisierend um. Wer z. B. an Ohrensausen leidet, träumt von Stürmen, von klingender Musik und Glockengeläut, Gliederschmerzen werden zu Verwundungen, zu Raubtier- und Schlangenbissen, Taubheit der Gliedmaßen erweckt die Vorstellung, die Teile seien vom Körper losgelöst, Druck auf Arm oder Bein gibt Anlaß zum Traum des Gefesseltseins, das Herabgleiten des Fußes von der Bettstelle täuscht einen Absturz aus gefährlicher Höhe vor usw. Wahrscheinlich nun hängen Angstträume zusammen mit Atmungsbehinderungen. Kinder mit Nasenwucherungen, Stockschnupfen, vergrößerten Mandeln sind ihnen jedenfalls leichter ausgesetzt als gesunde, und allzu reichliche Abendmahlzeiten sollen den gleichen Erfolg haben, obwohl dies doch etwas zweifelhaft erscheint. Bekannt dagegen ist das eigentliche Alpdrücken, jener Zustand, wo die Last des auf Bauch oder Brust liegenden Armes oder das Schlafen auf dem Bauch Angstträume mit dem entsetzlichen Gefühl des Gelähmtseins und der völligen Hilflosigkeit hervorruft. Im Mittelalter herrschte der Glaube, ein Alp (Alb), eine Spukgestalt, setze sich den Schläfern auf die Brust und quäle sie. Das war der Inkubus, jenes dämonische, bald mehr koboldartige, bald teuflische Wesen, von dem die Akten der Hexenprozesse so manches zu erzählen wissen.

Über die Frage, ob das nächtliche Aufschrecken Ausdruck einer psychopathischen Konstitution ist, sind die Ansichten geteilt; da Leute mit einem völlig gesunden Nervensystem als Kinder daran gelitten haben, dürfte sie eher zu verneinen sein.

Allerdings sind nicht alle hierher gezählten Zustände gleich. Art, Stärke und Häufigkeit lassen breite Unterschiede erkennen. Wiederholt sich die Erscheinung oft oder nimmt sie besonders beängstigenden Charakter an, etwa in der Weise, daß das Kind auffallend lange in seiner Umdämmerung bleibt und nur mit Mühe in die wirkliche Welt zurückgeholt werden kann, so wird man an ein ernsteres Leiden denken müssen. Die Vermutung, daß es sich um eine epileptische Absenz handelt, ist wenigstens nicht von der Hand zu weisen. Wir wissen, daß die Absenzen bisweilen die jahrelangen Vorläufer typischer Krampfanfälle sind. Gleichzeitiges Bettnässen vermehrt den Verdacht. Im übrigen bildet die Nachtangst bei kindlichen Epileptikern keine besonders häufige Erscheinung.

Der Zornaffekt.

Mit dem Ausdruck Zorn werden psychologisch sehr verschiedenartige Zustände bezeichnet. Den nachtragenden, kleinlichen Zorn sehen wir bei den Nervösen, den raschen Übergang von heiterer Laune zur lodernden, schnell verrauchenden Aufwallung bei den Hysterischen und vielen anderen Psychopathen, die feindselige, mißtrauische Erregbarkeit, oft mit einem Stich ins Ängstliche, bei den Epileptikern und den mit kräftigem Selbstbewußtsein und lautem Auftrumpfen verbundenen Zorn bei den manisch Exaltierten. Es gibt aber auch einen Zorn, den Kinder simulieren, in der Hoffnung, dadurch die Erfüllung von Wünschen zu ertrotzen, wobei denn nicht übersehen werden darf, daß erheuchelter Zorn auch in wirklichen übergehen kann. Man kann sich fast in alle Affekte künstlich hineinarbeiten.

Was Anlaß und Entstehung der Zornesausbrüche betrifft, so ist darauf zu verweisen, was über die reizbare Verstimmung der Psychopathen, die kritischen Tage und die Periodizität, die Auslösung durch Alkohol, Ermüdung, Schmerzen, Hitze usw. gesagt wurde. Die Erregung kann sehr heftig werden. Das Kind zerstört rücksichtslos sein und fremdes Eigentum, zerreißt die Kleider, zertrümmert Spielzeug und Fensterscheiben, schlägt, kratzt, wälzt sich auf dem Boden und greift ganz unbeteiligte Personen an oder stürzt gar halb besinnungslos davon und macht seinem Leben ein Ende. Der Affekt klettert an sich selbst in die Höhe wie die Flamme, die frische Nahrung aus dem eigenen Wachstum zieht. Diese schlimmsten Fälle sind übrigens immer epilepsieverdächtig, namentlich wenn sie sich mit Schwindelgefühl, Kongestion, dumpfer Angst und nachträglicher Erinnerungslosigkeit kombinieren.

In Anstalten, wo pathologisch reizbare Naturen in größerer Zahl zusammen sind, überträgt sich der Affekt auch auf die an-

fänglich friedlichen Elemente, reißt sie mit fort, und das Ende ist eine jener Revolten, wie sie zu den gefährlichsten, aber zum Glück seltenen Ereignissen in Epileptikeranstalten, Gefängnissen, Zwangserziehungsinstituten usw. gehören. Gewöhnlich sind bei diesen Anlässen einige feige Hetzer im Spiel, die mit Stichelreden den Brand schüren, aber wenn es zum Klappen kommt, wohlweislich im Hintergrund verborgen bleiben.

6. Die Triebhaften.

Bei den Triebhandlungen ist nur ein Motiv im Spiele, bei den Willens- oder Willkürhandlungen deren mehrere. Willkür setzt Wählen, Küren, voraus, mithin Überlegung und Entschluß; zwischen Antrieb und Ausführungen schieben sich Hemmungsvorstellungen ein, wie etwa: das darfst du nicht tun, das kannst du nicht, das ist verboten. Diese Hemmungen wirksam zu machen, bildet das Ziel jeder Erziehung. Beim Kind, bei den Naturvölkern, bei vielen Geisteskranken und Psychopathen fließen Begehren und Ausführen in eins zusammen: erlaubt ist, was gefällt. Der naive Mensch, den kein höheres Geistesleben bindet, folgt seinen niederen Impulsen, er „lebt sich aus".

Unter Trieb versteht man ein lebhaftes sinnliches Gefühl, das nach Entladung drängt. So sehen wir es beim Nahrungstrieb: der hungernde Säugling fühlt ein Unbehagen, dessen er ledig sein möchte, und erhebt ein Geschrei. Auf welche Weise er den Hunger stillen kann, das weiß er nicht. Erst auf etwas höherer Entwicklungsstufe wird die Vorstellung der Milchflasche und der mit ihr zu erzielenden Sättigung in ihm lebendig, der Trieb hat sich zum Begehren hinaufentwickelt. Gleichzeitig aber büßt das Treibende von seiner Gewalt ein: je dumpfer, unklarer, undeutlicher die begleitende Vorstellung, desto elementarer das Gefühl mitsamt dem Trieb, der es in Aktion umsetzt. Alle unsere Gefühle, welcher Art sie auch seien, unsere Leidenschaften und Affekte flauen ab, sobald sie der Verstand erfaßt und zergliedert; auf diese Weise ergibt sich ein Mittel, sich von schmerzlichen und widrigen Gemütszuständen zu befreien.

Was uns hier interessiert, sind nicht die einfachsten Triebbewegungen, wie etwa die Tics, die von Reflexmechanismen kaum zu unterscheiden sind, sondern die Triebhandlungen. Sie entspringen den verschiedensten Quellen: stürmischen Affekten, plötzlichen Eingebungen, Zwangsgefühlen, auch Halluzinationen. Das Bewußtsein ist bald klar erhalten, bald getrübt. Nehmen wir einen der häufigsten Triebe im Kindesalter als Beispiel: den Trieb zum Davonlaufen, zum Vagabundieren, den

Wandertrieb. Wir haben ihn schon ein paarmal kennen gelernt, bei den Schwachsinnigen, den Epileptischen, den Hysterischen. Er kommt aber auch bei anderen Psychopathen vor und ist selbst bei gesunden Kindern keineswegs etwas Unerhörtes. Gemeint ist hier allerdings nicht das überlegte, vorbedachte Auskneifen, Schulschwänzen und Sichumhertreiben, das bei normal und nicht normal Gearteten zu den häufigsten Erscheinungen gehört, sondern jenes impulsive Davonrennen, bei dem nur ein einziges Motiv den Ausschlag gibt: fort von hier, möge kommen, was da wolle!

Häufig fällt die Flucht in die Periode einer psychopathischen Verstimmung und knüpft an irgendein Ereignis an, etwa einen Verdruß, den das Kind erlebt hat. Blindlings rennt es aus dem Hause, ohne sich die Folgen klarzumachen. Stellt sich dann die Vernunft wieder ein bei ihm, so hat es den Mut nicht mehr, zurückzukehren, redet sich künstlich weiter in seinen Eigensinn hinein und wird manchmal erst nach Tagen erschöpft und halbverhungert von der Polizei aufgegriffen, froh, wieder unter ein Obdach zu gelangen. Noch durchsichtiger sind die Ursachen, wo starke Affekte wie Angst, Zorn, Heimweh den Anstoß geben. So z. B. beim Militär: der Drill der Vorgesetzten und die Hänseleien der Kameraden treiben den jungen Rekruten zum Äußersten, zur Fahnenflucht. Die Tat ist oft schon lange vorher im Unterbewußtsein vorbereitet, auch wohl mit Bewußtsein überdacht und erwogen, aber stets verworfen worden, bis der Affekt bei einer an sich vielleicht unbedeutenden Gelegenheit plötzlich solche Gewalt bekommt, daß die Handlung ohne weitere Besinnung erfolgt.

Oder es ist ein faszinierender, überraschender Eindruck, der das Kind mit einem Schlage gefangen nimmt. Es rennt dem Zirkuswagen, der Seiltänzergesellschaft, dem Trupp glänzender Soldaten nach, — wer auch dabei sein könnte, so prächtig gekleidet und so stolz! Die Sehnsucht schlägt jedes Bedenken im ersten Anlauf nieder. Und gehören nicht die kleinen Ausreißer, die Indianer und Buffalo Bill werden wollen und keck auf das erhabene Ziel lossteuern, auch hierher? Nur eine einzige große, „überwertige" Idee füllt ihre Seele aus, — vergessen ist das Heut und Gestern!

Bisweilen jedoch fehlt ein bestimmtes, klar zu durchschauendes Motiv. Nur im Innern, da drückt und treibt ein Etwas und sucht die Fesseln zu sprengen. Auch der gesunde Mensch kennt diese Unrast des Herzens, in Leid und in Freude. Bald quält ihn eine rätselhafte Friedlosigkeit, ein Empfinden für das Ungenügen der augenblicklichen Lage und fordert Entlastung um jeden Preis. Und wo Zigeunerblut in den Adern pulsiert, da gibt es kein Halten. Der Reiz des ungebundenen Lebens, die Freude an Wechsel und Veränderung! Welch herrlicher Gedanke für den kleinen Schelm, des Nachts im Freien zu kampieren — „die Linde im Winde, sie wiegt mich ein gemach" —, Abenteuer, echte, nicht erdachte, zu suchen und sein Leben, fern der dumpfen Schulstube, auf eigene Faust zu führen! Vagantenpoesie, tausendfach besungen! Und biete

dem Landstreicher, der müde seinen Weg dahintrottet über die Landstraße mit zerrissenem Rock, schlecht geflickten Stiefeln die schönste Arbeitsstelle an mit gutem Lohn — eine kleine Weile läßt er sich's gefallen, und dann treibt es ihn doch hinaus in die entbehrungsreiche Freiheit.

Diese triebhafte Unstetheit des Charakters und das Unvermögen, in geordneten Verhältnissen auszuhalten, ist nun gerade bei Psychopathen und Debilen ein sehr bemerkenswerter Zug. Und da sich unter den Fürsorgezöglingen ein großer Teil Minderwertiger befindet, so gehört das Auskneifen, woran sich natürlich auch Gesunde beteiligen, in den Erziehungsanstalten zu den beliebtesten Abwechslungen. Das Publikum braucht sich nicht zu beunruhigen, schlechte Behandlung trägt an solchen Vorkommnissen nur in den seltensten Fällen die Schuld. Das geben die Ausreißer meist selbst ganz ehrlich zu. Aber eines können sie nicht ertragen: das Verharren in Gebundenheit! Selbständig sein, tun, was beliebt, ein leichtes Leben führen — die Freiheit lockt mit unwiderstehlichem Reize! Nur einen einzigen Tag ledig sich fühlen des Zwangs und Reglements! Aus dieser Sorte gehen die Zukunftsvagabunden, und was die Mädchen anbetrifft, die Dirnen hervor.

Dr. Helenefriderike Stelzner[1]) betont auf Grund ihrer jahrelangen Erfahrungen an einem Magdalenenstift, „daß weder die Furcht vor strengen Strafen, noch die Schwere des Anstaltslebens diejenigen Faktoren sind, welche die Mädchen herausdrängen". „Ob die Erziehungsversuche milde oder streng sind, das hat damit gar nichts zu tun; sie wollen von jeder Art Bevormundung frei sein; sie sind zu Hause den Eltern entwichen; sie entweichen der Zwangserziehung und laufen heimlich und plötzlich aus den Dienststellen, in die man sie gibt." Die Verfasserin erwähnt, wie manche Mädchen „sinnlos selbst mit Lebensgefahr herausdrängen, sich mehrere Stockwerke hoch herunterstürzen und es darauf ankommen lassen, von dem Wachhunde angefallen zu werden", berichtet auch über eine von den Mädchen angezettelte Meuterei.

Die einfachen Impulse gehen unvermittelt in die Zwangsimpulse über. Der Handelnde fühlt hier wohl, daß er eine Torheit anstellt, kann aber dem Drang nicht widerstehen. Gelegentlich kann man Analoges auch beim gesunden Menschen beobachten: mancher macht zum Erstaunen der Umgebung urplötzlich irgendeine „Verrücktheit", halb mit, halb gegen seinen Willen, aus einem ihm selbst nicht recht verständlichen Zwange heraus, — zertrümmert etwa mit einem Ruck die vor ihm stehende Kaffeetasse, wirft eine fast vollendete literarische Arbeit ins Feuer, schleudert dem nicht freundschaftlich gesinnten Gegenüber plötzlich eine ungewollt grobe Bemerkung ins Gesicht usw. Gleich darauf folgt die Reue. Reine Triebhandlungen sind das schon nicht mehr, denn Triebhandlungen stehen mit der Augenblicksstimmung in natürlichem Einklang und erscheinen deshalb dem Täter auch nicht

[1]) Die psychopathischen Konstitutionen. Berlin. S. Karger. 1911.

fremd. Der Zwangskranke kämpft mit seinen Impulsen einen, sei es oft auch nur kurzen Kampf, der Triebmensch aber folgt ohne Skrupel und Überlegung seinem Herzensdrange. Freilich besitzt diese Unterscheidung von Trieb- und Zwangshandlung mehr theoretischen als praktischen Wert, denn in Wirklichkeit fließen sie gewöhnlich ineinander.

Vor Jahren und Jahrzehnten spielte in der Psychiatrie die Monomanienlehre eine Rolle. Monomanien nannte man Geistesstörungen, die sich eng auf ein Gebiet, sei es in der Sphäre der Intelligenz oder in der des Willens, begrenzt halten sollen, — isolierte Verstandes- und Willenserkrankungen. Da sprach man von Leuten, die lediglich von einer „fixen Idee“ besessen, sonst aber ganz gesund seien, und von anderen wieder, die durch unbezwingbare Triebregungen zu verbrecherischen oder törichten Handlungen angestachelt würden. Die Ärzte, soweit sie auf dem Boden dieser Lehre standen (und das waren nicht alle), unterschieden eine ganze Reihe solcher krankhaften Zustände und gaben ihnen zum Teil schöne griechische Namen: Kleptomanie oder Stehltrieb, Pyromanie oder Brandstiftungstrieb, Aidaiomanie oder Notzuchtstrieb, sie sprachen von Mord- und Selbstmordtrieb, von dem Trieb, unanständige Worte laut auszusprechen usw. Heute hat diese Monomanienlehre unter den Irrenärzten nur noch historisches Interesse, während sie sich bei dem Laienpublikum mit einer auffallenden Zähigkeit erhält.

Nun kommen tatsächlich krankhafte oder ans Krankhafte grenzende Triebe mit verbrecherischen Tendenzen vor. Der Diebstahl z. B. läßt sich nicht immer aus Not, Begehrlichkeit, schlechter Erziehung erklären. Denn auch solche Leute stehlen, die in guten Verhältnissen leben, sich eine Extraausgabe bequem leisten können und an deren anständiger Gesinnung sonst kein Zweifel herrscht. Nicht der gestohlene Gegenstand reizt sie, sondern der Diebstahl selbst, und sie entwenden meist gar nicht kostbare, sondern geringwertige und für sie völlig nutzlose Dinge. Von Diebstählen dieser Art sind namentlich die Warenhäuser heimgesucht. Hier übt die Fülle und Pracht der Schätze, das bequeme Zurhandliegen, der Glanz der Lichter, das Menschengewirr auf ein willensschwaches, leicht ermüdendes Geschöpf eine geradezu betäubende Wirkung aus.

Dubuisson[1]) sagt: „Es ist unmöglich, in einem dieser ungeheuren Etablissements zu sein, ohne — und wäre man von der besten Konstitution der Welt — dabei ein ganz besonderes Gefühl der Entnervung, der psychischen Ermüdung und Betäubung zu empfinden. Das Gesicht, das Gefühl, der Geruch, unsere feinsten Sinne ermüden rasch in dieser wimmelnden, lärmenden, duftenden Menge; man ermüdet sehr rasch, ob man ruhig am Platze bleibt oder nur wenig herumgeht.“ Wir wissen, daß körperliche und geistige Ermattung in hohem Grade geeignet sind, die sittlichen Kräfte, das Verantwortungsgefühl zu lähmen, und am ersten natürlich da, wo wie beim Kind und Psychopathen diese Eigenschaften schwach entwickelt sind. Die Vorstellung: ein Griff, und es ist dein!, der unheimlich anziehende Reiz, der in diesem Gedanken liegt, wirkt schließlich so übergewaltig, daß jede andere Rücksicht versinkt, die Rücksicht auf den guten Ruf, auf Gewissen und Ehre — es zuckt förmlich in den Händen, die Verwirrung steigt, das Herz klopft, die Pulse schlagen, es flimmert vor den Augen, und ehe der nur

[1]) Zitiert nach Laquer, Der Warenhausdiebstahl. Halle. Marhold. 1907.

halb noch seiner Sinne Mächtige weiß wie, hat er den Gegenstand an sich gerissen. Hinterher verhindert ihn das Schamgefühl oder die Furcht vor den Folgen, das Entwendete zurückzugeben."

Diese Triebhaftigkeit, die im gegebenen Augenblicke nur von einem einzigen Gedanken beherrscht wird, steht sicher jenseits der Grenze des Normalen. Aber zweierlei ist doch zu bedenken. Erstens ist sie in der eben geschilderten Stärke nicht häufig anzutreffen, und was man so gemeinhin Kleptomanie nennt, das ist meist nur eine „unbesiegbare Leidenschaft", „ein Hang" zum Stehlen. Zweitens aber bildet die Impulsivität nicht eine Krankheit für sich, sondern ist nur ein Krankheitssymptom, eines von vielen, die in ihrer Gesamtheit erst für einen vorübergehend oder dauernd gestörten geistigen Mechanismus Zeugnis ablegen. Eine einzelne, wenn auch auffällige Handlungsweise beweist, um es immer noch einmal zu betonen, nichts für und nichts gegen die Existenz einer Geisteskrankheit. Man kann nicht sagen: dieser Mensch ist gesund, aber ab und zu überkommt es ihn, und dann offenbart er eine höchst fatale Eigenheit, zu stehlen. „Kleptomanen" sind stets Psychopathen, Epileptiker, Hysteriker, Schwachsinnige oder im engeren Sinne Geistesgestörte (Maniakalische, Paralytische usw.). Und geradeso verhält es sich mit allen anderen Monomanien auch: die psychische Analyse klärt in jedem einzelnen Falle auf, daß der Brandstiftungstrieb, der Mordtrieb, oder was es nun sonst sein mag, auf dem Untergrund eines defekten Seelenlebens beruht. Findet der Untersucher bei einem angeblichen Monomanen sonst nichts Krankhaftes, so kann er mit Bestimmtheit sagen: der Mensch ist gesund und verdient seine Strafe.

Jedenfalls sehr viel häufiger als die fast reflexmäßig ausgelösten Impulshandlungen, bei denen ein Kampf der Motive gar nicht statthat, sind die „Suchten", die unwiderstehlichen Leidenschaften. Hier ist ein wirklicher Widerstreit vorhanden, ein Ringen zwischen Wollen und Sollen, zwischen Neigung und Pflicht, aber der Sieg ist meist von vornherein entschieden: die heiße Begierde schlägt ohne große Mühe Vernunft und besseren Willen aus dem Felde. Der Mensch als Sklave seiner Leidenschaften, der Trunksucht, der Spielsucht, der sexuellen Begehrungen! Und nun kann freilich von Zeit zu Zeit die Leidenschaftlichkeit zu einer Höhe anschwellen, daß sie impulsiv, triebartig, sich Bahn bricht. Das ist dann die akute Steigerung heftigen Begehrens auf dem Boden einer chronischen Gemütsdisposition! So sehen wir es beim Trinker: anfangs guter Vorsätze voll, läßt er sich doch durch seine „Sucht" zum ersten Glas verleiten, und ist einmal diese Fessel gesprengt,

so geht jeder Rest von Überlegung verloren; es gibt kein Halten mehr. Nicht ohne Grund macht deshalb der Sprachgebrauch zwischen Sucht und Trieb, wie zwischen Leidenschaft und Affekt kaum einen Unterschied.

Je jünger das Kind, um so stärker das Übergewicht der Begierden über den vernünftigen Willen, und was bei dem Dreijährigen natürlich ist, nimmt bei dem Zehnjährigen pathologisches Gepräge an. Aber auch in der zweiten Jugendhälfte soll man mit Leidenschaftssünden nicht zu hart ins Gericht gehen. Wenn nur der Grundcharakter etwas taugt! Manche Kinder fehlen gegen ihr eigenes besseres Wollen. Sie lügen und schämen sich gleichzeitig ihrer Lüge; sie trotzen und ärgern sich über diesen Trotz; sie tun das Gegenteil des Erlaubten und wissen, daß es ihnen Schaden bringt, — Widerspruchsgeist, Widerspruch gegen die eigene Überzeugung! Als ob ein Zwang in ihnen säße: sie leiden geradezu, wenn sie das Verbotene, das sie selber hassen und verabscheuen, nicht tun dürfen. Die Zwecklosigkeit von Strafen und das Sinnlose des Handelns, das darin seinen Ausdruck findet, daß selbst die wertlosesten Dinge, und auch dort, wo die Entdeckung gar nicht ausbleiben kann, gestohlen werden, legt die Annahme nahe, daß es sich hier um krankhafte Erscheinungen handelt.

Der Sammeltrieb (besser: die Sammelsucht) ist eine vorzugsweise dem Kindes- und Jugendalter eigentümliche Erscheinung. Wer die Hosentaschen seines Jungen auspackt, erlebt Wunderdinge. In pathologischer Steigerung zeigt sich die Leidenschaft des Sammelns bei Schwachsinnigen: sie eignen sich alles an, was sie nur erwischen können, und ein Taschenausleerungstag in einer Idiotenanstalt bringt ganze Stapel Lappen, Zwirn, Seife, Brotrinden, Knöpfe, Papier, Bindfaden und zur freudigen Überraschung allerhand längst vermißte Gegenstände ans Tageslicht. Natürlich ist der Sammeleifer, sofern er sich auf eine bestimmte Liebhaberei beschränkt, nicht ohne weiteres krankhaft, ja mitunter Zeugnis lebendiger künstlerischer oder wissenschaftlicher Teilnahme: wir alle haben in der Jugend Münzen, Briefmarken, Steine, Schmetterlinge gesammelt oder tun es gar noch. Aber der Eifer kann ausarten, zur Sucht werden, so daß sich ihm jedes andere Interesse unterordnet. Und wo sich das Sammeln auf gänzlich wertlose, ja ekelhafte und schmutzige Dinge erstreckt, da ist es entschieden krankhaft zu bewerten.

Sammelsucht kann zum Diebstahl führen: das Kind vergreift sich, um seinem Eifer zu genügen, an fremdem Eigentum. Eigentliche Stehlsucht ist das natürlich nicht, denn bei dieser wird gestohlen, nur um zu stehlen, gleichgültig, was es sein mag, etwa wie für

den echten Spieler nicht Verlust oder Gewinn, sondern der Reiz des Spieles die Hauptsache ausmacht. Dieser Stehltrieb im engeren Sinne kommt nicht allzu häufig vor.

Ein gleiches gilt von dem Brandstiftungstrieb. Wohl trifft es zu, daß das Spielen mit Feuer dem Kinde hohe Lust gewährt, aber bis zu der Sucht, Möbel und Gardinen, Schober und Häuser anzuzünden, ist doch noch ein weiter Schritt. Man tut daher immer gut, im gegebenen Falle nach einem durchsichtigeren Motiv zu suchen, wie Heimweh, Angst, Rachsucht. Alkohol trägt hier wie bei allen Leidenschaftsverbrechen einen großen Teil der Schuld mit, er erleichtert die Auslösung der Tat und beschwichtigt das mahnende Gewissen. Interessant ist der Konnex zwischen Brandstiftung und sexueller Erregung, und kein Sachverständiger darf versäumen, sich bei jugendlichen Brandstifterinnen danach umzutun, ob zur Zeit der Tat die Regel im Gange oder zu erwarten war. Der Zusammenhang beider Erscheinungen erklärt sich möglicherweise dadurch, daß die heftige Gemütserschütterung, die der Anblick der lodernden Flamme und die allgemeine Panik hervorruft, im Bunde mit dem wollüstigen Gefühl, selbst der Täter, und zwar der unbekannte Täter zu sein, eine Art Ersatz bietet für die ausgebliebene geschlechtliche Befriedigung.

Fälle eines echten Mordtriebes, der drangvollen Lust, zu töten, gehören entweder in das Gebiet der sinnlosen Attacken im epileptischen Dämmerzustand (wie bei den Amokläufern) oder zu den Zwangsimpulsen und sind hier ausnehmend selten, auch bei Erwachsenen. Die Literatur kennt nur einige wenige Beispiele. Häufiger ist jene Mordgier, jener Hang zur Grausamkeit, oft mit sadistischem Untergrund, den wir bei Gemütsentarteten, die durch angeborenen moralischen Defekt und schlechten Umgang gleichermaßen verroht sind, antreffen. In der Kindheit stellen Tierquälerei und andere Nichtswürdigkeiten den Ersatz dieser scheußlichsten aller Perversionen dar.

Die Bewertung der hierher gehörigen Erscheinungen erfordert besondere Vorsicht. Die Analyse der Beweggründe einer Tat gehört zu dem Schwierigsten, das die Psychologie kennt. Wir wissen ja nicht, wie es im Herzen des Täters aussieht, wie sich Gefühle und Vorstellungen gegenseitig verschlingen und bedingen. Schlagwörter wie Trieb und Sucht verhüllen im Grunde nur den Mangel unserer Kenntnisse. Nehmen wir die „Zerstörungssucht". Was kann da alles miteinander verschmelzen: Bosheit, die Schaden stiften möchte, Neugier und Wissensdrang, überschüssiges Kraftgefühl, trotzige Verstimmung, Angst, Wut, endlich ein wirkliches triebhaft-motivloses Draufeinstürmen bei mehr oder minder getrübter

Besinnung! In einem Knäuelgewirr verlieren sich die Fäden, denen wir nachspüren. Des Menschen Seele bewahrt Geheimnisse in der Tiefe, und nur die Oberfläche bietet sich dem forschenden Blicke dar.

7. Die Haltlosen.

Instables, Unbeständige, werden sie von den Franzosen genannt; Kraepelin, der ihnen in seinem großen Lehrbuch der Psychiatrie einen besonderen Abschnitt widmet, bezeichnet sie als die Haltlosen. Beide Worte geben das Wesen dieser Naturen treffend wieder: Augenblicksmenschen, Spielball äußerer Einflüsse, die sich tragen lassen von den Ereignissen gleich dem Blatt im Winde! Kein bestimmter Grundton wie bei den Manischen und Depressiven beherrscht ihr Leben, und von den Affektmenschen, denen sie sonst am nächsten stehen, unterscheidet sie wieder ihre flüchtige, kleinliche Zerfahrenheit. Konsequent allein sind sie in der Inkonsequenz, und auf sie darf man den Satz anwenden, daß es Grundsätze im Leben überhaupt nicht gibt, sondern nur Stimmungen. Gewöhnlich leicht entzündbar und neuen Eindrücken schnell sich hingebend, wechselt ihre Laune zwischen Interessiertheit und öder Langeweile, Leichtsinn und Reue, Unternehmungslust und resigniertem Verzichten. Der kindliche Charakter, aber zur Karikatur verzerrt!

Unbeständigkeit ist alles. In der einen Stunde froh und angeregt, — die ganze Welt liegt offen da im Glanz der Lebensfreude, und in der nächsten schleudert eine Bagatelle die gute Laune über Bord, trostlos grau in grau dünkt nun die Zukunft. Und umgekehrt: ein Geschenk, ein Versprechen, die Aussicht auf ein Vergnügen wandelt Tränen in Sommersonnenschein. Sympathien und Antipathien lösen schnell einander ab: verbrannt wird heute, was gestern angebetet, und der „beste Freund" verwandelt sich trotz aller Schwüre ewiger Treue über Nacht zum tiefgehaßten Feinde. Jede neue Idee packt diese Gefühlsmollusken und Willensschwächlinge. Sie können sich nicht genug tun in ihrem Eifer, gilt's, einen eben erst gefaßten Vorsatz auszuführen, doch bald ist alle Lust dahin. Hundert Dinge unternehmen sie, um keines zu vollenden. Sie legen Sammlungen an, heute Briefmarken, nach ein paar Wochen Münzen, dann wieder Schmetterlinge; mit feurigem Bestreben stürzen sie sich auf die jeweilige Liebhaberei, die es ihnen gerade angetan: sie klimpern Klavier, kratzen Geige, malen und pinseln und sehen sich im Geist als große Künstler, aber bald kommt der Rückschlag: sie haben es sich anders überlegt. Dafür erscheint ihnen nun der Sport des edlen Schweißes wert, sie radeln, rodeln und skien, indes nach wenigen Wochen ist abermals Schluß. In der Schule nicht eben die Fleißigsten, weil viel zu unstet und ablenkbar, bekommen sie doch von Zeit zu Zeit eine wahre Arbeitswut, sie büffeln und pauken, daß es eine Art hat, ihren Eltern und Lehrern wollen sie Freude machen, wollen etwas Großes und Tüchtiges werden, und sie meinen es so ehrlich, so ehrlich, — vierzehn Tage später, und der neue Adam hat sich in den alten zurückverwandelt. So nehmen sie Anlauf über Anlauf mit vielem Hurra, aber einen Sprung tun sie nie!

Dieses unaufhörliche Wechseln in Stimmung und Entschlüssen macht den haltlosen Psychopathen unberechenbar.

Heute dies, morgen das! Und spricht man ein ernstes Wort: an ihnen liegt die Schuld niemals, die äußeren Verhältnisse tragen sie immer. Sie hätten so gern gewollt, so gern, aber stets, wenn sie im besten Zuge waren, dann kam etwas dazwischen. Oder sie kleiden sich in Empfindlichkeit und gebrauchen tönende Worte: man versteht sie nicht, ahnt nicht den edlen Schwung ihres Strebens, die Lehrer sind Esel, die Eltern zehren von überlebten Anschauungen, wie soll da die Lust bleiben, — systematisch wirft man ihnen ja den Knüppel zwischen die Beine! Dazwischen kommen dann wieder dumpfe Selbstanklagen und Gewissensbisse. Charakter haben heißt nach Goethe, seinen Handlungen die richtige Folge geben. Und Charakter besitzen sie wahrlich nicht, im Guten nicht und nicht im Bösen!

Solange junge Leute dieses Schlages das Glück einer vernünftigen Erziehung genießen, unter ordentlicher Zucht stehen und keine Gelegenheit haben, selbständig aufzutreten, so lange geht alles leidlich gut. Sind sie aber den Jugendjahren entwachsen, so offenbart sich ihre ganze Lebensuntauglichkeit. Sie bringen es zu keiner gesicherten Stellung, weil sie nirgends aushalten. Immer unzufrieden mit dem Gegenwartslose, leben sie stets in Gedanken und Plänen für die Zukunft. Sie wechseln Beruf und Stellung, wie man ein Kleid wechselt, und haben sie glücklich etwas Neues ergattert, so sind sie schon nach ein paar Wochen mit sich einig, daß es auf dem Posten „beim besten Willen nicht auszuhalten" sei: man verlangt zu viel, mutet ihnen Arbeiten zu, die unter ihrer Würde sind, behandelt sie nicht standesgemäß, gibt zu wenig Gehalt, läßt sie nicht schnell genug aufrücken, sie fühlen sich infolgedessen „nicht befriedigt", und was es schöne Dinge mehr gibt.

Dagegen exzellieren sie, wie Kraepelin hervorhebt, häufig in allerhand brotlosen Künsten und Schnurrpfeifereien, zeichnen und malen und singen zur Laute, haben einiges Bühnentalent, verstehen artige Reime zu schmieden, und unterhalten, wenn sie bei guter Laune sind, eine ganze Gesellschaft. Nur vor nutzbringender, ausdauernder Arbeit versagen sie schnell, sie behagt ihnen auch nicht, paßt nicht zu ihren hervorragenden, aber anders gearteten und besser zu verwertenden Talenten. Sie ergeben sich dem geschäftigen Müßiggang und vertändeln die Zeit mit Nichtigkeiten. Ihr Wissen ist oft vielseitig, aber nicht tiefdringend. Indes bei ihrem gewandten Benehmen und der Kunst glatter Konversation (besonders in dem so anziehenden elegisch-ironisierenden Ton) sind sie gerngesehene Gäste, fixe Tänzer und Kavaliere. Mancher Backfisch schielt verliebt nach ihnen, und die „Welt" sagt: „Schade um den jungen Mann — so talentvoll, so liebenswürdig, aber er bringt es nicht recht zu was!" Dort, wo der Zwang der Verhältnisse diese liebenswürdigen Schwerenöter im Zuge hält, da leisten sie oft ganz Erträgliches, nur die Freiheit ist nichts für sie, — „Anfänge ohne Fortsetzungen und Fortsetzungen ohne Anfänge", um Stifters oft zitiertes Wort zu gebrauchen. Bei ihrem flüchtigen, raschen Temperament kommt gewöhnlich das Unglück hinzu, daß sie sich frühzeitig und unbedacht verloben — mit irgendeinem hübschen, aber sozial weit unter ihnen stehenden Mädchen, und nun in dem ihnen eigenen unüberlegten Optimismus

drauflosheiraten. Alle Warnungen und Mahnungen der Verwandten fruchten nichts. Es wird schon gehen, der gute und auch wirklich ernste Wille ist da, ein Luftschloß nach dem anderen türmt sich empor, große Worte treten ein für Taten, und die abgebrauchtesten Redensarten: wahre Liebe überwindet alles, Raum ist in der kleinsten Hütte, übertönen die leise sich regende Stimme der Vernunft. Geht dann die Sache schief, so sind die grausamen Verwandten, die nicht helfen wollten, schuld. Vorwürfe mischen sich mit Selbstanklagen, schließlich Zusammenbruch in haltloser Verzweiflung und unwürdigem Gewinsel, aber siehe da: sobald nur ein leiser Hoffnungsstrahl aufleuchtet in der Ferne, da schöpft der alte Leichtsinn wieder Mut! Als „Dilettanten des Lebens" hat Klara Viebig diese Sorte Menschen in einem ihrer Romane geschildert.

In den unteren sozialen Schichten führt die Unfähigkeit, ein praktisches Ziel beharrlich zu verfolgen, nach einigen mißglückten Versuchen zur Bettelei und Vagabondage, vor allem bei den Schwachsinnigen, wo keine höheren Verstandeskräfte den Mangel an Ausdauer einigermaßen wettmachen. Unter den Landstreichern finden sich viele der Haltlosen, und selten sind es schlechte Menschen: schwach sind sie, mehr nicht, und wo der Alkohol im Lauf der Jahre den letzten Rest von Energie geraubt, die Sinne und die Herzen stumpf gemacht, da bringt kein Arbeitshaus und kein Gefängnis in die kranken Seelen neues Leben hinein.

8. Die Verschrobenen.

Die als chronische Verrücktheit oder Paranoia bezeichnete Geisteskrankheit findet nach ihrem Wesen und der seelischen Struktur des Kindes in diesem Alter keine Stätte. Ein Irrtum darüber kann sich aus zwei Momenten ergeben. Einmal treiben Paranoiker einen geheimnisvollen Gedankenkult mit ihrer Person, sie bilden sich ein, ein Geheimnis schwebe über ihrer Geburt, die Eltern seien in Wahrheit nur die Pflegeeltern und sie selber Abkömmlinge eines Grafen oder Fürsten, jedenfalls aus edlem Geschlecht, in frühen Jahren geraubt, durch verruchtes Frevelspiel angesehener Feinde bis heute im Dunkel der Verborgenheit gehalten, aber eines Tages werde die Wahrheit triumphieren, sie wieder in ihre Rechte einsetzen und die Bösewichte strafen. Bei näherem Zusehen stellen sich aber derartige Äußerungen als Fälschungen der Vergangenheit dar, welche erst im späteren Alter aus einem bestimmten Wahne heraus vorgenommen werden. Fürs zweite spielen phantastisch veranlagte Kinder wohl mit solchen Gedanken und träumen sich mitunter lebhaft, allzu lebhaft in sie hinein, dennoch kommt es zu einer Fixierung dieser Einbildungen, so daß sie gleich den echten Wahnideen unerschütterlich geglaubt und gegen jeden Zweifel mit hartnäckiger Überzeugung verteidigt werden, in den Kinderjahren nicht. Die Gedanken fälschen nur vorübergehend den Vorstellungskreis (der Mensch glaubt, was er wünscht!), aber Wahn und Welt sind noch nicht in eins ver-

schmolzen, und in Stunden ernster Besinnung kehrt die richtige Einsicht zurück. Keinesfalls darf man in diesem kindlichen phantastischen Wachträumen eine Vorstufe der Verrücktheit sehen. Die buntscheckigen Einbildungen blassen ab mit der Zeit, und höchstens erhält sich fürs spätere Leben eine Neigung zu ungesunder Phantastik überhaupt.

Das Wort Verrücktheit hat in der Umgangssprache einen etwas anderen Sinn als in der wissenschaftlichen Ausdrucksweise. Die Psychiatrie versteht unter einem Verrückten einen chronischen Paranoiker, das Volk dagegen nennt schlechtweg jeden, an dem ihm Absonderliches auffällt, verrückt oder wählt eine sinnentsprechend erscheinende andere Titulatur: er ist ein Querkopf, Narr, Sonderling, er ist übergeschnappt, verdreht, verschroben usw. Dennoch macht auch der populäre Sprachgebrauch seine Unterschiede: einen Simpel, einen Geistesschwachen wird er nicht verrückt nennen, ebensowenig einen Nervösen. Und wiederum ist verschroben eine leichtere Nuance für verrückt.

Krankhafte Abweichungen der Denkrichtung, die dann aufs Handeln zurückwirken, sind bei wohlerhaltener Besonnenheit im jugendlichen Alter nicht häufig, vorausgesetzt, daß man von den Zwangserscheinungen absieht. Bisweilen bekommt nur die Altklugheit, die freilich auch anerzogen sein kann und meistens sogar ist, einen merklichen Strich ins Exzentrische. Millar[1]) erzählt von einem sechsjährigen Knaben, der seinen Vater, wenn dieser ihn liebkoste, töricht nannte, und Voisin berichtet gar über ein dreizehnjähriges Kind, das seinem Leben durch Erhängen ein Ende machte und ein Schriftstück hinterließ, beginnend mit den Worten: „Je legère mon âme à Rousseau et mon corps à la terre.“

Jede Schule hat einen oder den anderen Außenseiter, der sich durch absonderliche Ideen und ein bizarres Besserwissen nicht immer wohltuend hervorhebt. Es ist unnatürlich, wenn ein zwölfjähriger Junge im Ton der Selbstverständlichkeit die Existenz Gottes bestreitet, oder wenn kaum schulpflichtige Göhren über die Märchen als Dummheiten lächeln und ihnen mit peinlicher Kritik begegnen; und leider nicht immer sind solche Äußerungen älteren Leuten lediglich nachgeplappert, sondern entsprechen dem wirklichen Empfinden der Kinder. In den höheren Klassen bilden die verschrobenen Schüler einen wahren Schrecken für den Lehrer, den sie durch ihre Dialektik, durch überraschende Fragen und Gegenfragen in Verzweiflung setzen. Sie beweisen, daß Karl der Große ein im ganzen unfähiger Herrscher war, erklären Schillers Dramen für ziemlich unbedeutend und sind der Ansicht, daß Pindar viel klüger getan hätte, statt des Wassers den Wein als das Beste zu feiern. Und ihre Logik ist so rabulistisch, daß mancher alte Scholastiker seine helle Freude daran gehabt hätte. Dabei liegt ihnen Koketterie oft völlig fern; einzig ihr abstruser Gedankengang führt sie auf die wunderlichen Seitenpfade, wobei freilich der Reiz des Ungewöhnlichen auch ein übriges tun mag.

Allerdings treibt in manchem dieser Verschrobenen ein gutes Stück geistigen Hochmuts seine Blüten. Aus dem Handgelenk erledigen sie Probleme, über die seit Jahrhunderten „arme, schwitzende Menschenhäupter“ gegrübelt. Ihre Meinung weicht natürlich ab

---

[1]) Zitiert nach Emminghaus, Die psychischen Störungen des Kindesalters. Tübingen. Laupp. 1887.

von der des profanum vulgus, denn der wahre Kenner geht immer einen Schritt voraus. Und ihre Urteile sind unfehlbar. Schon in jungen Jahren erklären sie insgeheim aller offiziellen Wissenschaft den Krieg, — „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen“. Später schließen sie sich politischen oder religiösen Sekten an, sind Anhänger des Spiritismus, der freien Liebe, des Anarchismus, der radikalen Frauenemanzipation, und Dogmen und Gesetze reizen sie wie das rote Tuch den Stier. Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht; nur ihre eigenen Prinzipien nehmen sie von der allgemeinen Verdammnis aus. Selbstredend sind sie auch erklärte Gegner der Schulmedizin, des Impfzwanges, Anhänger der Homöopathie oder der Naturheilkunde, der Lehmkuren, des Gesundbetens, des Biomagnetismus, treiben bis zur Erschöpfung Luft- und Lichtsport, machen in Nacktkultur und Schönheit, nähren sich von grünem Salat und Nüssen, waschen sich nicht, schlafen auf dem bloßen Fußboden und sind oft nebenbei die ärgsten Hypochonder. Nicht uninteressant ist der Einblick in die schriftlichen Selbstbekenntnisse solcher Querköpfe, — weltverachtende Ironie, mokante Blasiertheit und Wichtigtuerei paart sich da mit krausen Gedankensprüngen. Birnbaum, der die degenerative Verschrobenheit als selbständiges Bild aus der Reihe der Psychopathien herausgehoben hat, veröffentlicht zwei solche höchst interessante Schriftstücke (Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. Bd. 21); leider sind sie zu umfangreich, um hier abgedruckt zu werden.

Aber vergessen wir nicht, es steckt dafür auch in mancher anderen dieser pathologischen Naturen ein ehrlicher Wissensdrang und eine aufrichtige Sehnsucht, die Wahrheit zu finden. Und da die Umwelt ihnen nicht gibt, was sie erhoffen, so ziehen sie sich zurück wie die Schnecke in ihr Haus und leben ihren Ideen in der Einsamkeit. Dann entwöhnen sie sich mit der Zeit der menschlichen Gesellschaft mehr und mehr, werden scheu, eckig, ungewandt und geraten immer tiefer in das Dorngestrüpp der Wunderlichkeiten hinein. In ihrer Brust, da wogt es von hochfliegenden Plänen: Großes wollen sie schaffen, Ewiges! Aber ach, die Kraft reicht nicht aus, es bleibt beim Wünschen und vergeblichen Anlaufnehmen, und ein Glück noch, wenn sie bescheiden und in der Stille ihr harmloses Steckenpferd reiten. Nicht alle aber haben den Mut der Selbstüberwindung, ihr Herz bleibt voll von trüber Bitterkeit, und Argwohn gebiert Anklagen: an dem Scheitern ihrer Pläne trägt nur das Mißwollen neidischer Konkurrenten, der blöde Unverstand des Publikums die Schuld. Vergebens empören sie sich als Märtyrer ihrer Ideen und fechten in flammenden Protesten für die Wahrheit und ihr gutes Recht, — man hört sie nicht. Von allen im Stich gelassen, lernen sie endlich ihr Schicksal tragen, und was die Menschen ihnen versagt in Glauben und Freundschaft, das suchen und finden sie bei den treuen Tieren, „den einzigen Wesen, die ohne Falschheit und Tücke sind“.

Eine wirre, verrückte Idee blitzt jedem von uns gelegentlich durch den Sinn. Was unterscheidet uns von dem Geisteskranken? Daß wir sie abschütteln.

9. Die Phantasten und Lügner.

So einfach es auch zu sein scheint, Eindrücke vollständig aufzunehmen und Erinnerungen getreu wiederzugeben, so schwer ist es doch, im Berichte auch in Einzelheiten wahrheitsgetreu zu bleiben. Läßt man eine Anzahl Personen einen Gegenstand genau betrachten, entfernt ihn dann und fragt, wie er ausgesehen, so ist es erstaunlich, wie mangelhaft die Antworten ausfallen, wie reich sie an Lücken, Fehlern und Widersprüchen sind. Wer Gerichtssitzungen öfters beigewohnt hat, kennt die Ungenauigkeit der auch im besten Glauben abgegebenen und beschworenen Zeugenaussagen. Das ist zwar keine neue Weisheit, aber erst die Versuche der Experimentalpsychologie haben uns die Augen geöffnet, wie stark früher dieser falsche Einschlag unterschätzt worden ist. Der Breslauer Psychologe Stern, auf dem Gebiete des Aussagestudiums einer unserer ersten Kenner, drückt sich geradezu so aus: „Die fehlerlose Erinnerung ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme."

Wie haben wir diese Erscheinung zu erklären? Durch die Umwandlung, die jeder Sinneseindruck im Gehirn durchmacht. Indem der Mensch geistig erlebt, ist er selbstschöpferisch tätig. Alles, was in sein Bewußtsein eintritt, setzt er, ohne es zu wissen, zu dem schon Vorhandenen, zu dem Schatz seiner Erfahrungen in Beziehung, vergleicht und unterscheidet. Er baut sich seine Welt auf, seine eigene, denn was und wie er die Dinge aufnimmt, abstößt und umformt, das ist ganz individuell.

Niemals umfassen unsere Wahrnehmungen die ganze Wirklichkeit, und manchmal haften gerade die Nebendinge, während die Hauptsache den Sinnen entgeht. Die kleinen Lücken sind die gefährlichsten, denn sie kommen uns überhaupt nicht zum Bewußtsein, sondern werden, ohne daß wir es ahnen, sofort mit Phantasieprodukten ausgefüllt. Jeder Sinneseindruck enthält solche Spuren unrichtiger Beimischungen, und die Beschaffenheit dieser Beimischungen ist wiederum ganz subjektiv. Zum Beispiel, ein Dieb läuft davon: von den beiden Personen, die ihn zu Gesicht bekommen, schwört der eine, er habe ihn in einem schwarzen, der andere, in einem grauen Rock gesehen. Und doch trug vielleicht der Dieb weder den schwarzen noch den grauen Anzug. Subjektives Wahrheitsgefühl und objektiver Tatbestand decken sich nicht.

Selbstverständlich verfälscht sich der ursprüngliche Wahrnehmungsinhalt in der Erinnerung immer mehr, denn der Prozeß der Metamorphose setzt sich fort. Von jeder Wahrnehmung bleibt ja nur ein Surrogat zurück, die Vorstellung, und das Abbild gleicht nicht dem Urbild. Man versuche, sich den Klang einer

Trompete vorzustellen oder den Geruch der Rose, den Geschmack der Kartoffel, Zahn- und Kopfschmerzen. Wie verschwommen ist das alles! Verhältnismäßig am besten behalten wir Gesichtseindrücke, jedoch auch sie verlieren viel von ihrer Anschaulichkeit. Wer kann sich den Sonnenaufgang mit der blendenden Pracht seiner Farben ausmalen? Noch schwerer hält es natürlich, sich ein ganzes Erlebnis mit allen Einzelheiten ins Gedächtnis zurückzurufen, und je länger der Zeitraum, der inzwischen verstrichen, um so kräftiger hat die Phantasie an der Verfälschung gearbeitet.

Natürlich kommt bei diesem Vorgang der Metamorphose auch auf die Persönlichkeit viel an, auf ihre Beobachtungsgabe, auf Gedächtnis und Aufmerksamkeit, auf Bildungsgrad, Alter, Geschlecht, Lebenslage und Erziehung und nicht zum mindesten auf die augenblickliche geistige Disposition. Das Kind sieht anders als der Erwachsene, der Kenner anders als der Nichtkenner; Zerstreute, Gleichgültige, Beschränkte nehmen wenig wahr und das Wenige verzerrt; Ermüdung und Trunkenheit trüben Auffassung sowohl wie Erinnerung, umgekehrt sind die Erkenntnisvorgänge der Aufbesserung durch Übung zugänglich, und an der Gestaltung des Bildes durch das Temperament kann man so recht ersehen, wie strenggenommen jede Wahrnehmung schon ein Urteil ist. Alles tragen wir hinein in unsere Sinne, unseren Optimismus und Pessimismus, Hoffnung und Furcht, Haß und Liebe und Erwartung: Leidenschaft macht blind, Angst brütet Halluzinationen aus. Wir stoßen ab, was unserm Geist nicht zusagt oder unsere Eitelkeit verletzt, und haben wir eine Dummheit begangen, so erscheint sie uns schon bald nicht mehr als Dummheit. Denn wo wir wünschen, dies und jenes wäre so gewesen und nicht anders, da dauert es nicht lange und — es ist auch so gewesen! Geschäftig wirkt die Phantasie und schmilzt das Bild in der Erinnerung um. Sie macht sich über die Vergangenheit her und retuschiert sie — ein klein wenig, ein bißchen mehr, hier tut sie hinein, dort läßt sie etwas weg, trägt Farbe auf, und sieh: das Ganze, wie es nun sich präsentiert, hat schon ein andres, freundlicheres Antlitz. Erinnerung vergoldet! Das ist keine bewußte Fälschung, die Wandlung vollzieht sich unwillkürlich. Wer mitbeteiligt ist an einer Sache, hat Mühe, objektiv zu sein, und das ist auch der Grund, warum vor Gericht die nächsten Angehörigen eines Angeklagten von der Zeugnispflicht entbunden werden.

Wie weit die Entstellung von Tatsachen bei der mündlichen Wiedergabe von Person zu Person gehen kann, das lehrt die tägliche Erfahrung. Man braucht nur an den Klatsch zu denken.

v. Liszt, der bekannte Strafrechtslehrer, hat im kriminalistischen Seminar in Berlin vielfache Versuche über die Zuverlässigkeit der Auffassung und Merkfähigkeit gemacht. Da wurde z. B. ein einfacher Rechtsfall einer Gruppe von Zuhörern vorgetragen; ein Mitglied dieser Gruppe erzählte den Fall weiter an eine zweite, diese an eine dritte usw. Schon bei der dritten Wiedergabe, d. h. der vierten Erzählung, ergab sich eine völlige Entstellung des Falles im Ganzen und in wesentlichen Einzelheiten und somit eine vernichtende Kritik der „Zeugen vom Hörensagen".

Ein anderes Beispiel, das wir dem Lehrer Agahd (im 1. Band der „Beiträge zur Psychologie der Aussage") verdanken, beleuchtet die Erinnerungstreue von Schulkindern. „Ein körperlich zu strafendes Kind erhielt vor dem Lehrerpult drei Rutenhiebe. Zeuge war eine Klasse von 52 Kindern. Nach fünf Tagen stellte ich folgende Fragen: Wer hat gesehen, daß ich F. gezüchtigt habe? 40 Kinder melden sich. Wann habe ich gezüchtigt? 31 sagen den richtigen Tag. Zu welcher Stunde? 26 sagen richtig aus. Wieviel Hiebe hat er bekommen? 24 richtige Antworten. Hat sich F. bücken müssen, ehe er bestraft wurde? 12 Kinder behaupten es fälschlich, und zwar 4 von den in den beiden vorderen Bänken sitzenden. Über den Grund der Strafe erfolgten von 35 Kindern 8 verschiedene Aussagen." Was hätte wohl der Richter, wenn es zu einer Anklage des Lehrers wegen Schülermißhandlung gekommen wäre, mit solchen Aussagen anfangen können?

Dazu kommt noch der Einfluß der Suggestion auf die Aussage, jener wichtige Faktor, dem sich selbst eine urteilskräftige Persönlichkeit nicht ganz entziehen kann, — um wie viel weniger die Beschränkten und die Kinder. Schüchternheit, die Furcht, etwas Falsches zu sagen, die Scheu vor Blamage oder auch umgekehrt die Eitelkeit und Wichtigtuerei beeinträchtigen im hohen Grade die Treue der Reproduktion. Infolge zahlreicher offener und geheimer Nebenwirkungen kann sich der Inhalt der Aussage schließlich zu einem Zerrbild der Wirklichkeit verflüchtigen. Beachtenswert ist auch, daß beim freien Erzählen mehr Fehler gemacht werden als beim Abfragen. Doch kommt auf die Form der Fragestellung sehr viel an, ob sie geschickt ist oder ungeschickt, interessiert oder gleichgültig, barsch oder freundlich. Am gefährlichsten sind die Suggestivfragen, die in den Aussagenden Falsches hineinexaminieren.

Kinderaussagen mahnen zur Vorsicht, sind aber nicht so unbrauchbar, wie es manchmal dargestellt wird. Wohlgeartete, praktisch veranlagte Knaben dürfen nach Groß[1]) als Zeugen sogar recht guten Glauben verdienen, Mädchen, namentlich in den Backfischjahren, wo blühende Romantik den Kopf umwirbelt, weit weniger. Allerdings muß man dem beschränkten kindlichen Vorstellungskreise Rechnung tragen, denn was die Kleinen sehen und erfahren, das deuten sie in ihrer naiven Weise um. Nimmt man jedoch auf diesen Umstand Rücksicht, so können selbst die Angaben schwachsinniger Kinder verwertbar sein. Gefährlich ist es dagegen, wenn

[1]) Kriminalpsychologie. Graz. Leuschner und Lubensky. 1898.

die Zeugen an der Angelegenheit persönlich interessiert sind und ferner, wenn sie unter dem Einfluß von Affekten und Suggestion stehen oder zur Zeit des Erlebnisses gestanden haben. Vor allem ist es die Furcht, die Sinneswahrnehmungen bis zum höchsten Grad des Illusionismus verfälscht. Überträgt sich der Affekt nun noch gar suggestiv auf größere Massen von Kindern, so kann ein Hirngespinst Anlaß zu wilden Szenen in Schulen, Instituten usw. geben.

Vor einigen Jahren hatte in Berlin der Rektor einer Gemeindeschule der Polizei Mitteilung gemacht, ein Mann treibe sich in verdächtiger Weise in der Nähe der Schule umher; die Persönlichkeit wurde denn auch von der Polizei festgestellt. Nun fanden Schülerinnen auf den Aborten der Schule Worte an die Wand geschrieben, wahrscheinlich von größeren Kindern herrührend: „Weiche, weiche, weiche, morgen bist du eine Leiche!" und „Rot, rot, rot, morgen bist du tot!" Daraus entwickelte sich das Gerücht, ein Mann mit schwarzem Bart bringe die Mädchen um. Sofort wollten eine ganze Anzahl Kinder diesen Bösewicht mit aller Bestimmtheit gesehen haben. Die Lehrer hatten Mühe, der immer mehr um sich greifenden Panik Herr zu werden. Ein Mädchen, das in der Bedürfnisanstalt den Schatten eines Mannes erblickt zu haben glaubte, stieß wilde Hilfeschreie aus, und die übrigen Kinder, Hunderte an der Zahl, die sich auf dem Hofe befanden, stimmten in das Geheul mit ein. Noch tagelang zitterte die Erregung nach.

Die jugendliche Phantasie entzündet sich ja viel leichter und lebhafter als die der Erwachsenen. Beim Spiel taucht das Kind ganz in seinen Einbildungen unter und lebt in einer zweiten Welt jenseits der Erfahrung. In diesem Sinne nennt Groos[1]) die Phantasie (besser wäre vielleicht das Illusionsvermögen) „die Fähigkeit, bloß Vorgestelltes für Wirkliches zu halten". Das Steckenpferd dünkt dem Knaben nicht bloß ein lebend Wesen zu sein, sondern ist es ihm wirklich. Daran ändert auch keine Belehrung: das Kind würde gar nicht verstehen, was man wolle. Natürlich kennt es den Unterschied zwischen einem Tier und einem Stück Holz ganz genau, aber jetzt in diesem Augenblick gibt es solchen Unterschied für ihn nicht: das Ding, auf dem es reitet, ist ein Pferd, und das ist ebensogut Wahrheit wie zu anderer Stunde das Gegenteil. So führt es ein Doppelleben, das eine in der Illusion, das andere in der Wirklichkeit. Und beiderlei Leben lebt es ganz. Deshalb ist es müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob das Kind bewußt und absichtlich von der Wahrheit abweicht, wenn es z. B. erzählt, sein Pferdchen habe soeben gewiehert und Hafer gefressen. Es spricht aus, was ihm vor der Seele steht. Und da das geistige Erleben bei ihm rasch den Inhalt wechselt, so lügt es auch nicht, wenn es in der nächsten Minute etwas anderes behauptet als eben zuvor. Lügen heißt: bewußt eine Aussage fälschen, mit der Absicht, zu täuschen. An eine solche Täuschung

[1]) Die Spiele der Tiere. 1896.

aber denkt es nicht. Jean Paul hat recht: „In den ersten fünf Jahren sagen unsre Kinder kein wahres Wort und kein lügendes, sondern sie reden nur. Ihr Reden ist ein lautes Denken; da aber oft die eine Hälfte des Gedankens ein Ja, die andre ein Nein ist und ihnen beide entfahren, so scheinen sie zu lügen, indem sie bloß mit sich reden."

Es sind vor allem schon etwas ältere, stille Kinder, die sich ganz in sich zurückziehen und einspinnen in den Traumgarten ihrer Sehnsucht. Mehr und mehr lösen sie sich vom Irdischen los. Die reale Welt scheint ihnen „ekel, flach und unersprießlich", schattenhaft versinkt sie in ein Nichts, und in ihrem Geist entsteht dafür ein heimliches Königreich, in dem sie wohnen und herrschen mit jener kühnen Souveränität, die der Schwung der Phantasie verleiht. „Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet!" Immer bilden sie selbst den Mittelpunkt ihrer dramatisch bewegten Träume, sehen sich als Helden, als Ritter, als Räuber und Indianerhäuptling, und was sie sind, das sind sie ganz, in höchster Vollendung, — ihr stolzer Flug kennt keine Schranke. Und reicht die eigene Gestaltungskraft nicht hin, die Quelle der Phantasie zu speisen, so liefern Märchen und Reiseabenteuer, Robinsonaden und Detektivgeschichten das Material zum Bau von Luftgebilden. Wunderhübsch schildert Multatuli in seinen „Ideen" das liebevolle Sichhineinträumen des kleinen Walter in eine andere, schönere, romantikbelebte Welt.

Dieses Wach- oder Tagträumen, wie man es passend genannt hat, dieses Spielen mit unerfüllbaren Wünschen birgt große Gefahren in sich. Es macht weich und schlaff und schwächt das Beste im Menschen, die Tatkraft. Und es macht unwahr, unwahr gegen sich selbst und andere. Glücklicherweise ruft der Zwang der realen Verhältnisse den Träumer wieder zurück in das rauhe Alltagsdasein. Und ist ein Kind gesund, so weiß es zwischen Wahn und Welt, zwischen Spiel und Ernst zu unterscheiden; es verliert sich nicht in seinen Illusionen. Besitzt es aber das Bewußtsein für die Wirklichkeit nicht mehr vollständig, so hat die Phantastik die normalen Grenzen überschritten. „Nicht die durch Buch, Puppe und Spielzeug mit der Wirklichkeit in Zusammenhang bleibende Phantasie ist es, die zum Schaden ausschlagen kann, sondern die von der Außenwelt sich abschließende, vor allem die eigene Person betreffende" [Pick[1])]. Träumer sollte man deshalb nicht zu sehr der Einsamkeit überlassen, sie werden scheu und wirklichkeitsfremd. Leider drängt ihr Naturell dazu, eigene Wege zu gehen, namentlich in der Pubertätszeit, wo die Phantasie mit dem Erwachen des Liebes- und Geschlechtsgefühls neue reichliche Nahrung empfängt, — „im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen, wenn alles schweigt". Ja wenn man sicher wäre, daß aus dem Reichtum des Phantasielebens wahres Künstlertum erblühte! Aber auf hundert falsche Genies kommt ein wahres.

---

[1]) Über einige bedeutsame Psychoneurosen des Kindesalters. Halle. Marhold. 1904.

Es ist bei Kindern dieser Art oft gar nicht leicht zu sagen, wieweit sie andere und wieweit sie sich selber täuschen. Zum Begriff der Lüge gehört zweierlei. Erstens die Erkenntnis ihrer sittlichen Unzulässigkeit: Kinder erfahren oder vielmehr sie lernen erst durch die Erziehung, daß Lügen, jenes bequeme Selbsterhaltungsmittel, Unrecht ist; bis dahin logen sie instinktiv, wie sie instinktiv vor einer Gefahr davonliefen. Und zweitens gehört zur Lüge die Fähigkeit, zwischen Wahrem und Falschem zu unterscheiden. Das ist die Klippe für die allzu Phantasiebegabten. Ihr reger Geist formt die Erlebnisse bis zur Unkenntlichkeit um. Was sie gehört, gelesen, geträumt, gedacht, es flutet kraus durch den Kopf. Schon in dem Abschnitt über die Hysterie ist darauf hingewiesen, wie leicht und ungerecht der Vorwurf der Lüge den Eltern und Erziehern von den Lippen gleitet.

Im Gegensatz zu den stillen, passiven Naturen, die sich in ihr Traumgewebe einlullen und niemandem einen Blick in ihr geheimes Reich gestatten, brennen die aktiven Elemente gerade darauf, ihre Abenteuerlichkeiten und Halbwahrheiten anderen zum besten zu geben, da sie keinen höheren Reiz kennen, als ihre Mitmenschen (gleich sich selber) zu täuschen. Das Phantasie- und Lügespiel wird ihnen zum Bedürfnis wie dem Trinker der Alkohol. Das sind die eigentlichen pathologischen Phantasten und Lügner — pathologisch nicht bloß, weil der Fabuliertrieb geradezu zwangsmäßig auf sie einwirkt, sondern auch weil die mit ihnen durchgehende Einbildungskraft selbst bei relativ einfachen Vorkommnissen das Falsche vom Wahren nicht trennen kann. Je öfter sie ihre Geschichten wiederholen, um so fester glauben sie daran, und kommt gar ihre Eitelkeit mit ins Spiel, so geht die Besonnenheit erst recht verloren. In manchen dieser Renommisten mit ihrem redseligen Selbstbewußtsein steckt geradezu ein manischer Zug. Sie fabeln von großen Ehren, die ihnen erwiesen sind, von Orden und Auszeichnungen, die sie besitzen oder demnächst erhalten werden, machen geheimnisvolle Andeutungen über ihre Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten, über große Reichtümer und Erbschaften, über bemerkenswerte Leistungen, die sie vollbracht, über ihre Geistesgegenwart, die bei der oder jener Gelegenheit großes Unglück verhütet, über Triumphe in Sportsleistungen, über schlagfertige Repliken, die sie irgendwann und irgendwem gegeben haben und die natürlich erst nachträglich komponiert worden sind, und was es sonst noch an kleinen und großen Eitelkeiten auf dem Jahrmarkt des Lebens gibt. Und ihrer gefügigen Einbildungskraft ist es ein leichtes, die Einzelheiten der behaupteten Vorgänge zu einem wohlgefälligen Bilde abzurunden.

Delbrück[1]) hat für dieses bewußt-unbewußte Falschreden den Ausdruck „phantastische Pseudologie“ geprägt.

Auch bei den kindlichen Phantastereien mischen sich Wahrheit, Irrtum und Lüge wahllos durcheinander.

Ein achtjähriges Mädchen erzählt seinen Freundinnen, wie es in den Schulferien nach Amerika gefahren sei. Kein wahres Wort ist daran, — aber es berichtet von den Stürmen des Meeres, wie das Schiff beinahe gekentert sei, usw. Nachforschungen ergeben, daß der Aufschneiderei Erzählungen ihres Bruders, der Matrose ist, zugrunde liegen. Ein zehnjähriger Knabe weiß von einem Pferde zu berichten, das er auf der Straße gesehen, so lang wie eine Stube, und fünf Menschen hätten darauf geritten, — er hat früher einmal von dem fabelhaften Pferde Bayard gelesen. Ein anderer prahlt von einer schrecklichen Krankheit, die er durchgemacht, wie er mit dem Tode gerungen, zu Gott gebetet und wieder gesund geworden sei: wahr ist nur, daß er einige Tage wegen Erkältung das Bett gehütet hat.

Das ist dem pathologischen Lügner eigen: er läßt die Dinge nicht an sich herankommen, sondern sucht sie auf. Der normale Lügner greift zur Unwahrhaftigkeit eigentlich nur, wenn es sein Vorteil nötig zu machen scheint, z. B. wenn er in der Klemme sitzt und heraus muß. Er lügt nicht ohne Not. Den andern aber zuckt und zieht es förmlich, Schwindeleien auszuhecken. Wozu? Er weiß es selber nicht. Hier kann man in der Tat von einer Sucht, einem Trieb zum Lügen sprechen. Die Phantasie muß Abfluß haben, sie erstickt ihn sonst. Eine wahre Meisterschaft besitzt er im Erfinden, im Mischen von Wahrem und Erdichtetem, und was er sich ersinnt, das kann er nicht bei sich behalten, es muß heraus. Allem, was er sagt und treibt, versteht er einen Anstrich ins Bunte und Effektvolle zu geben, und wenn er nicht öfter bei seinen Manövern ertappt wird, so verdankt er das seiner beneidenswerten Sicherheit. Kein größerer Genuß für ihn als Intrigen- und Versteckenspiel, als Schwindeleien, Betrug und selbst Falschdenunziationen aushecken, — und das alles weniger aus selbstischen Gründen zur Erreichung irgendwelcher Vorteile, als aus Freude an dem Reiz des Lügens selber. Wie ein Rausch ist es, der ihn erfaßt hat und den er durchkosten muß!

Beelitz[2]) erzählt folgenden Fall. Ein zehnjähriges, erblich belastetes Mädchen von sehr guter intellektueller Veranlagung, aber moralisch minderwertig, läuft mehrfach oder doch ohne genügende Veranlassung aus dem Elternhause fort in zum Teil weit entfernt liegende Städte. Seine Flucht begründet es jedesmal mit einer neuen, phantastisch ausgeschmückten Geschichte, von deren Realität es teilweise selbst überzeugt ist. Nie ist es um die Komposition einer Fabel verlegen. Schließlich bemüht es sich, in ein Kloster zu kommen, verfaßt einen Liebesroman, den es einem Verleger einsendet, und versucht, im Alter von $12^1/_2$ Jahren, sich aus dem Fenster zu stürzen, wird aber noch rechtzeitig daran gehindert; vorher hatte es sein Testament gemacht und darin ausdrücklich erklärt, daß es den Tod aus unglücklicher Liebe suche.

---

[1]) Die pathologische Lüge und die psychisch-abnormen Schwindler. Stuttgart. 1891.

[2]) Allg. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 58. S. 503.

Phantastisch exaltierte Kinder bewegen sich besonders gern in jenen Vorstellungen, deren schon im vorigen Abschnitt Erwähnung getan wurde: den Vorstellungen von ihrer vermeintlich hohen Abkunft. Ein Geheimnis schwebt über ihrer Geburt, sie sind nicht die wahren Abkömmlinge ihrer Eltern. Spricht nicht alles dafür? Wie auffallend ist von jeher das Benehmen ihrer Angehörigen gegen sie gewesen, und wie sie auch jetzt noch ihre Blicke auf sie werfen, mit ihnen sprechen, halbdunkle und doch dem Eingeweihten klare Anspielungen machen! Das muß etwas zu bedeuten haben! Und die Huld und Güte, mit der die Gutsherrschaft kürzlich mit ihnen geredet, ganz anders als sonst mit simplen Bauernjungen und -mädchen. Ja, hat nicht neulich gar der Landrat das Haus ihrer Eltern aufgesucht! Und so spinnen sie allgemach den Roman weiter von ihrer Entführung in der ersten Kindheit und der demnächstigen Wiedererhebung in Glanz und Reichtum.

Von den echten Wahnideen unterscheiden sich diese Träumereien dadurch, daß sie, so plastisch die Bilder auch vor der Seele des Kindes stehen mögen, doch nie bis zur Höhe des Wirklichkeitswertes steigen — wenigstens nicht in den Stunden ruhiger Überlegtheit. Sie lassen sich ausreden. Dennoch erkennen wir auch hier wieder, wie eng im Grunde normal- und pathologisch-psychologische Erscheinungen miteinander verwandt sind: Wahrheit und Irrtum und Lüge, bewußte und unbewußte Täuschung, Fremdbetrug und Selbstbetrug, Phantasie, Phantastik und wahnhafte Verrücktheit!

Die Neigung zum Fabulieren und phantastischen Lügen finden wir unter den Geistesschwachen, wenigstens unter den Debilen, so gut wie unter den geistig Begabten, wobei natürlich die Klügeren auch die Geschickteren im Erfinden sind; wir finden sie unter den Epileptikern, den Hysterischen, den Trinkern und Morphinisten und unter den Degenerierten überhaupt. Sittlicher Tiefstand oder Hochstand verleiht ihr je nachdem ein häßlicheres oder freundlicheres Gewand. Bei den ausgesprochenen Periodikern verbindet sich die Lüge- und Ränkesucht gern mit der manischen Phase: ist diese vorüber, so wird das Kind wieder ruhig und besonnen. Als die gewiegtesten pathologischen Schwindler gelten insgemein die Hysterischen. Indessen nicht alle Hysterischen sind verlogen, und wiederum nicht alle, die verlogen sind, besitzen das Zeug zum gewandten Betrügen. Dennoch sind gerade in der psychischen Eigenart dieser Kranken die besten Bedingungen zur phantastischen Lüge gegeben: die rege Einbildungskraft, das unzuverlässige Gedächtnis, die Suggestibilität, die Gefühlserregbarkeit, auch die Neigung zu gelegentlichen leichten Bewußtseinsumschleie-

rungen, die die Auffassung der Dinge in der Umgebung trüben. Und aus der häufigen Verquickung von Hysterie und pathologischer Verlogenheit erklärt sich auch die Tatsache, warum das Schwindeln manchmal mit einem Schlage aufhört, wenn man die großen oder kleinen Sünder in andere Verhältnisse bringt, etwa in eine fremde Familie. Wir haben schon gehört, daß sich Hysterische einer neuartigen Umgebung zunächst gerne anpassen; sie lieben den Wechsel, weil er ihrem Gemütsleben die so willkommene Anregung gibt. Es geht daher in den ersten Wochen brillant mit den Kindern, — sie sind so gewinnend und offenherzig, man kann sich nicht genug an ihnen erfreuen, man „begreift die Eltern nicht", — bis eines Tages der Skandal da ist!

In der Pubertätszeit kommt die phantastische Lügesucht vorübergehend auch bei sonst gesunden Kindern vor, ja zuzeiten in recht widerwärtiger Form mit anonymen Denunziationen und sexuellen Verdächtigungen, vor denen selbst die Knaben und Mädchen aus den besten Häusern nicht zurückschrecken. Vorübergehend! — und darum brauchen die Eltern, die dergleichen Ausartungen zu ihrem Entsetzen an den eigenen Kindern entdecken, nicht gleich den Kopf zu verlieren. Phantastisch verlogene Backfische können die bravsten Hausmütter werden!

10. Die Zwangskranken.

Wir haben eine hübsche, sangbare Melodie gehört, und nun will sie uns nicht mehr aus dem Kopf: mit unheimlicher Aufdringlichkeit klingt sie immer wieder an unser Ohr, und wir mögen machen, was wir wollen, sie verfolgt uns, wo wir gehen und stehen. Es ist Abend und wir schicken uns an, zu Bett zu gehen, — die Lampe im Wohnzimmer wird ausgelöscht, und wir begeben uns in die Schlafkammer; unterwegs kommt uns der Gedanke, die Lampe brenne vielleicht noch; wir kehren zurück: nein, sie brennt nicht mehr; aber während des Auskleidens und besonders, nachdem wir uns niedergelegt, erhebt sich der Zweifel von neuem: du könntest dich getäuscht haben, und richtig, wir kommen nicht eher zur Ruhe, als bis wir aufgestanden sind und uns nochmals von dem überzeugt haben, was wir schon längst wußten. Bei einem Spaziergang fällt unser Blick von ungefähr auf ein Haustürschild, das den Namen Meier trägt, nachdem wir einige Schritte weiter gegangen, packt uns die Unruhe: lautete der Name nicht Müller statt Meier? Wir schämen uns der lächerlichen Frage und suchen sie zu verscheuchen, — vergebens, sie zwingt uns doch: trotz inneren Protestes gehen wir die Strecke zurück und vergewissern

uns, daß der Name wirklich Meier heißt. Nun kehrt Ruhe ein in unser Gemüt, und wir wandeln weiter.

Jeder hat vielleicht dies oder ähnliches an sich erlebt. Aber was hier noch im Gebiet des Normalpsychologischen bleibt, wird, gesteigert, zum pathologischen Vorgang, zur Zwangserscheinung, und solche Zwangszustände kommen bei Geisteskranken, Geistesschwachen und Psychopathen auch in der Kindheit verhältnismäßig so häufig vor, daß wir uns näher mit ihnen beschäftigen müssen.

Jedes lebhafte Gefühl und jeder stark betonte Gedanke übt auf den Menschen einen Zwang aus. Liebe und Haß und Eifersucht trüben die Auffassung, hemmen das Spiel der Vorstellungen und treiben den Willen in bestimmte Richtung. Alles, was uns interessiert, macht unseren Gedankenlauf unfrei, indem es ihn zur Einseitigkeit zwingt. Noch deutlicher erkennen wir das bei einem Geisteskranken, der an Wahnvorstellungen leidet: alles ordnet sich hier einer einzigen Idee unter. Diese seelische Gebundenheit hat indessen mit dem Zwang der Zwangskranken nichts zu schaffen. Denn der Affekt- oder Wahnbefangene empfindet den auf ihm lastenden Zwang gar nicht, weiß überhaupt nichts von ihm, er handelt seiner Natur gemäß.

Anders der Zwangskranke. Ihn fesselt objektive und subjektive Gebundenheit. Er ist nicht nur unfrei, sondern fühlt es auch, fühlt es zu seiner eigenen Qual. Die Zwangsvorstellung drängt sich wider seinen Willen in das Bewußtsein hinein. Vergebens ficht er gegen sie an, es hilft ihm nichts, der Fremdling bleibt und behauptet sich. Das ist es, was hier unter Zwang verstanden wird. Auf den Inhalt der Vorstellung, die sich eindrängt, kommt es gar nicht an, sie mag unrichtig sein, unsinnig, gleichgültig oder bedeutsam, — wesentlich bleibt nur das mit ihr verknüpfte Gefühl der inneren Aufnötigung.

Leichtere Zwangserscheinungen halten sich noch im Bereich des Gesunden wie die bereits erwähnten Zwangserinnerungen. Viel verbreitet, namentlich bei Kindern, ist das Aussprechen bestimmter, manchmal ganz und gar sinnloser Worte oder Laute. So schiebt ein zwölfjähriges Mädchen, fast hinter jeden Satz „Tatátatá" ein — laut, wo es glaubt, es sich erlauben zu können, rasch und flüsternd, wo dies nicht möglich ist. In Gesellschaft und in der Schule geht es nicht ohne Zittern und Zagen ab, aber heraus muß es, eher gibt es keine Ruhe. Bisweilen verknüpfen die Kinder mit dem Aussprechen einen geheimnisvollen Sinn, etwa, es könne ein Unglück geben, wenn das Wort verschwiegen werde. Sie sehen natürlich ihre Dummheiten ganz gut ein, können aber nicht davon lassen.

Wegen seiner Folgen bedenklich ist das zwangmäßige Ausstoßen gotteslästerlicher oder unanständiger Worte, z. B. „Gott ist ein —", womöglich in der Stille der Kirche oder der Schule. Andere Kinder wiederholen einzelne Wörter, namentlich im Beginn eines Satzes, z. B. „Der Lehrer, der Lehrer, der Lehrer hat gesagt", oder drücken sich in verschraubten Redewendungen aus: „Gesagt hat, ja, gesagt hat, gesagt hat der Lehrer." Oder sie können bestimmte Worte nicht sprechen, nicht lesen, nicht schreiben, müssen bestimmte Buchstaben an die verkehrte Stelle setzen, gewisse Worte nachsprechen, Manieren nachäffen usw. Es ist klar, wie leicht solche Erscheinungen von den Erwachsenen als Unart, Verdrehtheit, ja als Frivolität aufgefaßt und bestraft werden. Erblickt doch das Kind selbst in ihnen nur Albernheiten, von denen es nicht loskommen kann!

Andere Kranke müssen das, was sie hören, „innerlich nachsprechen". Oder müssen unsinnige und überflüssige Fragen stellen — nicht wie das gesunde Kind aus Neugier oder Wißbegierde, sondern zwangsmäßig, gegen den eigenen besseren Willen. „Warum ist $2 \times 2 = 4$, warum nennt man die Katze nicht Hund, warum ist der Tisch rund und nicht eckig, wieviel Pferde gibt es auf der Welt?" Kranke, die an Zwangszählen leiden, stellen sinnlose Zahlenreihen zusammen, etwa aus den Hausnummern, den Pflastersteinen, den Bäumen auf der Straße, den Fensterscheiben. Sie kommen mit den Schularbeiten nicht vom Fleck, weil ihnen plötzlich einfällt, wieviel Kommata sie wohl im letzten Aufsatz gemacht, wieviel Worte sie geschrieben, wieviel Buden auf dem Jahrmarkt im vorigen Herbst gestanden, wieviel Taschengeld sie damals bekommen haben.

Diese Grübelsucht ist besonders peinigend: wie heißt der Tischler, der den Stuhl gemacht, lebt er noch, wie sieht er aus, was tut in diesem Augenblick der Deutsche Kaiser? Manchmal nehmen, bei älteren Kindern, die Zwangsfragen anstößigen Charakter an, beschäftigen sich z. B. damit, wie wohl die Genitalien dieser oder jener Person beschaffen seien, usw. Zu dem Zwangsfragen und Zwangsdenken gesellt sich das Zwangslachen bei traurigen Anlässen, z. B. bei einem Leichenbegängnis oder bei der Mitteilung eines Todesfalles, und die Zwangsmanieren. Die Kinder gehen nicht, sondern hüpfen über die Schwelle, müssen auf der Treppe eine Stufe überschlagen, auf der Straße zwei Trottoirsteine auf einmal nehmen, alle Laternenpfähle berühren, gewisse Verrichtungen dreimal wiederholen, z. B. einen Gegenstand dreimal aufnehmen, ehe sie ihn gebrauchen, müssen, bevor sie das Bett besteigen, eine Verbeugung machen, vor dem Lesen mit dem Finger dreimal die Nasenspitze berühren. Sie müssen wertlose oder gar ekelhafte Dinge sammeln, Papierfetzen, Zigarrenstummel, Obstreste, Fingernägel; sie waschen, was ihnen unter die Hände kommt: ihre Schuhe, ihren Hut, die Möbel, das Geld, oder umgekehrt, sie bringen es nicht fertig, sich das Gesicht zu waschen oder reine Wäsche

anzuziehen. Endlich gehören hierher die schier zahllosen Seltsamkeiten wie die Zwangstics, wie das Tänzeln, Trippeln, Hüpfen, Gesichterschneiden, Zöpfeflechten, die manierierten Stellungen, Haltungen und Bewegungen. Manche Kinder richten ihr ganzes Handeln nach törichten Vorschriften ein, die sie sich selbst gegeben haben.

Alle echten Zwangszustände sind mit Unlustgefühlen verknüpft. Schon die innere Unfreiheit und das Bewußtsein, sich der törichten Gedanken nicht erwehren zu können, hat für die Kranken etwas Niederdrückendes. Aber das ist es nicht allein: könnten wenigstens die Antriebe immer in die Tat umgesetzt, der Zwang nach außen abreagiert werden! Jedoch verbietet sich das schon bei harmlosen Zwangshandlungen, weil sich der Kranke nicht auffallend machen möchte. Und häufig ist der Inhalt der Vorstellungen keineswegs gleichgültiger Natur, sondern im Gegenteil dazu angetan, Aufregung und Angst hervorzurufen. Von den einfachen Furchtvorstellungen unterscheiden sich diese Zwangsbefürchtungen, Phobien genannt, dadurch, daß der Kranke ganz wohl einsieht, wie unbegründet seine Angst ist, sich aber doch ihrem Bann nicht entziehen kann. Ein einfach furchtsames Kind untersucht wohl auch des Abends sein Schlafzimmer nach Räubern und Gespenstern, kriecht aber beruhigt ins Bett, wenn es nichts gefunden hat; ein Kind mit Zwangsangst dagegen kommt aus der Not nicht heraus: wer weiß, du hast dich getäuscht, es ist doch einer da! Und so klettert es immer wieder aus dem Bett und sucht hinter Ofen und Schrank, selbst sich seiner Einsichtslosigkeit schämend. Die Phobie setzt eben über alle Vernunftgründe hinweg.

Gewöhnlich knüpfen die Zwangsbefürchtungen an ein und denselben Anlaß an, so daß jeder Kranke gleichsam an seiner Spezialphobie leidet. Als erste von allen beschrieb Westphal vor fast 50 Jahren die Platzfurcht oder Agoraphobie, d. h. die Unfähigkeit, einen leeren Platz allein zu überschreiten, weil sich dabei Schwindel- und Angstgefühl einstellt. Gerade diese Phobie kommt bei Kindern kaum vor, dafür viele andere, die vorzugsweise dem jugendlichen Gedankenkreis entsprechen. Die kleinen Psychopathen fürchten sich vor dem Alleinsein, namentlich im Dunkeln und im verschlossenen Zimmer (die Eltern könnten sie vergessen haben, es könnte Feuer ausbrechen, ein Gespenst erscheinen), fürchten sich vor dem Gewitter, vor Tieren, auch wenn sie die Ungereimtheit ihrer Angst ganz gut einsehen. Sie scheuen sich, über die Straße zu gehen, selbst wenn sie fast verkehrsleer ist: ein toller Hund könnte irgendwo hervorbrechen, ein Dachziegel herabstürzen, ein Auto, ein durchgehendes Pferd, ein Betrunkener Gefahren heraufbeschwören, Soldaten könnten sie totschießen, die Polizei sie ins Gefängnis stecken, Zigeuner sie rauben. Ja, sie bangen auch für ihre Angehörigen, für der Mutter Leben, wenn sie ausgeht, für die Geschwister, die plötzlich erkranken und sterben könnten. Das vielen Erwachsenen und Nicht-Erwachsenen eigene Furcht- und Ekelgefühl vor Spinnen und Mäusen, vor Kranken und Geistesgestörten, vor Feuersnot und Gewitter, sowie die ganze Flut der abergläubischen Befürchtungen bezeichnen etwa die Grenze, wo sich normale und pathologische und ferner einfache und Zwangs-

angst berühren. Das Wesentliche liegt immer darin, daß der Zwangsängstliche selbst so recht nicht an die Schrecknisse glaubt, die ihm aufdämmern, er macht sich sogar öfters lustig über sie, und doch lasten sie auf ihm wie ein Berg.

Verbreitet ist die Berührungsfurcht. Die Kinder wagen nicht, eine metallene Türklinke anzufassen, weil Grünspan daran kleben könnte, geben dem Fremden nicht die Hand, weil sie Krankheiten zu empfangen oder zu übertragen fürchten. Sie waschen sich täglich ein paar dutzendmal die Hände, wollen nur aus bestimmten Gläsern trinken, wittern überall Gift und Schmutz.

Oppenheim[1]) beobachtete bei einem vier- oder fünfjährigen Mädchen eine Art von Bekleidungsphobie: das Kind sträubte sich unter Weinen und Schreien gegen den Versuch, ihm das Hemd oder Kleid anzuziehen, und zwar deshalb, weil es, sobald es das Kleid anzog, das Gefühl hatte, als sei der Körper schief und verschoben. Ältere Kinder zerbrechen sich den Kopf, ob sie anatomisch regelrecht gebaut seien, ob nicht der Kopf zu klein, die Arme zu lang geraten, ob dieses stimme und jenes.

Viel Nöte macht den Kindern die Errötungsfurcht vor jeder ungewohnten Situation, ferner die Furcht vor dem Blick: auch wenn sie nichts Böses auf dem Gewissen haben, können sie andern Menschen nicht ins Gesicht sehen; sodann die Furcht, zu ungeeigneten Zeiten, etwa in der Kirche, oder in der Droschke, oder während einer Feierlichkeit, ein Bedürfnis verrichten zu müssen. Das Lampen- und Examenfieber gehört teilweise ebenfalls hierher.

Natürlich brütet alles, was mit der Schule zusammenhängt, die schönsten Angstanwandlungen aus. Zehnmal packen die Schüler unterwegs ihren Tornister aus, um sich zu vergewissern, daß sie auch nichts vergessen haben, grübeln über Verfehlungen nach, die sie möglicherweise gegen den Lehrer verschuldet haben könnten, und quälen sich, ob sie mit dieser oder jener Antwort genau die Wahrheit innegehalten. Manchmal liegt den Phobien eine Tatsache insofern zugrunde, als das Kind wohl die verbotene Handlung beabsichtigt, aber doch nicht ausgeführt hat; immer wieder fragt es sich dann: hast du es auch wirklich und ganz gewiß nicht getan? Die gereiftere Jugend peinigt sich mit religiösen Skrupeln: du hast Schlechtes von Gott gedacht, du hast nicht den wahren Glauben, du hast unwürdig kommuniziert, du hast beim Beichten eine Sünde verschwiegen. Stunden der Selbstbesinnung verscheuchen zwar die Bedenken, doch brechen sie, aller besseren Einsicht zum Hohn, immer aufs neue durch.

Wieder andern drängt sich die Vermutung auf, sie hätten gestohlen, betrogen, Feuer angelegt, sei es auch nur durch Unachtsamkeit. Sie beschuldigen sich geradezu der Brandstiftung, da sie ein Streichholz nicht ausgelöscht oder einen Gashahn nicht ganz ausgedreht.

Die Selbstvorwürfe gehen mitunter bis ins Bizarre. Lesen die Zwangskranken von einem Unglück, von einem Verbrechen, so nimmt sie sogleich der Gedanke gefangen, sie seien die Täter. Unwissentlich, vielleicht in einer Art Traumzustand wie ein Nachtwandler, könnten sie die Schuld auf sich geladen haben.

Ein sechzehnjähriger Knabe bezichtigte sich in dieser Weise eines Mordes, der sich in der Stadt ereignet hatte, und blieb dabei, obwohl der Mörder mittlerweile er-

---

[1]) Die ersten Zeichen der Nervosität des Kindesalters. S. Karger. Berlin 1909.

griffen und verurteilt worden war; immer wieder verlangte er strikte Beweise, daß er nicht in Betracht kommen könne. Er lief zu den Eltern, Verwandten und Bekannten, Geistlichen und Ärzten und ließ sich nicht beschwichtigen. Immerhin so recht echt und fest glaubte er doch nicht an die Geschichte (Unterschied von der Wahnidee des Geistesgestörten!); nur der Affekt ließ ihm keine Ruhe.

Manche Zwangsleidende räumen Steine aus dem Weg, weil sie sich, wenn jemand darüber stolpere, einer Unterlassungssünde zeihen müßten; sie sammeln Nadeln und Glasscherben, verstecken Messer und Gabeln, riegeln die Tür zu aus Furcht vor Mördern und öffnen sie wieder aus Besorgnis, sie könnten bei einem Brande nicht gerettet werden. Bisweilen hat diese Zweifelsqual, ob bei geschlossener oder unverschlossener Tür schlafen, einen fast tragikomischen Beigeschmack: die Unglücksmenschen kommen über den sich widerstreitenden Bestrebungen für ihre Sicherheit nicht zur Ruhe. Andere prickelt es, wenn sie auf einer Brücke, einem Turm, einem Felsen stehen, sich selbst oder ihren Nebenmann herunterzustürzen.

Andere Kinder geben bestimmte Befürchtungen nicht an, sondern bewegen sich mehr in allgemeinen Redensarten: es sei ihnen so, als hätten sie ein Unrecht getan, jeder traue ihnen Schlechtes zu und das sicher nicht ohne Grund. Behandelt man derartige Herzensergießungen mit ein wenig Ironie, so kommt es wohl vor, daß die Kinder selbst über sich lachen müssen, aber so recht frei von der Angst werden sie darum doch nicht. Auch bei den Zwangserscheinungen gibt es ein Auf- und Abfluten, und schlimme Zeiten werden durch Tage und Wochen relativer Ruhe wohltätig abgelöst. In den schwersten, allerdings recht seltenen Fällen nimmt die Furcht vor Begehungs- und Unterlassungssünden einen solchen Grad an, daß die Kinder sich am liebsten ganz passiv verhalten. Sie ängstigen sich vor der eigenen Angst, und doch, im Widerspruch dazu, wenn es einmal nichts zu sorgen gibt, so ruhen sie nicht eher, als bis sie wieder ein Objekt für ihre Seelennot haben. Der Zwang wird zum qualvollen Bedürfnis.

Aus den Zwangsvorstellungen und -gefühlen gehen Zwangshandlungen hervor. Manche dieser Handlungen, die man der Bequemlichkeit halber hierher rechnet, gehören nur uneigentlich dazu, denn es fehlt ihnen das Hauptmerkmal: der Zwang, die Unwiderstehlichkeit. Sie werden lediglich unternommen, um aufkeimenden Ängsten das Feld abzugraben. So schützt sich z. B. der Kranke durch das Tragen von Handschuhen oder durch unermüdliches Händewaschen vor der Berührungsfurcht; er verhütet durch übergroße Sorgfalt beim Arbeiten und bei der Regelung seiner Angelegenheiten, daß er in lästige Zweifel gerät, oder meidet Personen und Situationen, die ihn in Verlegenheit setzen könnten.

Bei den echten Zwangshandlungen dagegen springt die Vorstellung selbst in die Tat um. Der Kranke gibt dem Zwange nach! Ob dieser Fall eintritt, hängt im wesentlichen von drei Umständen ab: einmal von dem Inhalt der Vorstellung, zweitens

von der Höhe des Affektes und drittens von der Stufe geistig-sittlicher Entwicklung, auf der der Kranke steht. Das letztere leuchtet ohne weiteres ein: Kinder unterliegen dem Zwange eher als Erwachsene, der haltlose Charakter leichter als der in sich gefestigte. Auch wird der Kranke harmlosen Zwangsantrieben ungenierter nachgeben als moralisch bedenklichen. Ernstere Zwangsvorstellungen verwirklicht er nur dann, wenn der Zwang so heftig ist, daß er die Fesseln von Sitte und Sittlichkeit sprengt. Und das ist glücklicherweise eine seltene Ausnahme. So häufig Phobien mit unmoralischen und selbst verbrecherischen Tendenzen vorkommen, so selten setzen sie sich in Taten um. Deshalb haben die Zwangszustände auch gar keine große forensische Bedeutung. Ein „wider Willen" Stehlen, Brandstiften, Entweichen usw. ist sicher nichts Häufiges. Man darf diese Geschehnisse nur nicht mit den reinen Impuls- und Affekthandlungen verwechseln. Der Impulsive zündet blindlings das Haus an, der Affektmensch tut es nach kurzem innerem Kampf, aber doch im Einklang mit seiner augenblicklichen Gemütsverfassung, daher mit dem Gefühl der Befriedigung („Rache ist süß"); dem Zwangshandelnden dagegen wird die Tat wider sein besseres Ich, das sich vergeblich wehrt, aufgenötigt. In den beiden ersten Fällen objektiver Zwang allein, im letzteren objektiver Zwang mit subjektivem vermischt.

Bleibt aber der Zwangskranke Sieger über sich, so erkauft er die Selbstbeherrschung in den ernsteren Fällen nur um den Preis einer heftigen psychischen Reaktion. Die Angst, das Ringen mit sich selbst, die Abscheu vor dem Inhalt der sich aufdrängenden Gedanken können, namentlich im Kindesalter, schwere innere Krisen auslösen. Überhaupt haben die Kranken manchmal recht erheblich unter ihrem Zustand zu leiden, wenn nicht gerade ein angeborenes, besonders glückliches Temperament ihnen über die Nöte hinweghilft. Die Furcht, sich lächerlich oder gar verächtlich zu machen, das Gefühl des Nichtverstandenseins und die (fast immer ganz unbegründete) Besorgnis, geisteskrank zu werden, macht sie reizbar und bitter; sie werden vergrämt, menschenscheu und ziehen sich von allem Verkehr zurück.

Zwangszustände sind in der Jugend so häufig wie im Alter. Sie fehlen nur in den ersten Lebensjahren, etwa bis zum fünften oder sechsten, weil sie eine gewisse geistige Reife voraussetzen. Nach der Freudschen Theorie lassen sie sich letzten Endes immer auf sexuelle Kindheitserlebnisse zurückführen, sei es auf frühzeitige Masturbation, auf Verführung oder geschlechtliches Phantasieschwelgen. Der peinliche Affekt, das Schuldbewußtsein, der Ekel, oder was es sonst sein mag, wird in das Unterbewußtsein

verdrängt, dort eingeklemmt und kommt „konvertiert“ in Form der Zwangszustände zum Durchbruch. Dazu kann auf die Bemerkungen, die an anderen Stellen über diese Theorie gemacht sind, verwiesen werden.

Leichte Zwangszustände kommen auch bei Gesunden nicht selten vor und können zu besonderen Zeiten, etwa in Stunden der Erschöpfung, bis zu pathologischer Höhe ansteigen. So ist z. B. bei vorübergehender nervöser Überreizung der Grübel- und Denkzwang sehr lästig, der sich abends im Bett einstellt und am Einschlafen hindert. Ausgesprochen Zwangskranke sind aber immer konstitutionell anomale und nicht bloß „nervöse“ Naturen. Stehen die Erscheinungen stark im Vordergrunde des psychopathischen Bildes, so spricht man von einer Zwangsneurose; sie kann wie andere angeborene Verstimmungszustände auch periodisch auftreten.

Zwangskranke Kinder sind durchschnittlich gut begabt, manchmal geradezu intelligent. Ziehen[1]) fand einen geistigen Defekt nur bei einem Fünftel der von ihm Untersuchten. Symptomatisch treten die Zwangszustände auch bei der Hysterie, bei der Epilepsie und hin und wieder bei dem Jugendirresein auf.

Sieht man von diesen Komplikationen ab, so sind die Heilungsaussichten nicht so schlecht, wie es mitunter auch von Ärzten noch angenommen wird. Mindestens können die Zwangsvorstellungen nach den Pubertätsjahren beträchtlich abflauen, so daß sie nicht mehr sonderlich stören. In Wahnideen gehen sie, wenn überhaupt, nur ganz selten über. Jedenfalls haben die Kranken wenig Ursache, sich vor dem Ausbruch einer Geistesstörung zu fürchten. Koch[2]) meint sogar, Zwangsvorgänge schützten vor Psychosen. Auch die Selbstmordgefahr, mit der die Patienten gerne spielen, hat nicht viel auf sich: so kundige Ärzte wie Friedmann und Janet haben noch nie einen Selbstmord infolge von Zwangsvorstellungen erlebt.

11. Die sittlich Minderwertigen.

Die ärztliche Erfahrung lehrt, daß Krankheiten oder Verletzungen des Gehirns zu einer derartigen Veränderung der Persönlichkeit führen können, daß das Individuum Handlungen begeht, die seinem früheren Wesen fremd sind: ein sonst ruhiger, gesetzter, pflichttreuer Mensch wird durch eine geistige Erkrankung reizbar, launenhaft, leichtsinnig, moralisch haltlos, sogar zum Lügner und

[1]) Die Geisteskrankheiten des Kindesalters. Reuther u. Reinhard, Berlin. 1902/06.
[2]) Die psychopathischen Minderwertigkeiten. Otto Maier, Ravensburg. 1891/93.

Dieb. Unmäßiger Alkoholgenuß führt noch lange vor dem intellektuellen Verfall zu Charakterlosigkeit.

Unterliegt es somit keinem Zweifel, daß Geistesschwäche imstande ist, die gesunde Entwicklung des Charakters zu schädigen, so fragt es sich, ob es eine angeborene Verkümmerung der sittlichen Gefühle ohne Geistesschwäche und sonstige krankhafte Erscheinungen gibt. Über diesen Punkt, der natürlich eine sehr hohe praktische Bedeutung besitzt, ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten eifrig diskutiert worden. Der Engländer Prichard hatte 1835 eine derartige angeborene moralische Verkümmerung, die freilich schon vor ihm beschrieben worden war, unter dem Namen moral insanity genauer abgegrenzt, und die fremdländische Bezeichnung ist in Deutschland fast heimischer geworden als die deutsche Übersetzung: moralisches Irresein. Ein moral insane ist ein intellektuell normal begabtes, aber sittlich defektes Individuum — defekt nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch eine unglückselige Naturanlage, ein Gekennzeichneter, vorausbestimmt zum lasterhaften Lebenswandel und unfähig, sich den Schlingen dieses tückischen Geschickes zu entziehen.

Der Theorie von der moral insanity hat sich in den letzten Jahrzehnten auch die naturalistische Richtung der schönwissenschaftlichen Literatur bemächtigt. Der Stoff in seiner düsteren Tragik und in Gemeinschaft mit der Vererbungs- und Entartungslehre drängt ja förmlich zur künstlerischen Verwertung. Freilich populär wurde die moral insanity erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als sie mit der Lehre vom geborenen Verbrecher zusammenfloß. Diese stammt von dem verstorbenen Turiner Irrenarzt Lombroso. Sie hat eine ganze Literatur von zustimmenden und ablehnenden Schriften erzeugt, ja die leidenschaftlichsten Fehden zwischen ihren Anhängern und Gegnern hervorgerufen und damit (selbst wenn ihr sonst ein Verdienst nicht zuzurechnen wäre) der Wissenschaft reiche Anregungen gebracht. Allmählich ist der Lärm ein wenig verstummt und als Fazit das eine geblieben, daß man dem berechtigten Kern, der Lombrosos Ideen zugrunde liegt, jetzt in Fachkreisen fast allgemein zustimmt. Freilich muß man die Lehre auch kennen und ihrem Schöpfer nicht Ansichten unterschieben, die zu behaupten ihm ferngelegen hat.

Lombrosos Lehre lautet folgendermaßen. Es gibt Individuen, die infolge ihrer angeborenen Eigenart so beschaffen sind, daß sie sich den jeweils herrschenden Moralgesetzen nicht anpassen können. Diese „geborenen Verbrecher“ stellen eine Varietät des Menschengeschlechts, einen

eigenen Typus dar, der anthropologisch als eine Rückschlagsbildung (Atavismus) in die Zustände ehemaliger Wildheit anzusehen und psychologisch der epileptischen Entartung verwandt ist. Anatomisch kennzeichnen die Individuen sich durch kleine Abweichungen von der normalen Körperbeschaffenheit, die unter dem Namen der Entartungszeichen bekannt sind, seelisch fallen sie auf durch ihren Mangel an altruistischen Gefühlen, der sie — gleichgültig, in welchen sozialen Verhältnissen sie leben — auf sittliche Abwege führen muß. An Zahl umfaßt der Typ des geborenen Verbrechers etwa ein Viertel bis ein Drittel aller Rechtsbrecher; die übrigen Kriminellen setzen sich zusammen aus Leidenschaftsverbrechern, Gelegenheitsverbrechern, geisteskranken Verbrechern usw.

Das etwa lehrt Lombroso. Sein Verdienst besteht zunächst darin, der Kriminalwissenschaft neue Bahnen erschlossen, ja die Kriminalanthropologie eigentlich erst geschaffen zu haben. Früher sah der Richter vorzugsweise die Straftat selber und den Paragraphen, der zu ihr gehörte. Jetzt wird immer mehr die Person des Täters in den Vordergrund gerückt. Man studiert die gesamte Vorgeschichte und nicht mehr bloß die letzte Ursache des Verbrechens, — den Lebenslauf, die physiologische und psychologische Beschaffenheit des Angeklagten, die Umgebung, in der er lebt und aufgewachsen. Zum guten Teil an Lombrosos Auftreten knüpft sich die Gründung der sogenannten positivistischen Strafrechtsschule, die an Stelle des alten Vergeltungs- und Sühnebegriffes den Zweckbegriff des Gesellschaftsschutzes setzen will. Wohl hat Lombroso nicht ohne Grund seine Gegner gehabt, denn er verfuhr unkritisch in der Art, mit der er sein Material sammelte und zur Beweisführung verwandte. Viele Einzelheiten seiner Lehre wurden schon bald als haltlos erkannt, aber über dem Vergänglichen ist das Wertvolle erhalten geblieben und wird es bleiben.

Und was ist das Vergängliche? Einen wirklichen Verbrechertyp, wie Lombroso annahm, gibt es nicht, mindestens nicht in dem Sinne einer biologischen Varietät, und der Wert der anatomischen Entartungszeichen ist stark überschätzt worden. Auch die Ansicht, daß das Gewohnheitsverbrechertum einen atavistischen Rückschlag verkörpere oder gar daß es der Epilepsie verwandt sei, muß fallen gelassen werden. Zudem unterschätzt Lombroso den Einfluß der Umgebung auf die Entstehung von Verbrechen. Vielmehr tragen an einem großen Teil der Vergehen soziale, nicht individuelle Faktoren die Schuld. Aber darin hat Lombroso recht: zweifellos gibt es Naturen, bei denen sich das individuelle Moment mit solcher Zähigkeit behauptet, daß es durch äußere Wirkungen nicht kompensiert wird. Wie sich in gemeiner Umgebung die Seele rein erhalten kann (Dickens' Oliver Twist ist ein Beispiel), so ersticken selbst die günstigsten Lebensverhältnisse nicht die eingeborenen Triebe niedriger Gesinnungsart. Verbrechen kann die Erziehung verhindern, — doch kann sie auch gemeine Denkart tilgen?

Und hier ist die Stelle, wo sich die Lehre Lombrosos mit der der moral insanity vereinigt: existiert auch kein anthropologisch gekennzeichneter Typ geborener Verbrecher, so gibt es doch Individuen, die durch eine minderwertige Hirnorganisation gehindert werden, sittliche Triebe bestimmend auf sich wirken zu lassen, und die infolgedessen fast mit Notwendigkeit auf den Pfad des Verbrechens gelangen. Der Säugling in der Wiege steht außerhalb der Moral, er kennt kein Gut und kein Böse. Denn sittliche und unsittliche Eigenschaften entwickeln sich erst im Verkehr mit der Umwelt. Wohl aber ist angeboren eine bestimmte Richtung des Fühlens und Wollens zum Guten und zum Bösen, und dieser individuelle Faktor gibt später den Ausschlag bei der Wahl des Weges, den die Entwicklung nimmt. Erziehung und Beispiel tun in das Kind nichts hinein, was nicht schon in ihm liegt, sie holen nur das Vorhandene heraus. Kain und Abel waren die Söhne derselben Eltern.

Nun gelangt erfahrungsgemäß die Mehrzahl der Heranwachsenden auf einen leidlichen Weg der Gesittung und hält sich darauf. Das ist das Häufigste, das Durchschnittliche, das Normale. Um diesen moralischen Mittelpunkt gruppieren sich tausendfache Abstufungen nach oben und nach unten, und bei einer glücklicherweise kleinen Zahl behaupten dauernd und trotz guter Erziehung die sinnlichen Regungen das entschiedene Übergewicht über die sittlichen: kein warmes ehrliches Mitgefühl regt sich in der Brust dieser seelisch Verkümmerten, nur dorthin fühlen sie sich gezogen, wo sie ihrem Egoismus und ihren Launen leben können. So sind sie und so bleiben sie, viele ihr Leben lang. Auf mancher ehrenwerten Familie lastet das Verhängnis des verlorenen Kindes. Wieviel Tränen sind geweint, wieviel Hoffnungen aufgeblüht und wieder in ein Nichts zerfallen! Warum, woher? Das „Milieu" vermag das Rätsel nicht zu lösen, an ordentlicher Erziehung und trefflichem Beispiel hat es nicht gefehlt. Das sind die moralisch Irren, die moralisch Schwachsinnigen, die geborenen Verbrecher.

Von einer eigenen Krankheit im Sinne Prichards, moral insanity genannt, kann man dabei eigentlich nicht sprechen, man kann also nicht sagen: dieser Mensch ist ein moralisch Irrer, sonst aber ist er gesund. Vielmehr ist die Gefühlsstumpfheit und -perversität nur ein Symptom, nur Teilerscheinung geistig anomaler Beschaffenheit. Die Sachlage verhält sich wieder so, wie wir es bei den Monomanien kennen gelernt haben: es leidet nicht jemand an Kleptomanie schlechthin, sondern der Stehltrieb stellt nur eine einzelne Erscheinung einer nicht normalen Wesensart dar, wenn

auch die markanteste. So finden wir bei den mit einer „moral insanity“ behafteten Personen stets noch andere Symptome, die uns über die anomale Verfassung keinen Zweifel lassen, — überstarke Gefühlsschwankungen, periodische Verstimmungszustände, pathologische Reizbarkeit, verschrobene Gedankenrichtung, phantastische Lügesucht, Zwangsvorgänge usw. Moralisch Depravierte haben wir unter den Haltlosen, den Periodikern, den Affektnaturen so gut wie unter den Geisteskranken und Schwachsinnigen. Das Problem sollte deshalb nicht eigentlich lauten: gibt es eine moral insanity? sondern: kann eine moralische Minderwertigkeit auch krankhaften Ursprungs sein? Und diese zweite Frage wird man unbedingt bejahen müssen. Das beste wäre demnach, der moral-insanity-Begriff verschwände ganz von der Bildfläche, denn gleich dem der Monomanie erweckt er den Anschein, als handle es sich um eine besondere Krankheit, statt, wie es in Wahrheit ist, um ein Krankheitssymptom. Für das Krankheitssymptom aber eignet sich ein anderer Ausdruck besser, etwa moralische Anästhesie, sittliche Unempfindlichkeit. Man würde dann darunter mit Friedrich Scholz[1]) verstehen „eine angeborene oder erworbene habituelle, im Streben und Handeln sich kundgebende, nach Art und Stärke abweichende abnorme Veränderung und Herabminderung moralischer Vorstellungen und Gefühle.“

Den gegenseitigen Beziehungen von intellektuellem und sittlichem Tiefstand sind wir an anderer Stelle schon eine kurze Strecke nachgegangen; ich muß sie hier aber noch einmal berühren. Es ist ja klar, daß der Geistesschwache, gleiche äußere Verhältnisse vorausgesetzt, eher Gefahr läuft zu fallen als der Vollsinnige, denn er läßt sich leichter verführen, handelt unüberlegt und überblickt die Folgen nicht. Wie das Kind! Manchmal kennt er auch wirklich nicht die Grenzen zwischen Erlaubt und Unerlaubt, darin abermals dem Kinde ähnlich. So stürzt er in sein Unglück hinein — aus purer Dummheit.

Dummheit aber ist nicht Schlechtigkeit, und was die Schlechtigkeit betrifft, so geht es nicht an, das Maß der Verantwortung lediglich nach der Urteilsfähigkeit bestimmen zu wollen. Die Güte des Charakters läuft weder bei Schwachsinnigen noch bei Vollsinnigen der Güte der Intelligenz parallel, und der Klügere ist durchaus nicht immer der Bessere; denn nicht der Verstand allein, sondern der Wille ist für das Handeln

[1]) Die moralische Anästhesie. Für Ärzte u. Juristen. Ed. H. Mayer, Leipzig 1904.

entscheidend. Wo sich Pflicht und Neigung streiten, da stehen nicht Verstand und Wille gegeneinander, sondern Wille gegen Wille, der Vernunft- gegen den Sinnenwillen. Darum kommt es bei aller Erziehung darauf an, das Gute so verlockend zu machen, daß der bessere Wille den Sieg über den schlechteren behält. Die höhere Einsicht allein, die tut es wahrlich nicht! Das Herz entscheidet, nicht der Kopf.

Der ehrliche Mensch begreift nicht, wie sich der Spitzbube mit seinem Lebenswandel so leicht abfindet. Böses tun, meint er, sei doch der reine Unverstand. Der Verbrecher brauche sich ja nur recht klar vor Augen zu führen, wie er auf die Dauer doch den kürzeren ziehe und wie das Damoklesschwert der Entdeckung beständig über ihm schwebe; der gerade Weg, das müsse jedem einleuchten, sei allemal der vernünftigste, nur ein Dummkopf gehe auf krummen Pfaden. Derartige gutgemeinte Reden bekommt mit Vorliebe auch das Kind aufgetischt. Gewiß, sie sind nicht immer ganz nutzlos, aber helfen können sie in Wahrheit nur da, wo sie eine verwandte Saite im Herzen berühren. Und wenn der „andere“ Wille nicht der stärkere ist! Die Lust am Verbotenen brennt gar zu stark, ja, wenn es sich um tatenfrohe Jugend handelt, wächst der Reiz des Unternehmens mit der Gefahr. Der Leiter einer Fürsorgeerziehungsanstalt erzählte mir einmal, daß die dreistesten seiner Knaben zum Entweichen nicht etwa die bequeme Gelegenheit bei der Garten- und Feldarbeit benutzten, sondern sich des Nachts an zusammengebundenen Bettüchern aus ihren Schlafzimmerfenstern herunterließen.

Wahrhaftig, Verstand und Sittlichkeit haben wenig genug miteinander zu tun. Hervorragende Intelligenz läßt sich ebensowohl zu schlechten wie zu edlen Zwecken gebrauchen. Predigen nur fromme Leute Religion? Sind die Besterzogenen stets die Pädagogen? Leistet eine vortreffliche Abhandlung über die Ethik Gewähr für die Tugend des Gelehrten, der sie schreibt? Ach, es wäre schön, wenn Leben und Lehre immer im Einklang miteinander stünden, wenn Weisheit auch Tüchtigkeit verbürgte! Nach dem Gesetz sind Minderjährige zwischen 12 und 18 Jahren straffähig dann, wenn sie die nötige Einsicht, d. h. die nötige intellektuelle Einsicht, in die Strafbarkeit ihrer Handlung besessen haben. Weiß ein Halbwüchsiger, daß Stehlen und Betrügen und Notzüchtigen gesetzlich verboten ist, dann wird er verurteilt. Als ob es auf dieses bloße Wortwissen ankäme! Ein bißchen mehr psychologische Vertiefung! Warum läßt man den 8- oder 10jährigen Dieb laufen: der weiß doch auch, daß man ins Gefängnis gesteckt wird, wenn man gestohlen hat! Einsicht hat nur dann einen Wert, wenn sie sich aufbaut auf dem Untergrunde starker Gefühle, d. h. wenn sie erlebt wird.

Die Wurzel der sittlichen Verkehrtheit liegt also nicht in ungenügender Einsicht oder verschrobenem Gedankengange, sondern in fehlenden oder verkehrten Gefühlsregungen, und hierbei steht die Unfähigkeit, sich in fremde Gemütszustände

einzufühlen, obenan. Die Perversen leiden nicht mit, sie empfinden keine gleichgestimmte Regung in ihrem Herzen, wenn ihren Mitmenschen ein Schaden zustößt. Zwar sind bei uns allen verschiedene Gefühle in verschiedener Stärke ausgebildet; gewisse Gefühle gehören aber notwendig und unerläßlich zum Grundbestande der Seele, und dahin zählt das Mitleid. Mit egoistischen Trieben allein kann der Mensch seine Wesensbestimmung nicht erfüllen. Denn er lebt nicht als Einsiedler in der Welt, sondern in Gemeinschaft anderer, und hat Rücksichten auf sie zu nehmen, in ihrem und auch in seinem eigenen Interesse. Sittlich sein heißt sozial sein, heißt seine eigennützigen Regungen einschränken im Interesse der Mitmenschen. Altruistische Strebungen bilden zu den übrigen Eigenschaften nicht eine schöne Zugabe, die man haben kann oder nicht haben kann, sondern sie sind, verallgemeinert gedacht, Voraussetzung zur Erhaltung menschlichen Daseins überhaupt. Natürlich sind Mitgefühl, Selbstlosigkeit, Hilfsbereitschaft nicht angeboren, so wenig wie Vorstellungen und Gefühle überhaupt, sondern entwickeln sich erst nach und nach im Verkehr mit der Umwelt. Aber potentiell müssen sie da sein, in der Anlage begründet, und wo sie fehlen, da haben wir zweifellos ein pathologisches Individuum vor uns, pathologisch, weil es ihm an einer lebensnotwendigen Eigenschaft gebricht.

Nun darf man freilich in den moralisch Anästhetischen nicht wahrhafte Ausbünde von Gemeinheit und Schlechtigkeit erblicken. Wohl kein Mensch ermangelt aller und jeder Sympathiegefühle, und verstehen wir nur an der richtigen Stelle einzusetzen, so springt immer noch ein Fünkchen Lebenswärme heraus. Selbst der Wille zum Guten fehlt nicht immer, aber freilich, nur in Diminutivform ist er vorhanden: man möchte schon, wäre es nur nicht so unbequem! Keine herzhaften Gefühle, sondern Gefühlchen, dünn und dürftig, und im Konkurrenzkampf mit dem Bösen schnell besiegt. Hinterher nach vollbrachter Übeltat stellt sich auch ein bißchen Reue ein, aber sie hält nicht vor. Indessen, wie gesagt, ganz schlecht ist keiner. Selbst die größten Rowdys haben gelegentlich ihre trüben Stunden, und manche empfinden gar ihr Anderssein, ihre Ohnmacht als tiefe Not, — sie fragen, wie es denn komme, daß sie so schlecht seien, und ob es denn keine Rettung gebe. Das sind Augenblicksstimmungen, gewiß, aber sie weisen darauf hin, daß auf dem Grund der Seele noch ein Rest des Guten lebt. Wärmere Regungen stehen zu dem sonstigen Wesen des Individuums in einem seltsamen Widerspruch, doch hat ein solcher bei Psychopathen für uns nichts Befremdendes. Eine später zu erwähnende jugendliche Verbrecherin, welche ein Kind in bestialischer Weise

ums Leben brachte, war doch wieder auch kinderlieb und besaß Herzensverständnis, mit Kindern umzugehen.

Wie bei den Schwachsinnigen, so kann man auch bei den moralisch Minderwertigen die beiden Typen des erethischen und des torpiden unterscheiden. Der zweite Typus ist der weniger gefährliche: es fehlt ihm die verbrecherische Stoßkraft, die Initiative, er läßt die Dinge an sich herankommen und sündigt in der Hauptsache durch Passivität, durch Unterlassung gebotener Pflichten, durch Gefühlskälte und lieblose Gleichgültigkeit, durch Unwahrhaftigkeit und Mangel an Herzenstakt — kurzum, durch Indolenz.

Die erethischen, aktiven, Elemente sind, wenigstens in der zweiten Hälfte der Jugend, die selteneren, aber auch die gefährlicheren. Als Kinder bestechen sie, wenn gebildeter Familie entstammend, auf den ersten Blick durch ihre guten Manieren, ihre geschmeidige Liebenswürdigkeit und ihr munteres, aufgewecktes Wesen. Tritt man ihnen näher, so verliert sich viel von dem anmutigen Bilde. Hinter dem süßen Lächeln des kleinen Mädchens und den drolligen Späßen des Knaben steckt die Gemeinheit. Intellektuell sind sie vielfach recht gut begabt: die Auffassung rasch, das Gedächtnis zuverlässig, die Phantasie reich und blühend, freilich der Gedankengang sprunghaft, oberflächlich, manchmal fast absurd. Mit Fleiß und Pünktlichkeit und Ordnungsliebe stehen sie auf gespanntem Fuße. Bald gehören sie mehr dem psychopathischen Typ der Haltlosen an, bald dem der Manischen oder auch dem der hysterisch Entarteten.

Schon früh hält das Kind seine Familie durch Ausbrüche wilder Widerspenstigkeit in Atem. Tut man ihm den Willen nicht, so gerät es außer Rand und Band und schreckt selbst vor Angriffen auf die Eltern nicht zurück. Es brutalisiert die jüngeren Geschwister, treibt Spott und Schabernack mit ihnen, stiehlt und lügt. Wenn mit guter Phantasie begabt, so erfindet es Geschichten und Romane oder bauscht wirkliche Erlebnisse zur Unkenntlichkeit auf, aus Lust an Täuschung, oft ohne anderen Zweck. In der Schule treibt es Unfug, stiftet Händel an, trotzt gegen den Lehrer und setzt den Strafen, soweit sie nur das Ehrgefühl und nicht den Körper treffen, eine Gleichgültigkeit entgegen, die fast Bewunderung erregen muß. Es läuft aus dem Hause, schwänzt die Schule, treibt sich tage- und nächtelang herum. Die erschreckten Angehörigen wissen sich keinen Rat, — Milde hilft nichts, Strenge nichts. Vorhaltungen, Bitten und Tränen gegenüber empfindet der Taugenichts wohl etwas Schamgefühl, meint es auch vielleicht ernst mit dem Gelöbnis der Besserung und hält in der Tat eine Zeitlang aus. Dann aber beginnt das Elend von neuem. Das Verbotene zieht ihn dämonisch an, und in der Auswahl seiner Freunde trifft er mit sicherem Instinkt die Ungeeignetsten. Mit zunehmendem Alter nimmt die Selbstgefälligkeit, der Egoismus, der Hang zur Niedertracht nicht ab, sondern ändert nur die Form. Aus offenen Bosheiten werden versteckte. Empfindlich gegen jede tadelnde Bemerkung über seine Person, verlangt er Rücksichten, die er selbst nicht gibt. Wenigstens daheim in seiner Familie treibt er es so. Gegen Fremde, namentlich solche von Rang und Ansehen,

weiß er seine Tugenden in das rechte Licht zu setzen und sich das Gepräge des armen Verkannten zu geben; er schwärmt vor ihnen in erhabenen Gefühlen und offenbart seine schöne Seele, während er die unglücklichen Eltern mit gelegentlichen feinen, halb versteckten Seitenbemerkungen anzuschwärzen versteht, ohne sich selbst dabei etwas zu vergeben. Seine Klagen weiß er so fein und zierlich anzubringen und sich so in seine erlogenen Empfindungen hineinzuschmachten, daß er selbst beinah daran glaubt.

Grausamkeit ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften des moralisch Defekten — Grausamkeit in allen ihren verschiedenen Formen. Feige Gesellen finden ihre Genugtuung im Verhetzen, Ränkeschmieden, im heimlichen Schikanieren und im Quälen Wehrloser, kleinerer Kinder oder Tiere. Starke üben ihre Bosheiten ungenierter aus: sie necken, hänseln und prügeln ihre Mitschüler, hauen den Ahnungslosen plötzlich über den Rücken usw. Derlei Flegeleien kommen natürlich auch bei normal gearteten Kindern vor, wie man in der Schule und auf der Straße täglich beobachten kann, aber ein Unterschied ist doch: die gemeine Schadenfreude fehlt dem gesund empfindenden Kinde (es müßte denn durch grobe Mißerziehung verdorben sein), auch schreckt es zurück und läßt ab, wenn sein Opfer zu weinen beginnt. Es weidet sich nicht an seiner Not. Bei den moralisch Perversen aber dient die Grausamkeit als Machtkitzel, der rechten Genuß erst dann findet, wenn der Peiniger die Qual des Mißhandelten anschauen oder doch im Geist sich ausmalen kann. Hierin unterscheiden sich übrigens die triebhaft Entarteten zugleich von den Indolenten. Der Indolente ist grausam, nur soweit es ihm zur Erreichung seines Zweckes nötig erscheint. Er erwürgt z. B. kalten Herzens den neben ihm Schlafenden, der ihn durch Schnarchen gestört hat (tatsächlich ist ein solcher Fall bei einem Schwachsinnigen vorgekommen). So raubte die zwölfjährige Marie Schneider einem dreijährigen Kinde die Ohrringe und stürzte es dann mehrere Stock hoch aus dem Fenster, wohl weniger aus perverser Freude am Scheußlichen als aus Furcht vor Entdeckung des Diebstahls.

Wie es aber in der Natur der Sache liegt, gehen Gemütsstumpfheit und Gemütsroheit fast immer Hand in Hand. Ein vierzehnjähriges Mädchen steckte die Scheune seines Dienstherrn in Brand und legte im Hause selbst Feuer an — beides aus Rache über angeblich schlechte Behandlung. Bald darauf warf es ein 2½jähriges Kind in eine Klosettgrube, aus der es aber noch lebend herausgezogen wurde, — ebenfalls ein Racheakt und zugleich Ausfluß der denkbar scheußlichsten Gemütsart: die Mutter des Kindes, die ihm wegen Naschhaftigkeit eine Ohrfeige versetzt hatte, sollte gezwungen werden, „die beschmutzte Leiche ihres Kindes abzuwaschen“. Dasselbe Manöver versuchte es mit einem anderen Opfer, aber ohne Erfolg. Ein drittes, 3½jähriges Mädchen, das „unartig“ gewesen war, schlug es mit einem Stock mehrere Male über den Kopf, verbarg das zusammengestürzte, zappelnde Kind unter dem Stroh auf einer Kegelbahn, zog es einige Stunden darauf wieder hervor und verscharrte es auf dem Felde; die Obduktion ergab, daß das Kind noch lebend unter die Erde gekommen war. Die Mörderin war von mäßiger intellektueller Begabung, aber nicht schwachsinnig, von früher Kindheit

an durchtrieben, gehässig, von maßloser Heftigkeit und Reizbarkeit. Wahrhafte Reue über die Taten empfand sie nie; sie bedauerte sie wohl ein wenig, aber nahe ging ihr die Erinnerung an die Scheußlichkeiten nicht. Und doch, so seltsam es klingen mag, sie hatte auch ihre guten Seiten und bewies Züge echter Gefühlswärme; sie war dankbar für Wohltaten, fleißig und konnte über ein anerkennendes Wort ganz glücklich sein. Schon im Gefängnis und später in der Irrenanstalt machte sie durch periodische Tobsuchtsausbrüche mit maßloser Zerstörungswut und Gewalttätigkeit der Pflege sehr viel zu schaffen. Zwei Jahre nach der Tat wurde sie epileptisch (!), bekam Krämpfe und Dämmerzustände mit schwerer, kaum zu bändigender Erregung und starb im Alter von 23 Jahren.

Der Lebensweg der moralisch Minderwertigen richtet sich zum guten Teil nach den äußeren Verhältnissen, nach Umgebung und sozialer Lage. Wo schlechte Erziehung und böses Beispiel den letzten Rest des Guten ersticken, wo Elend und Alkohol regieren, im Bannkreis des Gemeinen und Gemeinsten, da gedeiht die Bestie im Menschen zu erschreckender Üppigkeit. Getragen von dem ihr eigenen Hang zur Romantik gründet die Jugend mehr oder minder poetisch angehauchte Räuberbanden mit strengem Ehrenkodex und feierlichen Schwüren, treibt Erpressungen nach Art der „Schwarzen Hand“ und geht, den Revolver in der Tasche, auf Abenteuer aus. Später mit zunehmenden Jahren verlieren sich die Exzentrizitäten, aber die Gemeingefährlichkeit verliert sich nicht; die Schlupfwinkel der Großstädte bilden die Brutstätte für das Zuhälter- und Apachentum, für Verbrechen und Prostitution. Die Stumpfen geraten auf die Landstraße und sind bekannte Gäste der Korrigendenhäuser.

Dort, wo die Segnungen einer feineren Kultur nicht fehlen, in den höheren Ständen, bleibt das äußere Dekorum länger gewahrt. Aber innerlich gärt dieselbe Fäulnis, und schließlich erfüllt sich das Schicksal auch hier, ähnlich wie es oben bei den Debilen geschildert wurde, nur daß im Gegensatz zu diesen eine reichere Intelligenz die Unglücklichen ein wenig länger über Wasser hält. Der Tunichtgut wird aus der Schule gejagt, versucht es in einer anderen, auch dort geht es nicht, vorübergehend Amerika oder irgendein exotisches Land, Rückkehr ohne einen Pfennig Geld, neue Versuche der Rehabilition usw. In würdeloser Weise wirft er sich weg, schändet seiner Eltern ehrlichen Namen, pumpt Kellner an, begeht Zechprellereien, zeigt sich öffentlich mit Dirnen. Dazwischen mehr oder minder ernste Anläufe zur Besserung, elegische Stimmungen mit Welt- und Lebensüberdruß, Beteuerungen, daß nun alles anders werden solle, Briefe gespickt mit heiligen Eiden. Die gequälten Angehörigen lassen sich fangen, versuchen noch einmal, — diesmal, ja diesmal wird er sein Wort halten! Und in der Tat, es geht, geht ein paar Wochen oder Monate lang, — der Eifer, der Fleiß, er kann sich gar nicht genug tun, seine schönen

Vorsätze zur Tat zu machen! Aber eines Tages, da sitzt er wieder auf dem alten Fleck. Wer kann gegen sein Blut, gegen die Stimme der Natur! Auf und ab, hin und her, auch hier erfüllt sich nur der für die Psychopathen so charakteristische Verlauf in Perioden, der Wechsel ohne Ende. Was sind Grundsätze? „Unsere Stimmungen sind unsere Grundsätze!"

Es ist nicht selten, daß die krankhafte Anlage erst in der Pubertätszeit zum Durchbruch kommt; bis dahin unterscheiden sich die Kinder nicht viel von der gutgearteten Mitjugend. Um so unbegreiflicher berührt dann der Umschlag und um so entsetzlicher! Aber tröstend bleibt dabei doch das eine, daß gerade diese so spät einsetzende moralische Perversion vorübergehen und vollständig schwinden kann. Verloren sind die jungen Leute nicht, — es kommt die Zeit, wo sie sich wiederfinden! Derartige Individuen, bei denen ein unmoralischer Lebenswandel (Verwahrlosung) nur eine Episode in ihrem Dasein bildet, werden im Gegensatz zu den moralisch Minderwertigen als moralisch schwach bezeichnet [1]).

Das Verbrechertum entspringt aus sozialen und individuellen Ursachen. Wie läßt sich die eingeborene Minderwertigkeit von der eingeimpften, anerzogenen, unterscheiden? Oft ist es schwer, manchmal kaum möglich, die beiden Faktoren aus der innigen gegenseitigen Verschlingung loszulösen. Frühzeitig erworbene Tugenden oder Untugenden bekommen im Lauf der Jahre fast den Charakter natürlicher Triebe. Auch hier, wie bei allen Psychopathien, wird man sich vor dem Fehler hüten müssen, die Entscheidung aus einzelnen Wesenszügen herzuleiten. Wer eine Persönlichkeit verstehen will, muß sie als ein Ganzes betrachten, aus ihrer Abstammung, ihrem Werdegang und ihrer Umgebung

---

[1]) Es liegt im besonderen Interesse der Fürsorgeerziehung, die Individuen, welche der Verwahrlosung verfallen sind, unabhängig von ihrer sonstigen psychischen Artung, welche mit einer ärztlichen Diagnose näher bezeichnet werden kann, rein nach ihrer moralischen Anlage und Entwicklung zu charakterisieren, um auf diese Weise bei einem größeren Material einen Überblick über die Schwere der Fälle, die erforderlichen Maßnahmen und die mutmaßliche Dauer der Anstaltserziehung zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wurde nach dem Grade der moralischen Abartung die Einteilung in moralisch schwach, moralisch minderwertig und asozial vorgenommen, welche Qualitäten der moralisch einwandfreien Artung: moralisch intakt gegenüberstehen. Eine besondere Spezies bilden endlich die moralisch indifferenten Individuen, d. h. solche, die infolge hochgradiger Geistesschwäche oder infolge einer psychischen Krankheit dauernd als unzurechnungsfähig gelten müssen und daher aus dem Rahmen der Fürsorgeerziehung fallen. Über die Durchführung dieser Gliederung sowie über die meisten in das Gebiet der Verwahrlosung einschlagenden Fragen gibt das im gleichen Verlage 1918 erschienene Werk Gregor-Voigtländer: „Die Verwahrlosung, ihre klinisch-psychologische Bewertung und ihre Bekämpfung", Aufschluß.

heraus. „Unverbesserliche" sind fast immer kranke oder halbkranke Menschen, und wer sie in ihrer ganzen Eigenart längere Zeit hindurch zu beobachten Gelegenheit hat, der zweifelt auch nicht daran; ihm drängt sich, selbst wenn er von Psychopathologie nicht das geringste versteht, ganz unwillkürlich der Gedanke auf: hier stimmt etwas nicht, — ein Kind, ein junger Bursche, der so verfährt, sich so benimmt, kann geistig nicht in Ordnung sein! Zumal, wenn seine Eltern brave Leute und die Geschwister sämtlich gut geartet sind! Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß die eigentlichen Quellen jugendlicher Verderbtheit (und menschlicher überhaupt) in den unseligen Einflüssen der Umgebung zu suchen sind. Das Pathologische ist und bleibt nur die Ausnahme, nicht die Regel. Aber auf der anderen Seite sollte man doch endlich aufhören, sich gegen die Tatsache zu sträuben, daß sittliche Entartung auch dort, wo ausgesprochene Anzeichen von Geistesstörung fehlen, auf krankhaftem Untergrunde ruhen kann. Und gerade die Moralisten müßten froh sein bei dieser Erkenntnis. Liegt nicht Versöhnliches in ihr? Stärkt sie nicht den Glauben an die eingeborene Güte der menschlichen Natur? Und ist Verzeihen nicht schöner als Verdammen?

12. Die geschlechtlich Anomalen.

Im 14.—15. Lebensjahre beginnt die Zeit der Geschlechtsreife, der Pubertät. Zu der Neugestaltung des Leibes gesellt sich die des Geistes- und Gemütslebens. Erst mit 18 oder 20 Jahren oder noch später tritt wieder eine gewisse Ruhe ein.

Nichts ist jedoch verkehrter als die Ansicht, es entwickle sich in der Pubertätszeit mit diesem Reifungsprozeß etwas Unerhörtes und bisher nicht Dagewesenes, als wache nun erst der Geschlechtstrieb auf. In Wahrheit regen sich die sexuellen Gefühle schon erheblich früher, wenn auch zunächst nur dunkel, verschwommen und ohne festes Zielobjekt.

Freud[1]) behauptet sogar, solche leise angedeuteten Empfindungen kämen schon beim Säugling vor und stellten die Folge bewußter und unbewußter Reizungen dar, denen die Geschlechtsteile (z. B. bei zufälligen Berührungen, beim Waschen usw.), aber auch andere „erogene Zonen", der Nacken, die Kopfhaut, die Zunge, die Lippen, der After ausgesetzt seien. So bilde das Ludeln oder Lutschen, das sogenannte Wonnesaugen, nur einen verkappten Sexualakt; das Kind suche in dem Saugen, wobei es einen Teil der Lippe selbst, die Zunge, eine andere beliebige Hautstelle, sogar die große Zehe zum Objekt nehme, Lusterregungen, und diese Lusterregungen seien im letzten Grunde geschlechtlicher Natur. Später würden diese frühesten Geschlechtsregungen durch Gegenkräfte wie Ekel, Scham und moralische Bedenken unterdrückt, ins Unterbewußtsein verdrängt und vergessen; dann, in der zweiten Hälfte der Kindheit, tauche die sexuelle

[1]) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Leipzig u. Wien. Deuticke. 2. Aufl. 1909

Begierde wiederum auf, suche nunmehr aber ihren Ausweg in der Reizung der Genitalzone selbst, vor allem durch das Mittel der Masturbation.

Ob diese primitiven Lusterregungen wie das Ludeln wirklich als Ausdruck von Sexualempfindungen aufzufassen sind und nicht vielmehr als harmlose Versuche, sich Wohlbehagen zu verschaffen, darf dahingestellt bleiben. Möglich, daß schon ein Partikel geschlechtlicher Wollust in die Empfindung hineingemischt ist, — daß schon ganz zart der Keim sich rührt, der später erst recht zur Entfaltung kommen soll. Moll, der ein sehr lesenswertes Buch über das Sexualleben des Kindes verfaßt hat[1]), erinnert übrigens daran, daß Manipulationen an den Geschlechtsteilen nicht sexuellen Ursprungs zu sein brauchen, sondern auch aus Neugier, Nachahmungssucht, Angewohnheit vorgenommen werden. So viel indes steht fest, daß das Geschlechtsleben auch normalerweise früh anklingt und daß der Glaube an die sexuelle Reinheit des Kindes sich nicht halten läßt. Die ersten unverstandenen Regungen reichen weit zurück, bis in die Zeit vor den Schuljahren.

Es genügt deshalb nicht, sich bei der Erörterung über das kindliche Geschlechtsleben auf eine Darstellung der Masturbation zu beschränken. Denn die Masturbation ist nur die äußerlich am meisten hervortretende Erscheinung des jugendlichen Sexualtriebes. Immerhin müssen wir hier noch einmal auf sie zurückkommen, nachdem sie schon mehrfach, namentlich in dem Abschnitt über die Ursachen, erwähnt worden ist.

Die Selbstbefleckung hat zweifellos unter der Jugend, der gesund und der krank gearteten, der männlichen und kaum weniger der weiblichen, eine große Verbreitung. Es gehört deshalb keine sonderliche Kunst dazu, Masturbanten zu „entlarven": man braucht nur bei Kindern und Halbwüchsigen in den kritischen Jahren zu inquirieren und wird meist mit seiner Vermutung recht haben. Sichere äußere Kennzeichen gibt es nicht: blasses Gesicht, Ringe unter den Augen, Herzklopfen, Reizbarkeit, schreckhaftes Wesen, Errötungsfurcht, alle diese Symptome, die gewöhnlich ins Treffen geführt werden, deuten lediglich auf Nervosität hin und können geradesogut bei Nichtmasturbanten auftreten.

Auch normal geartete Kinder geraten manchmal schon lange vor der Reifeentwicklung an das Onanieren. Sie tun es, ohne sich viel dabei zu denken, und jedenfalls ohne den klaren Vorsatz, sich Wollustempfindungen zu verschaffen, mehr aus Spielerei. Allerdings wird das bei dem Akt eintretende angenehme Gefühl die Quelle zur späteren dauernden und absichtlich geübten Masturbation, und wenn man auch nicht gleich mit Psychopathie

[1]) Das Sexualleben des Kindes. Berlin. H. Walther. 1909.

und Degeneration bei der Hand zu sein braucht, so erweckt doch diese frühzeitig und fortgesetzt betriebene Verirrung begründeten Verdacht auf eine unnatürliche sexuelle Überempfindlichkeit. Nicht also die geschlechtlichen Regungen in den jungen Jahren geben zu Bedenken Anlaß, sondern die gewohnheitsmäßige Umsetzung dieser Regungen in sexuelle Handlungen.

Die äußeren Ursachen, denen gern die Hauptschuld an der Entstehung der üblen Sitte beigemessen wird, haben wohl nicht die ihnen zugeschriebene große Bedeutung, sondern dienen mehr als Gelegenheitsanreizungen. Es kommen da zunächst in Betracht körperliche Störungen, z. B. ein juckender Ausschlag an den Geschlechtsteilen, Eicheltripper, Enge der Vorhaut, bei Mädchen auch das Vorhandensein von Fadenwürmern, die vom After zum Scheideneingang wandern. Ferner die mechanische Reizung des Gliedes beim Turnen u. dgl., endlich Schläge auf das Gesäß. Schlimmer wirken jedenfalls Verführung, so durch gewissenlose Kindermädchen, und die geheimen Belehrungen in Schulen, Pensionaten, Erziehungsanstalten usw. Nur sollte man nicht vergessen, daß sich kleinere und — wohlbemerkt — gesund geartete Kinder nicht so leicht verführen lassen oder die häßliche Sitte als etwas ihrem Wesen Fremdes bald von selbst aufgeben, während umgekehrt die ältere Jugend auch ohne Anleitung auf ein so einfaches Mittel der Reizbefriedigung verfällt. Gegenseitige Onanie wird in manchen Internaten in ergiebigem Maße betrieben, selbst während der Schulstunden, wobei die gefahrvolle Situation die Lust noch steigert.

Daß die Masturbation so schlimme Folgen nicht nach sich zieht, wie gewöhnlich geglaubt wird, ist früher schon hervorgehoben und auseinandergesetzt, daß sie Nachteile eigentlich nur dort bringt, wo sie das Gemütsleben und die Phantasie dauernd und lebhaft beschäftigt.

Nicht jede Liebesregung der Geschlechter verknüpft sich auch mit Empfindungen der Genitalzone, mit anderen Worten: das Erotische ist nicht immer sexuell gefärbt. Der Verliebte kann alle Freuden und Qualen durchkosten und schwärmerisch an dem Gegenstand seiner Zuneigung hängen, ohne ihn sexuell auch nur im entferntesten zu begehren. Aber wenngleich jeder Gedanke an das Grobsinnliche fernbleibt, so ist doch diese Verliebtheit keineswegs etwas rein Geistiges und nebelhaft Verschwommenes. Auch sie hält durch die Sinne ihren Einzug und genießt mit den Sinnen. Die schwärmerische Begeisterung des Sekundaners für den Backfisch seiner Wahl und das Anhimmeln des gefeierten Theaterhelden durch kleine Mädchen in Zopf und

kurzem Kleid krankt sicher nicht an der Blutleere der Abstraktion, sondern ruht auf einem Unterstrom echt lebenswarmer Gefühle.

Der Geschlechtstrieb trägt bis zum Beginn der Pubertätszeit in der Regel (wenn auch nicht immer) das Gepräge der Unbestimmtheit. Er hat sich, um mit Dessoir[1]) zu reden, noch nicht differenziert: noch fühlt sich nicht in unzweideutiger Weise das männliche Geschlecht zum weiblichen, das weibliche zum männlichen hingezogen. Während dieser Periode macht sich der dumpfe sexuelle Drang in seltsamen Wünschen, unerklärlichen Neigungen und eigenartigen Stimmungen Luft, ja in Absonderlichkeiten, die scheinbar allen Zusammenhang mit der Geschlechtssphäre vermissen lassen und letzten Endes doch auf sie zurückgeführt werden müssen. So ist der in der ersten Hälfte der Kindheit zu beobachtende Trieb, schmutzige, selbst ekelhafte Hantierungen vorzunehmen, oft nichts anderes als ein Äquivalent der Sexuallust. Auch die besterzogenen Kinder zeigen manchmal ein merkwürdiges Interesse an ihren Exkrementen und Exkretionen, offenbar sind hier sexuelle Regungen die Triebfeder, Wollustgefühle, die sich mit der unsauberen Handlung verknüpfen. Später, vom elften oder zwölften Jahre ab, treten die Schmutzneigungen mehr in den Hintergrund und sozusagen in Konkurrenz mit der Masturbation, um sich allmählich ganz zu verlieren. Manchmal erhalten sie sich aber weiter und beherrschen als perverse Anwandlungen das Geschlechtsleben noch im späteren Alter. In die gleiche Reihe gehört auch die manchmal zutage tretende Zuneigung zu ungepflegten Individuen der untersten Volksschichten.

Den geschlechtlichen Perversionen der Kinderzeit darf man keinesfalls dieselbe Bedeutung zumessen wie denen des reiferen Alters. Das zielunsichere Sexualgefühl sucht einfach nach Betätigung in irgendeiner Weise, unklar über das Wie und Wo, sucht das Lebenswarme und gleitet unversehens in falsche Bahnen hinüber. Die gegenseitige Masturbation, das Sich-Anschmiegen und Liebkosen, wie es in Knabeninstituten mitunter in Blüte steht, darf nicht als Anzeichen perverser Sexualgelüste gelten. Die Mehrzahl der Kinder will nur das Geschlechtliche an sich. Später entwickeln sie sich durchaus normal, und nur eine kleine Minderheit wird homosexuell und wäre es sehr wahrscheinlich auch ohne die gegenseitige Masturbation geworden.

Hoche[2]) hat während seines jahrelangen Aufenthaltes auf einer Klosterschule Gelegenheit gehabt, die Entstehung und den Verlauf einer großen Reihe von Liebes-

[1]) Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. Bd. 50 (1904). S. 941.

[2]) Neurol. Zentralbl. 1896. S. 37.

verhältnissen zwischen Primanern als Amantes (Liebende) und Tertianerin als Amati (Geliebte) zu beobachten. Die Amati waren in der Regel hübsche Knaben mit mehr weiblichem Typus. Die Liebesverhältnisse zeigten alle die Charaktere, welche eben eine Primanerliebe aufweist: schwärmerische lyrische Ergüsse, Mondscheinpromenaden, glühende Liebesbriefe, feurige Umarmungen und Küsse, gelegentliches Zusammentreffen im Bett, aber nur in den seltensten Fällen gegenseitige Masturbation, sicher nie Päderastie, während im übrigen im Alumnate nicht mehr und nicht weniger als anderswo onaniert wurde. Das Verhältnis hörte auf, wenn der Primaner die Schule verließ, um sich als ein durchaus normaler Mensch auch in sexueller Beziehung zu entwickeln. Sehr bemerkenswert ist es, daß der Amatus der Tertia, indem er älter wird und aufrückt, schließlich in der Prima selbst wieder ein Amans wird. Ärzte, welche eine ähnliche Erziehung durchgemacht haben, wissen von denselben Erfahrungen zu berichten. Wären diese Primaner nicht so streng in einem Alumnate abgeschlossen gewesen, so wäre sicher der Gegenstand ihrer Verehrung, wie beim gewöhnlichen Gymnasiasten, irgendein Backfisch gewesen.

Machen also gelegentliche homosexuelle Neigungen der geschlechtlich undifferenzierten Epoche später normalem Empfinden Platz, so gibt es doch zweifellos eine angeborene homosexuelle Anlage. Die perverse Geschlechtsneigung ist nicht immer nur anerzogen, Folge von Verführung, von Mangel an anderweitigem Sexualgenuß oder gar von Übersättigung. Es sind nicht bloß Wüstlinge und Roués, die „an unnatürlichen Lastern" Geschmack finden. Zwischen dem anders- und dem gleichgeschlechtlichen Fühlen gibt es ungezählte Zwischenstufen. Auch schließt die eine Art des Empfindens die gegenteilige nicht aus, ja manche Forscher vertreten den Standpunkt, daß sich Spuren doppelgeschlechtlicher (bisexueller) Anlage bei genauer Analyse in jedem Menschen vorfänden[1]), so gut wie sich in dem sonst normalen Geschlechtsgefühl ja auch perverse Beimengungen, sadistische oder masochistische Unterströmungen nachweisen ließen. Bei der Mehrheit der Menschen überwiege die andersgeschlechtliche Komponente so entschieden, daß sie der oberflächlichen Beurteilung die alleinherrschende zu sein scheine. Ist diese Hypothese richtig, so müssen wir annehmen, daß die gleichgeschlechtlich Veranlagten gewissermaßen an einem, die andersgeschlechtlichen am andern Pol stehen und daß das Gebiet zwischen den beiden Extremen durch die vorwiegend Homo- und vorwiegend Heterosexuellen ausgefüllt wird. Während die rein Homo- und Heterosexuellen niemals, auch durch Verführung nicht, ihre geschlechtliche Eigenart ab-

---

[1]) Man hat diese Doppelgeschlechtlichkeit durch Hinweis auf die anatomische Entwicklungsgeschichte zu erklären versucht. Im Embryo sind ursprünglich beiderlei Geschlechtsorgane, das männliche und das weibliche, angelegt, von denen im Lauf der Entwicklung das eine bestehen bleibt und das andere verkümmert. Noch nach der Geburt lassen sich neben der eigengeschlechtlichen Anlage die Reste der andersgeschlechtlichen nachweisen. Bei Zwittern (Hermaphroditen) sind die beiden Anlagen mehr oder weniger deutlich erhalten. Dieses anatomische Zwittertum hat jedoch mit dem doppelten Geschlechtsgefühl offenbar nichts zu tun, denn es findet sich ebenso selten wie Bisexualität häufig.

streifen können, wäre dies bei den Zwischenstufen und den sexuell nicht differenzierten Kindern möglich.

Es mag dahingestellt sein, ob die Theorie recht hat, jedenfalls entscheidet sich der sexuelle Lebensweg definitiv erst in der Pubertätszeit, d. h. zwischen dem 15. und 25. Jahre, und wie er sich entscheidet, das hängt in erster Linie nicht von äußeren Umständen, sondern von der angeborenen oder, besser, eingeborenen Anlage ab. Daß einer lediglich durch Onanie, durch Verführung, durch Übersättigung usw. sein angeborenes geschlechtliches Fühlen umkehren kann, darf als ausgeschlossen gelten. Angeblich Normalgeschlechtliche, die an homosexuellen Geschlechtsakten Genuß finden, sind eben nicht völlig Normalgeschlechtliche, sondern Bisexuelle, „Zwischenstufler". Der völlig Normalgeschlechtliche, der Heterosexuelle von reinstem Wasser, kann zu homosexuellen Handlungen überhaupt nicht verführt werden, weil sie ihn anwidern und entschließt sich auch ohne Zwang zu solchem Unternehmen nie, mag die Gelegenheit noch so reichlich geboten sein. Oft weisen Sexualträume die Eigenerkenntnis auf den richtigen Weg, denn sie brechen hervor aus der Tiefe geheimer Neigungen und Wünsche: wer nicht pervers fühlt, träumt auch nicht perverse Träume, oder wenn sie doch kommen, so empfindet er sie mit Ekel.

In weiten Kreisen herrscht die Vorstellung, gleichgeschlechtlich veranlagte Kinder gäben schon durch ihr Äußeres und durch ihr Benehmen ihre wahre Natur zu erkennen. Diese Anschauung ist nicht richtig. Auch der Erwachsene braucht seine homosexuelle Anlage äußerlich durch nichts zu verraten, und umgekehrt zeigen Männer mit normalem Geschlechtsempfinden mitunter ausgesprochen weibliche Charakterzüge — ein höchst sensitives Gefühlsleben, eine ausgesprochene Rezeptivität, reiche Phantasie, Schwarmgeisterei und eine für ein männliches Individuum fast unangenehm wirkende Liebenswürdigkeit.

Einem Teil der späteren Homosexuellen merkt man also in den Kinderjahren nichts an. Als Knaben balgen sie sich gerade so lustig wie ihresgleichen umher, spielen Räuber und Soldaten und machen ihre Dummenjungenstreiche so gut wie einer. Kommt aber die Zeit des Mädchenpoussierens, so tun sie nicht mit und bleiben bei der weiblichkeitverachtenden Tendenz der Flegeljahre, während sie sich zu Knaben, namentlich jüngeren, instinktiv hingezogen fühlen und mit ihnen jene erwähnten, leicht erotisch gefärbten Freundschaftsverhältnisse anzuknüpfen suchen. Sie ahnen ihre Anomalie vielleicht gar nicht, bis irgendein Zufall ihnen die Augen öffnet. Dieses Abweichen von der natürlichen Linie kann vorübergehen, noch in den zwanziger Jahren, es kann aber auch

bleiben, und ob es bleiben wird, das läßt sich nicht immer im voraus sagen; die Prognose hängt davon ab, ob das homosexuelle Element schon in jenen Jahren gebieterisch seinen Platz behauptet oder auch andersartigen Gefühlen Raum gibt. Gewöhnlich knüpft die geschlechtlich verkehrte Phantasie an ein bestimmtes Erlebnis an, ein Bild, ein Wort, einen momentanen Eindruck, der — an sich vielleicht harmlos — in der Seele mit einer Gewalt zündet, die den jungen Menschen selbst aufs höchste überrascht. Der Knabe prügelt z. B. einen jüngeren Mitschüler, und es überkommt ihn dabei mit einem Male ein bisher nicht gekannter süßgeheimnisvoller Schauer. Seit dieser Zeit greift sein mehr oder minder bewußtes sexuelles Gefühlsleben immer auf diesen Vorfall zurück: er malt sich die Situation gern wieder aus, sehnt sie mit heißem Verlangen zurück und überträgt sie, sei es in Gedanken, sei es in der Tat, auf andere Objekte seines Wohlgefallens. Natürlich hat das Geschehnis ihn nicht erst pervers gemacht, sondern nur die schlummernde Anlage geweckt. Denn Tausende von Knaben erleben ganz dieselben Situationen und machen sich nicht das geringste daraus, und es wäre auch wahrlich schlimm, wenn jeder Klaps aufs Hinterteil, den sie bekommen oder austeilen, gleich homosexuelle oder masochistische und sadistische Triebe wachrufen wollte.

Die andere und jedenfalls kleinere Gruppe Homosexueller unterscheidet sich dagegen schon frühzeitig von den normal gearteten Kindern. Den weibischen Knaben fehlt der jungenhafte Schneid, sie sind in der Tat „kleine Mädchen", die männlichen Mädchen haben wiederum etwas unnatürlich Forsches und Burschikoses an sich, und manchmal, wenngleich selten, offenbaren sie den abweichenden Typ auch in ihren Körperformen. Abgesehen davon geben sich die homosexuellen Neigungen frühzeitig in den Bildern des Traumlebens, in triebhaftem Sichhingezogenfühlen zum gleichen Geschlecht und in der Art der Phantasietätigkeit kund.

Angeborene Homosexualität ist weder eine Krankheitserscheinung, noch ohne weiteres ein Symptom der Entartung. Denn es gibt Homosexuelle genug, die bis auf diese eine Abweichung keine Spur von Degeneration zeigen, auch, falls sie trotz ihrer geschlechtlichen Perversion heiraten und Kinder zeugen, ihr sexuelles Sonderfühlen nicht immer auf die Nachkommen vererben müssen (obwohl diese Gefahr nicht unterschätzt werden sollte)[1].

---

[1]) Zum Teil rührt die Abneigung gegen die Gleichgeschlechtlichen wohl daher, daß der Laie Homosexualität und Päderastie miteinander verwechselt. Päderastie kommt nur selten vor, nach Näcke (Allg. Zeitschr. f. Psychiat., Bd. 65) in etwa acht Prozent der homosexuellen Handlungen, und wird von der übergroßen Mehrzahl der Homo-

Grausamkeit und Wollust stehen, wie seit alters bekannt, zueinander in engen Beziehungen. Die Lektüre oder der Anblick von wilden Szenen und Greueln kann bei geschlechtlich sensitiven Personen sexuellen Kitzel hervorrufen. Biologisch läßt sich die eigenartige Verwandtschaft vielleicht zurückführen auf tierische Werbungsformen, auf den Trieb zur Vergewaltigung beim männlichen und den der hingebenden Unterwürfigkeit beim weiblichen Individuum. Beides, das aktive Erobern und das passive Erleiden, steigert den Wollustrausch. Beim normal Empfindenden klingt diese Art der Kopulation nur noch dunkel an; bei gewissen Perversen wird dagegen das Zufügen und Dulden von Schmerz geradezu Hauptsache des sexuellen Genusses — eine Erscheinung, die man Algolagnie oder Schmerzwollust nennt. Tritt dabei das aktive Element in den Vordergrund, so haben wir den Sadismus: der Lüsterne findet geschlechtliche Befriedigung im körperlichen oder seelischen Martern seiner Opfer. Die schwerste Form sadistischer Triebentäußerung ist der Lustmord; an ihn reihen sich Quälereien aller Art, Prügel, Mädchenstechereien, Bespritzungen mit ätzenden Flüssigkeiten, Besudelungen mit Kot, Tinte, Ölfarbe, Ruß usw. Das weibliche Geschlecht stillt seinen sadistischen Sexualhunger in gefahrloseren und weniger Entschlossenheit fordernden Handlungen, wie im Versenden anonymer Schmähbriefe, die von sexuellen Verdächtigungen strotzen.

Wo die passive Seite der algolagnischen Gelüste vorherrscht, spricht man von Masochismus. Hier wird das Schmerzleiden zu sexueller Wonne. Der Masochist seufzt nach leiblichen oder seelischen Peinigungen, nach niederer Unterwürfigkeit, nach Leistung von Sklavendiensten und Befolgen unwürdiger, selbst ekelhafter Zumutungen. Fast immer finden sich beide Eigenschaften in derselben Person vereinigt, wenn auch nicht in gleichem Maße, — der Sadist ist masochistischer Gefühle fähig und umgekehrt.

Anwandlungen von Algolagnie sind auch dem kindlichen Seelenleben nicht fremd, und obgleich man viel zu weit gehen würde, wollte man hinter boshaften Quälereien gleich ein geschlechtliches Motiv suchen, so gibt es doch zu denken, daß so viele Kinder, die sich frühzeitig durch Grausamkeit, Tierquälerei und gemeine Lust am Scheußlichen auszeichnen, späterhin sexuell pervers werden. In reiferen Jahren verquickt sich der Roheitstrieb immer deutlicher mit Wollustvorstellungen. Schläge auf das Gesäß können, wie schon erwähnt, in dem Geschlagenen wie in dem Schlagenden algolagnische Gefühle wecken, ein Umstand, der nicht ganz ohne

sexuellen als häßlicher Akt verabscheut. Auch sollte man nicht vergessen, daß sexuelles Fühlen und sexuelles Tun zweierlei ist.

Grund gegen das Prügelsystem ins Feld geführt wird; allerdings setzt das Eintreten einer so verhängnisvollen Nebenwirkung stets eine abnorme Veranlagung voraus, die wohl auch sonst bei anderer Gelegenheit früher oder später sich gemeldet hätte.

Sexuelle Überempfindlichkeit geht in der Jugend gern unter der Maske einer bewußt oder unbewußt zur Schau getragenen Schamhaftigkeit. Derartige Kinder mögen sich in Gegenwart anderer Personen, selbst des Arztes, nicht gern entkleiden, erröten tief bei jedem nicht zweifelsfreien Wort, wittern überall Anspielungen und wissen in ihrer Unsicherheit nicht, wie weit sie sich auslassen dürfen. Aber gerade ihre Heimlichtuerei verrät sie. Stille Wasser sind tief, heißt es im Volksmund, und Carmen Sylva sagt: „Prüderie ist ein Wohlgeruch, der unreine Luft verbergen soll." Ein wahrhaft reines Empfinden gibt sich, wenn nicht durch falsche Erziehung mißleitet, natürlich, ja es prahlt geflissentlich mit einer Leichtfertigkeit, die ihm gar nicht innewohnt.

Auch übertriebene religiöse Betätigung erweckt, namentlich beim weiblichen Geschlecht, den Verdacht auf sexuelle Unterströmungen. Die gemeinsame Wurzel liegt in der Sehnsucht, sich dem geliebten Wesen restlos hinzugeben, aufs innigste mit ihm vereint zu sein. So nennt sich die Kirche Christi Braut, und in manchem liebesempfänglichen Herzen romantisch veranlagter Mädchen ist das inbrünstige Schwärmen nach dem Seelenbräutigam nichts anderes als verkappte sinnliche Regung. So mischt sich sinnliche Liebe mit der Tiefe religiösen Erlebens, — ergreifend schön schildert Hauptmann in seinem „Hannele", wie in den wirren Visionen des armen Mädchens die Gestalt des erbarmenden Erlösers mit der Erscheinung des geliebten Lehrers Gottwald zusammenfließt. Wunderfein und zart ist hier das Erotische angedeutet.

Bei der Gewalt des Geschlechtstriebes und der ungenügenden Festigung des jugendlichen Charakters kann die Häufigkeit sexueller Vergehen in und um die Pubertätszeit nicht wundernehmen. Auch ist die Erregbarkeit periodischen Schwankungen unterworfen, und es kann zuzeiten die Spannung so stark werden, daß sie fast gebieterisch nach Lösung drängt. Dann muß man schon zufrieden sein, wenn sie am eigenen und nicht am fremden Körper gesucht wird. Häufig ist der Alkohol der letzte Urheber von Sexualverbrechen: in geringeren Mengen genossen reizt er die Geschlechtslust, in größeren „verführt er zur Begierde, verhindert aber die Ausführung", wie der Pförtner im Macbeth sagt. Die wesentliche Schuld trägt er aber wohl nicht durch Erregung der Lust, sondern durch Ausschaltung der Überlegung, der Vernunft, der sittlichen Bedenken.

Pervers Veranlagten wird vielfach ein besonders lebhafter Geschlechtstrieb zugeschrieben, aber der Beweis dürfte, wie bei den Idioten und Imbezillen, denen das gleiche nachgesagt wird, schwer zu erbringen sein. Es wird wohl hüben wie drüben heiße und kalte und laue Temperaturen geben. Was die Schwachsinnigen betrifft, so sind sie leichter bestimmbar und rascher zu einer Dummheit oder verbotenen Handlung zu verführen. Auch kommt noch etwas anderes hinzu: wenn sich ein imbeziller Bursche an Kindern oder gar an Tieren vergreift, so liegt das weder an einer geschlechtlichen Übererregbarkeit, noch an perversen Neigungen, noch an besonderer moralischer Verderbtheit, sondern einfach an dem Umstand, daß die erwachsenen Mädchen nichts mit ihm zu tun haben wollen, ihn auslachen, hänseln und üble Scherze mit ihm treiben. So hält er sich an Surrogate. Im übrigen: ein Geschlechtsakt kann noch so abstoßend, noch so unnatürlich sein, — er allein beweist niemals die Unzurechnungsfähigkeit dessen, der ihn verübt hat, denn um es noch einmal zu sagen, im Geschlechtsleben ist kein Ding unmöglich!

Auf den Zusammenhang von Sexualität und Selbstmord kommen wir später zu sprechen.

Die Störungen in der Pubertätszeit.

Die Pubertätszeit ist die Zeit der Stürme. Gefühle, Leidenschaften, Affekte, Triebe schäumen auf zu einem Meere wogender Brandung. Unausgeglichenheit bildet den Grundzug der Halbwüchsigen. Fast alle die psychopathischen Bilder, die wir bisher kennen gelernt haben, finden sich angedeutet in den Pubertätsjahren auch normalerweise wieder. Da haben wir die Nervösen mit ihrer unliebenswürdigen, müden Reizbarkeit, nur daß sich jetzt hypochondrische Befürchtungen, die beim Kinde selten sind, mehr hervordrängen und durch die Nöte des Geschlechtslebens unterhalten werden. Bei anderen tritt die weltschmerzliche Tränenseligkeit in den Vordergrund, auch echte, schwere Angst mit den Symptomen des Selbstmordtriebes. Eine dritte Gruppe könnte man als die manische bezeichnen. Die Musterjünglinge trumpfen auf in der stolzen Kraftpose ihrer werdenden Männlichkeit, zeichnen sich aus durch anspruchsvolles, selbstherrliches Betragen, sind von grotesker Rücksichtslosigkeit gegen die Angehörigen, laufen hinter den kleinen Mädchen her, sprechen aber unter sich von dem zarten Geschlecht nur per Weiber, tragen gegen die jüngeren Kameraden ein rüdes oder gönnerhaftes Wesen zur Schau, verschwenden viel

geistige Anstrengung zu Toilettefragen und erklären die Welt für eine Hühnerleiter, — auf Grund ihrer großen Erfahrung. Heute ziehen sie sich zurück mit Heines Buch der Lieder in die Stille von Wald und Flur, und morgen ironisieren sie die Welt und sich selber im Simplizissimusstil (nur weniger geistreich), schwärmen die eine Stunde für alles Gute, Edle, Schöne, und in der Stunde drauf, da reißen sie Zoten und betrinken sich, und kommen sich bei alledem sehr interessant vor. Die Pubertät, das ist das „heroische Alter", die Zeit der unbeherrschten Affekte, des überspannten Idealismus und der wilden Sinnengier, des tollsten Lebensjubels und der großen Einsamkeit, die Zeit der süßlichen Affektation und des blechernen Pathos, die Zeit des Heldentums und — der Gemeinheit. Nie wieder im Leben reizt so sehr das Ungewöhnliche und Verbotene. Rede man drum nicht gleich von verrohten Sitten! Es gibt eine physiologische „moral insanity", und daran muß man denken, um sich vor Urteilsfehlern und -härten zu bewahren. Leicht verständlich sind die Sünden aus Leidenschaft, aus übersprudelnder Kraft, aber wir sollten auch eine gelegentliche mit Besonnenheit verübte Verirrung wie Diebstahl und Unterschlagung nicht zu streng ansehen. Was zu jener Stunde in der Seele des jungen Menschenkindes vor sich ging, wissen wir nicht, aber das wissen wir: die Zeit eilt und heilt, die Strömung geht vorüber, und das Schiff bekommt wieder ruhige Fahrt. Und stoßen wir den Fehlenden von uns, so wird der Trotz in ihm wach und die Bitterkeit und macht die Bereitschaft zur tätigen Reue unwirksam. Denn das ist ja die große und tröstliche Lehre: psychische Störungen und Entgleisungen der Pubertätszeit, welcher Art sie auch seien, können wieder schwinden, vollständig schwinden. Sie müssen nicht, aber sie können! Und sie tun es Gott sei Dank viel öfter, als man aus den Erfahrungen der Irrenanstaltsärzte, die ja vorzugsweise die schweren Fälle zu sehen bekommen, schließen sollte.

Wenn man von den Fieberdelirien und den Dämmerzuständen der Hysterischen und Epileptischen absieht, so kommen akute Psychosen im vorschulpflichtigen Alter fast nie und im schulpflichtigen Alter selten vor. Erst von der Pubertätszeit ab werden sie häufiger. Als Typus der akuten kindlichen Geistesstörung darf die halluzinatorische Verwirrtheit gelten. Sie stellt sich ein manchmal ohne erklärliche Ursache, manchmal im Verlauf oder nach Ablauf von akuten Infektionskrankheiten wie Typhus, Scharlach, Diphtherie, Gelenkrheumatismus (besonders wenn er mit Veitstanz verknüpft ist), ferner nach schweren körperlichen Erschöpfungen

und starkem Blutverlust. Auch regelrechte Alkoholdelirien sind schon beobachtet worden. Das Bild der akuten Verworrenheit sieht dem der Dämmerzustände und Delirien sehr ähnlich.

Die Krankheit setzt gewöhnlich rasch ein und entwickelt sich schon nach wenigen Tagen, ja Stunden zu voller Höhe. Die kleinen Kranken führen ein Traumleben, das sich mit dem Wirklichkeitsdasein wundersam mischt: vor ihren Augen tauchen abenteuerlich-wirre Gestalten empor; Teufel und Engel, Tiere und fratzenhafte Figuren, Verwandte und Bekannte, Feinde und gute Freunde nahen sich, entfernen sich, schweben herauf und herab, lachen, schmeicheln, drohen, schelten, wollen dem Kinde Leides tun. Entsetzt springt der Verworrene auf, will aus dem Bett, will entfliehen, — aber schon hört er die Klänge sanfter Musik, hört Trostesworte und begütigenden Zuspruch, köstliche Wohlgerüche erfüllen das Zimmer, er sieht Feen und holde Prinzessinnen winken, sieht Schlösser und Burgen und Soldaten, ist selbst ein Soldat und zieht in den Krieg, die Kanonen donnern, doch nein, nun fährt er auf dem Meere, wild braust der Sturm, keine Rettung, keine Hilfe — alles so bunt, so verwirrend, abstoßend und anziehend zugleich! Und die Menschen und Dinge in seinem Schlafzimmer nehmen andere Gestalten an, die Personen an seinem Bette, die Möbel, die Gerätschaften. Ist das die Mutter, die vor ihm steht? So fremd die Züge, sie kann es nicht sein, und doch, sie ist es, ihr Gesicht, ihre Stimme. Tisch und Teller und Lampe, alles bekannt und unbekannt zugleich. Was soll das bedeuten, was geht vor sich, was will man tun mit ihm? Er schreit auf in Angst, und wieder inmitten der Pein, da muß er lachen, so recht aus Herzensgrund, denn siehe da, possierliche Gestalten hüpfen auf der Bettdecke, purzeln und überkugeln sich, — sind das nicht die Clowns, die er kürzlich im Zirkus gesehen? Rotbäckig und lustig, und wie sie lachen und winken! So zieht ein Gewirr von Visionen an ihm vorüber, von Tönen und Klängen und Bildern, zum Greifen nah und doch zerfließend, und dunkel fühlt das kranke Kind, daß hier nicht alles Wahrheit, sondern Traum dabei und Täuschung ist; für Augenblicke läßt es sich zurückrufen in die Helle des Bewußtseins, läßt sich durch gütigen Zuspruch herausheben aus der Bangigkeit seines Herzens.

Auch wenn diese Verwirrtheit selbständig, also nicht im Gefolge von Fieber, Hysterie, Epilepsie und akuten Vergiftungen (Alkohol) auftritt, und auch wenn sie Wochen und Monate dauert, genesen die Kinder so gut wie immer. Die Prognose ist die günstigste unter allen Geistesstörungen, die wir kennen. Übrigens können sich bei sonst gesunden Jugendlichen vorübergehend phantastische Einzelhalluzinationen des Gesichts und Gehörs scheinbar ganz unvermittelt in den natürlichen Vorstellungskreis eindrängen.

Echte manische und melancholische Psychosen, gleichsam eine Steigerung der manischen und depressiven Verstimmung (zirkuläres oder manisch-depressives Irresein), sind, wenn man von Ausnahmen absieht, Erkrankungen der Erwachsenen und Halberwachsenen und treten, wenigstens was die manische Phase anlangt, meist mit solcher Heftigkeit auf, daß sie sich kaum verkennen oder übersehen lassen.

Chronische Verrücktheit mit einem Gewebe unerschütterlich fest geglaubter Wahnideen kommt in der Kindheit überhaupt nicht vor. Schrullenhafte Einfälle, hypochondrische Befürchtungen und

Zwangsvorstellungen dürfen nicht mit den „fixen“ Ideen der Geisteskranken verwechselt werden.

Auch die fortschreitende Paralyse, fälschlich meist Gehirnerweichung genannt, diese furchtbare Geißel der Erwachsenen, ist in der Jugend so selten, daß sich eine längere Beschreibung erübrigt. Die Krankheit entsteht immer durch syphilitische Infektion, doch werden erbsyphilitische Kinder, falls sie überhaupt am Leben bleiben, gewöhnlich nicht paralytisch, sondern idiotisch, imbezill oder psychopathisch. Die Hauptzeit der jugendlichen Paralyse liegt zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr. Oswald Alving in den „Gespenstern“, der im Alter von 25 Jahren schuldlos an erbsyphilitischer Paralyse zugrunde geht, ist keine unmögliche Figur, aber nichts weniger als ein Typus.

Ganz besondere Bedeutung gewinnt die Pubertätszeit dadurch, daß sie die Hauptepoche darstellt, in der das praktisch wichtige und in seinen leichteren Formen gern verkannte Jugendirresein (auch Schizophrenie, Dementia praecox oder Frühverblödung genannt) einsetzt. Eine Pubertätspsychose im engeren Sinne, d. h. eine Geistesstörung, die sich nur während der Geschlechtsreifung und abhängig von ihr entwickelte, gibt es nicht, und auch die Dementia praecox kommt außerhalb der kritischen Zeit von 15 bis 25 zur Beobachtung. Ihr häufiger Beginn aber gerade in jungen Jahren rechtfertigt die Bezeichnung Jugendirresein.

Über Wesen und Ursprung des Leidens wissen wir nichts. Erbliche Belastung ist ohne großen Belang, wenn auch nicht gleichgültig. Geistig minderwertige und schwachsinnige Kinder befällt die Krankheit ebensogut wie geistig normale, und in den Idiotenanstalten gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß Imbezille hebephrenisch werden, — man spricht dann von einer Pfropfhebephrenie.

Den Grundzug der Krankheit bildet ein mehr oder weniger schneller und tiefer geistiger Verfall — ein Verfall, der sich aber auf die psychischen Funktionen nicht gleichmäßig erstreckt, sondern vor allem, ja in den leichteren Fällen fast ausschließlich das Gemüts- und Willensleben heimsucht. Wir haben unter den Psychopathen die Gruppe der Indolenten kennen gelernt. Eine ganz ähnliche Indolenz, eine Schlaffheit und Gemütsleere, hier aber nicht angeboren, sondern erst später erworben und den bis dahin gesunden Charakter ertötend, stellt den eigentlichen Kern der schizophrenen Geistesstörung dar. Um ihn herum lagern sich noch andere, mannigfaltige und recht merkwürdige Erscheinungen — eigenartige Stimmungen, Bizarrerien in Manieren und Handlungen, verschrobene Einfälle, Sinnestäuschungen und Wahnideen. Die

Dementia praecox ist eine recht vielgestaltige Krankheit, und ihre Einzelbilder scheinen oft wenig Gemeinsames zu haben. Um sich in dem Gewirr der Bilder zurechtzufinden, unterscheidet der Arzt mehrere Gruppen, die einfache Frühverblödung (Hebephrenie), die katatonische (meist kurz Katatonie genannt) und die mit Sinnestäuschungen und Wahnideen einhergehende, paranoide Form.

Nehmen wir die einfache Hebephrenie zuerst. Wer kennt nicht jene wahrhaft tragischen Fälle, wo gutbegabte und fleißige Kinder ohne jede erkennbare Ursache langsam zuerst, ganz langsam in ihrem Eifer, ihrer Triebkraft und damit auch in ihren Leistungen nachzulassen beginnen und schließlich zum Gegenstand ewiger Sorge in ihrer Familie werden? Mit Leichtigkeit haben sie die unteren Klassen absolviert — und nun auf einmal ist es vorbei damit. Lust und Trieb sind dahin, gleichgültig läßt der Knabe die Dinge an sich herankommen und setzt allen Mahnungen ein albernes Lächeln, tönende Phrasen oder rechthaberische Gereiztheit entgegen. Seine Stunden bringt er faulenzend oder spielerisch mit nichtigen Privatliebhabereien zu. Von Zeit zu Zeit freilich packt ihn noch einmal der Ehrgeiz, er nimmt einen mächtigen Ansatz zur Arbeit, aber ohne rechte Kraft hineinzulegen und jedenfalls ohne Ausdauer. Bald beginnt er dieses, bald jenes mit Eifer, aber er erfüllt nicht die Forderung, die das Alltagsleben an ihn stellt, tut nicht nützliche, fruchtbringende Arbeit, sondern liebäugelt mit großen Plänen: er will Dichter, Künstler, Philosoph werden, ohne aber seine Kräfte in irgendeiner Richtung energisch einzusetzen. Langweilig und gelangweilt läßt er die Dinge an sich herankommen, zufrieden mit sich und nicht ohne einen Stich ins Blasierte, zuzeiten auch unfreundlich und grob, wenn man ihn in seiner Ruhe stört. So lebt er in wohliger Selbstbeschaulichkeit dahin, taub gegen alle Bitten, und knüpft einer ein Gespräch mit ihm an, so darf er froh sein, überhaupt eine Antwort zu erhalten. Das Gemütsleben stumpft immer mehr ab, die Leistungen in der Schule werden täglich minderwertiger. Nicht immer kommt es freilich bis zum Äußersten, denn da Wissen und Gedächtnis nicht gelitten haben und der ehemals angesammelte geistige Fonds noch Zinsen trägt, und da auch hin und wieder unter dem Druck der Verhältnisse ein kleiner Aufschwung zum Besseren erfolgt, so gelingt es nach manchen verunglückten Versuchen, den jungen Menschen, dessen einstige Zukunftspläne kaum an den höchsten Zielen ein Genüge fanden, wenigstens in irgendeiner bescheidenen Stellung unterzubringen. Ehemalige Abiturienten und Hochschüler werden Schreiber, landwirtschaftliche „Volontäre“, einfache Gärtner,

wenn nicht gar Fabrikarbeiter oder (auch das kommt vor) Hausknechte. Manche, die aus Verzweiflung von den Eltern ins Ausland geschickt werden, erwerben sich als Kellner, Chauffeure, Straßenbahnangestellte ihren Lebensunterhalt. Meist sind diese Deklassierten (und das ist noch ein Glück!) ganz zufrieden mit ihrem Los, — ihr Ehrgeiz hat es sich längst abgewöhnt, auf hohem Roß zu reiten, und jedenfalls befinden sie sich in einer Lage, wo ihnen die lästige Arbeit des eigenen Kopfzerbrechens und der unbequeme Druck der Verantwortlichkeit erspart bleibt.

In den niederen Gesellschaftssphären spielt sich der analoge Vorgang ab. Ehemals strebsame Volksschüler, nunmehr in der Lehre bei einem Handwerker, verlieren sie Lust und Liebe zur Sache, werden schlaff, faul, halsstarrig und sind schließlich nicht mehr zu gebrauchen. Da Konnexionen, Protektionen und Geldmittel fehlen, so währt es nicht lange, und sie reihen sich wie von selber in die Scharen der Landstreicher und Bettler ein. Der Schnaps bringt sie dann ganz ins Elend. Ein ähnliches Schicksal wie das der Imbezillen! Aber die Hebephrenen bilden sozusagen die Elite der Vagabunden, und der fleißige Bürger, der zufällig mit solch einem Fechtbruder ins Gespräch gerät, darf sich über gelegentliche gelehrte Brocken oder eine kleine philosophische Lebensbetrachtung, die er zu hören bekommt, nicht wundern.

Dies ist das einfachste Bild der Hebephrenie, der langsame Verfall in seelische Verödung. Selten gelangt der Abstieg bis zur tiefsten Stufe, ja zweifellos gibt es noch nach Jahren ein Wiederaufblühen der alten Kraft, eine Art Genesung. Der verbummelte Student, der im Stumpfsinn der Bierbank wunschlos dahinödete, erhebt sich noch einmal, rafft sich auf und macht ein leidliches Examen.

Nicht immer setzt die Krankheit lautlos, ohne alle Vorboten ein. Öfter gehen ihr „nervöse“ Beschwerden voraus: Kopfschmerz und Schlaflosigkeit, Ermüdungsgefühl, reizbare Verstimmung. Der Arzt nimmt zunächst Neurasthenie an, Überarbeitung. Aber merkwürdigerweise hilft alle Schonung nichts, wie es doch sonst bei einer Erschöpfung der Fall ist. Die Reizbarkeit verliert sich zwar, aber an ihre Stelle tritt eine höchst fatale Teilnahmlosigkeit. Es entwickelt sich das oben beschriebene Bild des hebephrenen Schwachsinns. Die äußere Ähnlichkeit zwischen Neurasthenie und dem Anfangsstadium der Hebephrenie darf aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß Überarbeitung wohl Neurasthenie, in keinem Falle aber Hebephrenie erzeugen kann. Durch Überspannung ihrer Kräfte sind schon Tausende von Schülern nervös geworden, aber

noch keiner hebephrenisch. Geistesstörung ist nicht, wie immer noch geglaubt wird, so eine Art potenzierte Nervosität.

Die Krankheit kann aber auch gleich mit so heftigen Erscheinungen beginnen, daß der Ernst der Situation dem Laien sofort klar wird. Die nervösen Klagen verbinden sich mit tiefster Niedergeschlagenheit, mit hypochondrischen Wahnvorstellungen, ja mit Verfolgungsideen, Angst und Sinnestäuschungen. Die Kranken jammern laut über ihr Elend, sie seien unrettbar verloren, sie hätten sich selbst ins Unglück gestürzt, z. B. durch maßloses Onanieren, ihr Blut sei ausgelaugt, ihr Rückenmark verdorrt, sie seien syphilitisch durch und durch, hätten auch andere angesteckt, jedermann sehe ihnen ihre Schande an, spotte sie aus, beschimpfe sie überall auf der Straße und im Hause; sie bitten flehentlich um Verzeihung, sehen sich verdammt, die Hölle stehe offen, Christus nahe, sie zu richten. Manchmal kommt der Angstaffekt zum Durchbruch in schweren Gewalttaten, in Selbstmord oder Selbstverstümmelung, in Totschlag, Brandstiftung und sinnlosem Davonrennen.

Aber nun beachte man den Verlauf! Der Kranke wird, ehe er sich noch hat ein Leid antun können, in die Anstalt gebracht. Auch dort die ersten Tage wilde Erregung und lautes Jammern. Dann mit einem Male legt sich der Sturm, fast meint man, der Kranke werde genesen, da tritt unerwartet ein merkwürdiger Umschwung ein: mit einem sanften Lächeln erklärt der Kranke, was er gesagt und getan, das sei alles nicht so schlimm gemeint gewesen, jedenfalls habe er ein bißchen übertrieben oder sogar simuliert, man dürfe dergleichen nicht weiter ernstnehmen. Vielleicht sei er auch tatsächlich verrückt gewesen, sei es wohl jetzt noch — und warum nicht? So ein bißchen Verrücktheit bringe Abwechslung ins Leben, und was das Irrenhaus betreffe, so gefalle es ihm sehr gut. Mit größter Gemütsruhe spricht er über die Verfolgungen, denen er ausgesetzt gewesen, ja auch jetzt noch ausgesetzt sei, — durchaus objektiv, als rede er über eine dritte Person. Er setzt freundlichst auseinander, wie man ihm täglich Arsenik ins Essen tue, mehrere Pfund auf einmal, und daß er bald werde im Grabe liegen, aber das schade nichts. Der Arzt magnetisiere ihm nachts die Lunge weg, und sein Gehirn sei längst hohl gepustet, auch habe er drei Millionen Würmer unter der Haut. Und sucht man ihm diese Dummheiten auszureden, so ist er für eine sachliche Behandlung der Frage, sine ira et studio, ganz wohl zu haben. Daneben weiß er Geschichten zu erzählen, daß einem die Haare zu Berge stehen, z. B. er habe in Berlin den Kaiser auf der Friedrichstraße getroffen, mit ihm einen Frühschoppen im „Strammen Hund“

gemacht und sei daraufhin zum Geheimrat ernannt worden. Er nimmt es aber gar nicht übel, wenn man über den Unsinn lacht, lacht vielleicht schließlich selber mit, aber er bleibt dabei: wahr ist die Geschichte!

Auch etwas anderes fällt bisweilen auf. Fragen, deren Sinn er zweifellos erfaßt hat, beantwortet er in halb oder ganz unzutreffender Weise, — er „redet vorbei". Erkundigt man sich z. B. nach seinem Alter, so erwidert er: 17 Äpfel. Welcher Tag ist heute? — Lucia von Lammermoor. Was haben Sie heute zu Mittag gegessen? — 30000 dividiert durch vier Schuhnägel. Und dazu macht er ein freundlich-pfiffiges Gesicht. Was wunder, wenn solche Kranke leicht für Simulanten gehalten werden! Es sieht wirklich so aus, als wenn sie einen foppen wollten. Warum er in die Anstalt gebracht worden sei, wird ein wegen wiederholter Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht bestrafter und nun zur Beobachtung aufgenommener hebephrenischer Rekrut gefragt, — „o, weil ich so ein bißchen simuliere!" ist die gemütliche Antwort. Beim Militär hatte er als durchtriebener Schwindler gegolten. Der bunte Wechsel vernünftiger und sinnloser Antworten wirkt auf den Nichtkenner zunächst ganz frappierend. Häufig „kleben" die Kranken an einzelnen Sätzen oder Satzteilen. Wie alt sind Sie? — 17 Jahre. Wo geboren? — 17 Jahre. Antworten Sie doch auf meine Frage! — Ich antworte 17 mal 17 Antworten. Wer bin ich? — 17 Doktoren. Wo waren Sie gestern? — Gestern, 17 gestern, im Garten gestern Nummer 17.

Die Stimmung des Hebephrenen atmet im allgemeinen Selbstzufriedenheit. Man muß ihn nur in Ruhe lassen. Er gehört zu den wahren „Brüdern vom geruhigen Leben", die Otto Ernst so vergnüglich schildert. Keine nutzbringende Arbeit, keine Gemütsinteressen, heute im selben Trott wie gestern. Ob die Tage und Monate und Jahre verrinnen, was kümmert es ihn? Ob der Vater stirbt, die Mutter sich grämt, die Geschwister darben, es berührt ihn nicht. Ob er sein Leben in der Anstalt beschließen wird, was verschlägt es! Laßt die Welt laufen, wie sie läuft! Mehr Eindruck macht schon das Paket Eßwaren, das er dann und wann als Liebesgabe aus seiner Heimat erhält, — freilich, der dabeiliegende Brief bleibt ungelesen.

Leichtere Fälle zeigen immer noch Spuren von Interesse, manche Kranke aber sind tatsächlich so dumpf und stumpf, daß sie überhaupt nichts aus dem Gleichmut ihrer Seele bringen kann. Sie sitzen den ganzen Tag auf der Bank, den Kopf auf die Brust geneigt, und lächeln wie blöde vor sich hin. Man könnte sie für ganz erstorben halten. Tritt aber, was nicht so selten der Fall,

eine Remission (Rückgang der Krankheitssymptome) oder gar eine Genesung ein, so erstaunt man, wie gut sie über die Vorgänge, die sich mit ihnen und in ihrer Umgebung abgespielt haben, Bescheid wissen. Auch geraten sie bisweilen mitten aus ihrer stumpfen Gelassenheit heraus in eine gar nicht zu verstehende Erregung. Sie springen urplötzlich auf ihren ahnungslosen Nebenmann zu und versetzen ihm eine schallende Ohrfeige, worauf sie sich stumm und mit der Miene der Selbstverständlichkeit auf ihren Platz zurückbegeben. Oder sie schlagen im Handumdrehen eine Fensterscheibe ein, gießen ihre Suppe auf den Fußboden, stürzen einen Krug mit Wasser um, ja fügen sich selbst Verletzungen zu oder begehen Selbstmord, oft in der fürchterlichsten Art, — zerbeißen sich z. B. die Pulsader, stürzen sich in den Klosettrichter, stoßen einen Holzpflock in ihren Hals, begehen Harakiri. Hebephrene dieser Art sind die unberechenbarsten aller Kranken. Solche triebhaften, unbedenklichen und bedenklichen, Handlungen kommen übrigens auch ganz im Beginn der Erkrankung vor und eröffnen sozusagen die Szene: der Soldat wirft plötzlich sein Gewehr nieder und rennt laut brüllend im Kasernenhof herum, der Schüler ruft dem Lehrer mitten im Unterricht ein Schimpfwort zu, der Lehrjunge springt ohne sichtbaren Grund auf den Meister los, ihn zu verprügeln, oder bringt sich selbst eine schwere Verletzung bei. Ist die kurze Attacke vorüber, so steht er da, blutbedeckt und noch an allen Gliedern schlotternd, setzt ein einfältiges Lächeln auf und läßt willig alles mit sich geschehen. Oder er bittet freundlich um Entschuldigung und meint, er habe sich nur einen kleinen Spaß erlaubt.

Fast allen Hebephrenen wohnt etwas Widerspruchsvolles inne. Die einen zwar gehen kaum aus sich heraus und träumen schwerfällig ihre Tage dahin, die anderen aber tragen ein unbegreiflich läppisches und albernes Wesen zur Schau. Es fehlt ihnen „die Logik der Affekte“: Gedanken- und Gefühlsinhalt stimmen nicht überein.

In diesem Zwiespalt ist das Wesen der Geistesstörung erkannt worden, daher der bezeichnende Name Schizophrenie[1]). Mit strahlendem Gesicht erzählen sie, sie würden nachher zur Hinrichtung abgeführt, und laden gütigst zu dem Schauspiel ein. Devot und überhöflich in der einen Minute, springen sie in der nächsten einem an den Hals, weil man nicht freundlich genug Guten Morgen gesagt habe, um gleich darauf wieder zu versichern, wie ungemein sie uns verehren. Bald lenksam wie ein Hündchen, sperren sie sich ein andermal in zwecklosem Eigensinn. Und sie lächeln immer — immer, ohne Sinn und Zweck! Sie sind imstande, einen mit der Faust ins Auge zu hauen und gütig dazu zu lächeln. Sie erzählen, daß ihr Vater gestorben sei,

---

[1]) σχίζω = ich spalte, φρήν = der Geist. Die Ausdrücke Dementia praecox und Schizophrenie sind als gleichbedeutend anzusehen.

und lächeln; sie lächeln, wenn sie melden, daß sie sich nicht wohlfühlen, lächeln, wenn ihnen ein Backenzahn gezogen werden soll. Nachlässig in ihrem Äußeren, unappetitlich beim Essen, verlieren sie im Lauf der Jahre die feineren Lebensformen, ja auch das Schamgefühl, wühlen vor aller Augen in ihrem Kot, nehmen ihn in den Mund, onanieren in anderer Gegenwart. Und doch bei allem, eine gewisse Grandezza bewahren sie: sie verbeugen sich steif und zeremoniell, reichen zum Gruß nur den kleinen Finger oder salutieren militärisch. Sie sprechen den blühendsten Unsinn mit erhabenem Pathos, in geschraubten Floskeln, Wortspielereien und stereotypen Wiederholungen.

Viele Hebephrene behalten die steifen, unfreien Manieren immer bei, die hölzernen Bewegungen, das erstarrte Lächeln um die Lippen, die verschrobene Redeweise. Diese Haltungs- und Bewegungsstereotypien, die bei der einfachen Hebephrenie mehr vereinzelt vorkommen, beherrschen bei der zweiten Gruppe der Dementia praecox, der Katatonie, das Krankheitsbild. Katatoniker liegen bisweilen wochen-, ja monate- und jahrelang in fast regungsloser Starre zu Bett, den Kopf leicht gegen die Brust gehoben, so daß zwischen ihm und dem Kissen ein freier Raum bleibt (man versuche, diese unbequeme Lage nur eine kurze Zeit innezuhalten!), den Blick ausdruckslos oder die Augen geschlossen, die Gesichtsmuskeln zu einem maskenartigen Lächeln verzogen, die Lippen rüsselförmig vorgestreckt, die Gliedmaßen schlaff. Versucht man, ihnen Augen oder Mund zu öffnen, so pressen sie sie um so fester zusammen; will man ihre Arme oder Beine heben oder deren Lage wechseln, so spannen sie die Muskeln auf das heftigste: steif wie ein Brett fühlt sich der Körper an. Jeder äußeren Einwirkung setzen sie einen sinn- und zwecklosen Widerstand entgegen. Sie sprechen auch nicht, obwohl man ihrem Gesichte deutlich anmerkt, daß sie die Fragen verstehen, und will man ihnen Speisen einflößen, so beißen sie die Kiefer aufeinander, — manche Katatoniker würden verhungern, wollte man sie nicht künstlich mit der Schlundsonde ernähren. Nimmt man sie aus dem Bett, so verharren sie stundenlang auf dem Fleck, wo man sie hingestellt oder hingesetzt hat. Kot und Urin lassen sie unter sich, und der angesammelte Speichel rinnt in Strömen aus dem Munde, wenn man ihn gewaltsam öffnet. Stößt man sie an, so stürzen sie ein paar Schritt vorwärts und bleiben wieder stehen.

Andere Kranke dieser Art kommen den Aufforderungen, die man an sie richtet, teilweise nach oder versuchen es wenigstens. Sie öffnen die Lippen zum Sprechen, bringen aber kein Wort heraus, führen den dargereichten Löffel wenigstens bis zum Munde, schütten auch wohl das Essen hinein, schlucken es jedoch nicht herunter. Hebt man ihnen einen Arm in die Höhe, so halten sie ihn so lange, bis er durch das Gewicht der eigenen Schwere herabfällt. Manche verharren in ganz bestimmten Stellungen

minuten-, stunden-, tagelang. Sie werfen sich z. B. platt auf den Boden, das Gesicht nach unten, die Arme seitwärts ausgestreckt, kauern sich wie ein Hund zusammen, legen sich unters Bett, statt hinein, versuchen immer wieder, sich auf den Kopf zu stellen, dulden kein Hemd, keine Kleider, keine Schuhe usw. Manchmal gelingt es, das Widerstreben zum Vorteil der Kranken selbst auszunutzen, indem man ihnen das Gegenteil von dem befiehlt, was sie tun sollen. Man sagt ihnen: Sie sollen hiervon nichts essen, und sie tun es sofort, oder: Sie dürfen nicht ins Bett gehen, und gleich legen sie sich nieder.

Der Stereotypie und Manieriertheit der Haltung entspricht die der Bewegungen. Die Kranken laufen ununterbrochen im Kreise, marschieren wie eine Drahtpuppe gravitätisch auf und ab, schleichen auf den Zehen, hüpfen wie ein Vogel, scheuern eine bestimmte Hautstelle, so daß sie wund und bis auf die Muskeln zerstört wird, schlagen sich rücksichtslos ins Gesicht, bis es dick anschwillt, schneiden Grimassen, bellen wie ein Hund, miauen wie eine Katze, pfeifen, johlen, brüllen, fauchen, alles im Takt oder lallen sinnlose Worte und Reimereien vor sich hin. Diese Eigentümlichkeiten erinnern teilweise an die Tics und Zwangshandlungen, sind aber aparter, bizarrer und unterscheiden sich ferner dadurch von diesen, daß die Kranken sich gar nicht Mühe geben, sie zu unterdrücken, sich auch nicht ablenken lassen und allen Behebungsversuchen den starrsten Widerstand entgegensetzen. Im Lauf der Jahre bilden sich schließlich die abstrusesten Manieren heraus, im Gehen, Sprechen, Schreiben, Essen, Grüßen, An- und Ausziehen. Der Inhalt der Briefe stellt manchmal nichts anderes dar als sinnlose Anhäufung von Wörtern oder Buchstaben.

Wie wenig bei diesen Kranken Absicht und Vorsatz mitspielen, das ersieht man aus den plötzlichen sinnlosen Erregungsausbrüchen, die der katatonischen Dementia praecox ebenso eigentümlich sind wie der nicht katatonischen. Der Kranke, der einer Mumie gleich wochenlang regungslos zu Bett lag, springt unvermutet auf, ergreift einen Stuhl und schlägt den erstbesten Menschen nieder; dann geht er festen Schrittes und ohne sich um den Verletzten, vielleicht Sterbenden, zu kümmern, wieder in sein Bett und dämmert weiter. Oder er streift im Garten plötzlich seine Kleider vom Leib und klettert, ehe man es verhindern kann, splitternackt auf den höchsten Wipfel eines Baumes, flötet da oben wie eine Nachtigall und bleibt trotz Schnee und Winterkälte auf seinem luftigen Sitze, bis er mit unendlicher Mühe herabgeholt wird. Oder er läuft an die offenstehende Schublade einer Kommode, verrichtet seine Notdurft hinein und begibt sich mit der Miene heitrer Selbstverständlichkeit wieder auf seinen Platz.

Bei der dritten Gruppe des Jugendirreseins bilden neben der allen gemeinsamen und charakteristischen Gemütsverödung Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen das Hauptsymptom. Zwar fehlen beide Erscheinungen auch den andern Krankheitsformen durchaus nicht immer, bleiben aber mehr im Hintergrund. Kraepelin nennt diese dritte Gruppe paranoiden Schwachsinn. Andere Autoren reihen die hierhergehörenden Kranken lieber unter die Paranoiker (Verrückten) ein. Wir verzichten auf die nähere Darstellung, weil diese Abart des Leidens in der Jugend sehr viel seltener beobachtet wird, als die eigentliche Hebephrenie und Katatonie.

Die Dementia praecox kann auf jeder Stufe des Verfalls haltmachen und zweifellos auch in Genesung übergehen. Häufiger als die Vollgenesung ist aber die unvollständige. Solche „mit Defekt Geheilten" erscheinen dem Fernstehenden gesund; wer sie aber einst in ihren guten Tagen gekannt, der weiß, die früheren sind sie nicht mehr: ausgebrannt der Krater, erloschen Regsamkeit und Lebenslust! Der junge Mensch hält sich nunmehr brav auf dem Mittelwege der Langweiligkeit, tut, was er tun muß, taugt vorzüglich zu mechanischer Arbeit und geht in seiner Begeisterungsfähigkeit nicht über die Schwärmerei für einen soliden Skat hinaus. Leider fehlt auch die Gefahr der Wiedererkrankung nicht, denn die Dementia praecox verläuft gern in Schüben, steht still, beginnt von neuem, macht abermals halt, und immer drückt sie ihr Opfer um eine Stufe tiefer. Der Umschwung vom Kranken zum Gesunden kann, namentlich bei Katatonikern, überraschend schnell erfolgen. Ein Patient, der gestern noch regungslos zu Bett lag, die Nahrungsaufnahme verweigerte und kein Wort sprach, wacht heute auf aus seiner Erstarrung, erhebt sich und bietet ein ganz vernünftiges, wenn schon noch etwas müdes und schlaffes Wesen dar. Die Besserung schreitet vor, hält Monate und Jahre an, längst ist der ehemalige Kranke aus der Anstalt entlassen und geht seinen bescheidenen Pflichten nach, da kehrt die tückische Krankheit wieder und vollendet das angefangene Werk der Zerstörung. Manchmal leben die Schizophrenen Jahre und Jahrzehnte in der Anstalt, verblödet und ganz in sich zusammengeschrumpft. Sie bilden das Gros der Irrenhauspfleglinge und können steinalt werden. Zu den tödlichen Leiden wie die Paralyse gehört die Dementia praecox nicht.

Die Schizophrenen leichtesten Grades tragen das Schicksal aller geistig leicht Gestörten: sie werden verkannt. Faulheit, Stumpfsinn und Trotz, das sind die Vorwürfe, die der hebephrene Schüler in Kauf zu nehmen hat. Auch ein Teil der angeblichen

Moral-insanity-Kranken gehört mit ihrem rohen Egoismus, ihrem Mangel an tieferen Interessen und ihrer absoluten Gleichgültigkeit gegen die berechtigten Ansprüche anderer zur Dementia praecox. Der pathologische Hirnprozeß vernichtet ähnlich wie beim Alkoholismus, bei der Paralyse und vielen anderen Störungen zunächst die höheren, feineren, sittlichen und ästhetischen Triebe: das Gemütsleben ist es, das vor allem verdorrt, während die Verstandestätigkeit sich noch lange auf leidlicher Höhe erhalten kann.

Der Selbstmord.

Die Selbstmordfrage ist zunächst nichts weiter als ein biologisches und soziologisches Problem, das mit Moral und Unmoral nichts gemein hat. Wie das Verbrechen, wie jede Handlung überhaupt, stellt die Vernichtung des eigenen Lebens nur das Resultat aus zwei Komponenten dar, einer individuellen und einer sozialen: bestimmte Erlebnisse wirken auf eine Gemütsart von bestimmter Beschaffenheit so ein, daß die Tat erfolgt.

Liegt dem Selbstmord stets eine gestörte Geistesverfassung zugrunde? Der Psychiater Esquirol schrieb vor fast hundert Jahren: „Der Mensch will nur dann sein Leben verkürzen, wenn er wahnsinnig ist; die Selbstmörder sind geisteskrank.“ Heutzutage wird eine solche Anschauung kaum geteilt, und auch Esquirol wird seinerzeit nicht viel Anhänger gefunden haben. Griesingers[1]) Worte, die nun schon mehr als siebzig Jahre alt sind, haben jetzt noch Geltung: „Selbstmord ist nicht immer das Symptom oder Ergebnis einer psychischen Krankheit. Da ist er es nicht, wo die Stimmung des Lebensüberdrusses in einem gewissen richtigen Verhältnis zu den gegebenen Umständen, zu den äußerlich nachweisbaren psychischen Ursachen steht. Wenn ein feinfühlender Mensch sich tötet, um den Verlust seiner Ehre oder eines anderen, mit seinem geistigen Sein aufs innigste verwachsenen hohen Gutes nicht zu überleben, wenn jemand den Tod einem in tiefem Elend, in Schande, in stets sich erneuerndem geistigem und körperlichem Leiden hinzubringenden Leben vorzieht, so ist vielleicht seine Berechtigung hierzu von seiten der Moral anzufechten, aber es liegt kein Grund vor, einen solchen für geisteskrank zu halten, — der Widerwille gegen das Leben und der Vorsatz der Selbstvernichtung entsprechen der Stärke der widrigen Eindrücke, und die Tat wird mit Besonnenheit beschlossen und vollführt.“

---

[1]) Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. 1. Aufl. 1845. (S. 192.)

Dennoch gibt auch Griesinger zu, daß die Fälle dieser Art die selteneren sind. Wenn wir von einem Selbstmord hören oder lesen, so erstaunen wir oft, ein wie geringfügiger, ja alberner und läppischer Anlaß zu dem unglücklichen Schritte geführt hat. Um einer Kleinigkeit willen wirft mancher sein Leben weg — im Ärger, im Trotz, nach einem belanglosen Streit, und fast von selber werden wir zu dem Schluß gezwungen: entweder sind die angeblichen Ursachen nicht die wirklichen gewesen, oder aber der Selbstmörder hat in jenem Augenblick nicht seine volle Zurechnungsfähigkeit besessen. Denn im gesund empfindenden Menschen behauptet sich der Lebenstrieb mit solcher Gewalt, daß er nur im verzweifeltsten Falle sich selber aufgibt. Und in der Tat lehren uns eingehende Studien immer wieder, eine wie erschreckend hohe Zahl die Geisteskranken und Psychopathen unter den Selbstmördern einnehmen.

Dr. Helenefriderike Stelzner[1]) konnte unter 200 von ihr analysierten Fällen 70mal, d. h. in 35 Prozent, geistige Anomalien, darunter 49mal Geisteskrankheiten, nachweisen. Heller[2]) hat im Verlauf einer Reihe von Jahren die Leichen von 300 Selbstmördern obduziert und bei 129 (43 Prozent) anatomische Befunde erhoben, die keinen Zweifel darüber ließen, daß die Zurechnungsfähigkeit zur Zeit der Tat aufgehoben oder stark beeinträchtigt war; in 54 weiteren Fällen (18 Prozent) war sie möglicherweise krankhaft beeinflußt; 73mal fand er Zeichen akuter fieberhafter Erkrankungen, 143mal solche von chronischem Alkoholmißbrauch, 212mal Veränderungen am Zentralnervensystem von allerdings sehr verschiedener pathologischer Wertigkeit. Von den 70 weiblichen Selbstmördern, die er untersuchte, befanden sich 33 im Zustand der Schwangerschaft, des Wochenbetts oder der Menstruation, also in einer Verfassung, die das seelische Gleichgewicht zwar nicht beeinträchtigen muß, aber doch erfahrungsgemäß oft beeinträchtigt.

Vielleicht noch mehr Interesse verdienen die Mitteilungen Gaupps[3]), der in der Münchener psychiatrischen Klinik 124 Personen untersucht hat, die in den Jahren 1904—1906 wegen Selbstmordversuchs dorthin eingeliefert worden waren. In München herrscht nämlich „die sehr vernünftige Sitte, jeden Menschen, der bei Ausführung eines Selbstmordversuchs betroffen wird, kurzerhand im Sanitätswagen in die psychiatrische Klinik zu bringen, falls nicht eine schwere chirurgische Verletzung die Aufnahme in ein chirurgisches Krankenhaus dringend erfordert". Von diesen 124, die meist bald wieder entlassen wurden, da sie der Anstaltsbehandlung nicht bedurften, war nur eine einzige Person zur Zeit der Tat psychisch gesund — ein 21jähriges, schwangeres Dienstmädchen, das von ihrem Geliebten, der sich um die Alimente drücken wollte, ohne jede Berechtigung der Untreue bezichtigt worden war. Von den 123 anderen waren 44 im engeren Sinne geisteskrank, darunter 11, zum Teil sehr jugendliche, Hebephrene. Unter dem Rest der 79 befanden sich 28 chronische Alkoholisten und Schwerbetrunkene, 12 Epileptiker (4 schwer geistig gestört), 10 hysterische und zum Teil gleichzeitig geistig beschränkte Mädchen und 27 Psychopathen, meist weiblichen Geschlechts, deren Tat sich fast immer als Augenblickshandlung, als übermäßige Reaktion auf unangenehme Erlebnisse charakterisierte.

Gaupp gibt selbst zu, daß die Methode seiner Untersuchungen Mängel besitzt,

[1]) Analyse von 200 Selbstmordfällen. S. Karger, Berlin 1906.

[2]) Münch. Mediz. Wochenschrift. 1900, No. 48.

[3]) Über den Selbstmord. München, Verlag der Ärztlichen Rundschau. 2. Aufl. 1910.

denn sie konnte natürlich nur die mißlungenen Versuche berücksichtigen, die häufiger, als es bei den erfolgreichen der Fall sein wird, einem raschen Impuls, nicht wohlbedachter Überlegung entspringen.

Unter den jugendlichen Selbstmördern stehen die Schüler in erster Reihe — und zwar aus dem simplen Grunde, weil die Jugend vom 6. Lebensjahre ab bis zum 14. oder darüber zur Schule geht. Selbstmorde Jugendlicher werden also meist Schülerselbstmorde sein. Unmöglich aber geht es an, darum gegen die Schule den Vorwurf zu erheben, daß sie an dem Unheil in erster Linie schuld sei. Nehmen sich doch auch genug schulentlassene junge Leute, Lehrlinge, Arbeiter, Bauernburschen, Fabrik- und Dienstmädchen das Leben.

Über Schülerselbstmorde besitzen wir eine gute Statistik. Eulenburg[1]) hat das gesamte Aktenmaterial des preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten über diesen Gegenstand aus den Jahren 1880 bis 1903 durchgearbeitet und das Resultat veröffentlicht. Setzt man die Jahrgänge 1883—1903 in Rechnung, so ergibt sich für Preußen eine jährliche Durchschnittsziffer von 53,57 oder fast 54 Schülerselbstmorden. Von besonderem Interesse ist nun, daß sich ein Anwachsen in diesen zwanzig Jahren nicht hat feststellen lassen. 1883 betrug die Zahl 58, 1903 56; die höchste Ziffer war 71 im Jahre 1900, die niedrigste 40 1885. Die „wahrhaft erschreckende Zunahme" der Schülerselbstmorde, von der uns die Zeitungen zu melden wissen, gehört also in den Bereich der Fabel. Zu demselben Resultat war vorher schon Baer[2]) gelangt. Allerdings verzeichnen die siebziger Jahre im Gegensatz zu den beiden folgenden Jahrzehnten weniger Selbstmorde, aber Baer nimmt auf Grund vorsichtiger Erwägungen an, daß hier ein Rechnungsfehler vorliege, der sich aus der geringeren Zuverlässigkeit der Statistik erkläre.

Betrachten wir die höheren Schulen für sich, denn diese sollen ja eigentlich die Schuldigen sein! Der Jahresdurchschnitt beträgt hier (nach der neuesten amtlichen Statistik) innerhalb von 28 Jahren 15 Selbstmorde; die Schwankungen sind erheblich und bewegen sich zwischen 7 (1898) und 28 (1908). 1883 belief sich die Zahl auf 19. In den letzten drei Jahren waren zu verzeichnen 1908 28, 1909 24, 1910 23. Diese Zahlen gehen zwar über den Jahresdurchschnitt (15) weit hinaus, doch muß die außerordentliche Zunahme der Schüler an höheren Lehranstalten berücksichtigt werden. Die Prozentzahl der Selbstentleibungen ist in den großen Städten nicht unwesentlich höher als auf dem Lande; Berlin weist allein ein Fünftel auf. Und während früher die humanistischen Anstalten als das eigentliche Ursprungsgebiet der Selbstmorde angesehen wurden, konstatiert die Statistik der letzten Jahre eine größere Zahl für die Realanstalten. Besonders bemerkenswert aber ist die Angabe, daß der Selbstmord unter den Schülern der höheren Lehranstalten bei weitem nicht so häufig vorkommt wie bei der gleichaltrigen Gesamtbevölkerung! Dafür spricht übrigens auch folgende Tatsache: während sich der Prozentsatz der jugendlichen männlichen zu den jugendlichen weiblichen Selbstmördern, im ganzen betrachtet, auf 4 : 1 beläuft, verschiebt sich das Verhältnis in der Zeit vom 15. bis zum 20. Lebensjahr auf 2 : 1. Die Schule aber wird in jenen Jahren nur von einer Minderzahl von Mädchen besucht.

Worin sind nun die wahren Ursachen des Selbstmordes zu suchen? Keinesfalls immer in dem, was die Täter vor der Tat

[1]) Schülerselbstmorde. Zeitschr. f. Pädag. Psychologie, Pathologie und Hygiene, Jahrg. IX, Heft 1 und 2. — Berlin, Walther. 1907.

[2]) Der Selbstmord im kindlichen Lebensalter. Thieme, Leipzig 1901.

angeben oder als schriftliche Mitteilung zurücklassen. Denn nicht wenige von ihnen beugen die Wahrheit bis über den Tod hinaus, zum Teil, weil sie allen Anlaß haben, ihr Geheimnis mit ins Grab zu nehmen. Sie schützen — aus Scham, aus Selbstgefühl, aus Schonung für die Familie — Scheingründe vor.

Die äußere Ursache gesondert zu betrachten, losgelöst von der Persönlichkeit des Selbstmörders, hat gar keinen Wert, ja führt in Irrtum und Ungerechtigkeit hinein. Ein Knabe bekommt eine schlechte Zensur und schießt sich mit seinem Terzerol vor den Kopf. Es ist töricht, zu sagen, die Zensur trage schuld, und damit die Akten über den Fall zu schließen. Warum schießen sich denn die andern, die eine schlechte Note erhalten haben, nicht auch tot? Gehen wir der Sache nach, dann sieht sie anders aus, etwa so: durch einen geisteskranken Vater erblich belasteter Junge, schon von jeher auffallend durch weichliche, eigensinnige Empfindsamkeit, unvernünftig erzogen durch eine ihrer Aufgabe nicht gewachsene Mutter, dabei wenig begabt; von Zeit zu Zeit deutliche, aber in ihrer Natur verkannte Depressionszustände; in eine solche Epoche fällt die Zensurenverteilung: unter dem Druck der an sich schon trüben Verstimmung nimmt das Unglück in der Phantasie Riesendimensionen an, der Knabe findet keinen Ausweg mehr aus der Not und macht seinem Leben ein Ende. Dies etwa ist die Genese der Tat. Hauptursache: die pathologische Beschaffenheit des Seelenlebens. Aber in der Zeitung steht davon nichts, da heißt es: Grund schlechtes Zeugnis. Ringsum Empörung, — die Schule hat den Jungen auf dem Gewissen!

Unter den jugendlichen Selbstmördern gehört zunächst ein großer Teil den Geisteskranken (im engeren Sinne) an. Seelenstörungen, die von der Pubertätszeit ab häufiger werden, beginnen in der Regel mit gedrückter Stimmungslage, unmotivierter Traurigkeit und Angst, die stets eine Selbstmordgefahr bildet. Auch das Jugendirresein fordert im Beginn nicht ganz wenige Opfer. Diese Kranken setzen manchmal die Selbstmordversuche mit einer Hartnäckigkeit fort, die an sich schon den Verdacht auf Krankheit rege machen müßte. Auf die Selbstmorde im Dämmerzustande, vor allem im epileptischen, braucht nur mit einem Wort hingewiesen zu werden. Stimmen „von oben" oder „aus dem Innern" (bei Epileptikern, Hebephrenen, Melancholikern usw.) befehlen bisweilen die Tat: Spring ins Wasser! Töte dich! — und der Patient folgt eines Tages blindlings dem Rufe, nachdem er lange genug widerstanden. Selbstmorde bei Zwangskranken sind selten.

Die zweite große Gruppe der Selbstmörder umfaßt die Psychopathen, besonders die psychopathisch Verstimmten. Und

wenn die Depressionen nicht noch öfter, als es schon der Fall ist, zum Schlimmsten führen, so liegt es daran, daß zur Vernichtung des eigenen Daseins Mut gehört. Der Selbstmord und namentlich der mit Überlegung und Ruhe verübte, lange geplante ist, was auch immer die Moralisten sagen mögen, viel häufiger ein Zeichen von Entschlossenheit als von Feigheit. Es erfordert einen nicht geringen Aufwand von Kraft und Entsagung, freiwillig und mit klarem Kopf, nicht im Strudel des Affektes, dem Leben Valet zu bieten. Wenn es eine Kleinigkeit wäre, den festgewurzelten Lebenstrieb auszureißen und also seine innerste Natur umzukehren, warum schleppten dann wohl so viele Sieche und Verzweifelte, die längst mit Gott und der Welt gebrochen haben, ihr elendes Dasein weiter?

Aus dieser natürlichen Furcht vor dem Tode (oder vielleicht richtiger: vor dem Sterben) erklärt es sich auch, daß die meisten Selbstmorde der Psychopathen Augenblicksstimmungen entspringen. Zwar werden sie oft lange vorher im Geist erwogen, aber mehr spielerisch, und erst ein besonderer Anlaß gibt dann den Ruck, der zur Tat fortreißt. Überheftige Reaktion auf einen geringfügigen Reiz! Der Affekt raubt die Besinnung, engt das Bewußtsein ein, und nur der eine Gedanke dreht sich wie ein feuriges Rad im Kopfe: das ertrage ich nicht länger, ich gehe ins Wasser! Diese Impulsiven freuen sich, wenn sie gerettet werden, und empfinden oft gewaltige Scham ob ihres dummen Streiches.

Halbwüchsige inszenieren bisweilen die Tat mit theatralischem Anstrich. Darin brillieren die Hysterischen und die nervösen Überästheten, die wie Hedda Gabler „in Schönheit“ sterben wollen, „mit Weinlaub im Haar — eine kleine, kleine Wunde in der Schläfe, fein wie ein Blutstropfen“. Das ist Pikanterie, Reiz der Eitelkeit, die noch im Tode Sensation erregen möchte! Manchmal aber meint es die romantisch gestimmte Jugend ganz ehrlich, wenn sie zum Tode sich wie zu einem Fest bereitet. Gerade die ungesunde Phantastik der Pubertätszeit brütet solche Exzentrizitäten aus. Wie anders der indolente Hebephrene! Ihm kommt es auf die Form des Abschieds gar nicht an: er sägt sich mit stumpfem Messer langsam die Halsschlagadern durch oder sticht sich zehn und zwanzig Wunden in den Leib, nachdem er zuvor ein Glas Lysol getrunken. Auch die Epileptiker, im Zustand der Bewußtseinstrübung, sind solcher Scheußlichkeiten fähig.

Sogar aus purem, blankem Eigensinn gehen psychopathische Kinder in den selbstgewählten Tod. Der Trotzkopf fügt sich blindlings ein Leides zu, nur um seine Eltern zu ärgern. Allerdings meint er es gar nicht immer so ernst mit seiner Selbstmordabsicht,

und der Tod ist oft nur die ungewollte Folge der unüberlegten Tat. Bei gesunden Kindern machen sich ähnliche Anwandlungen übrigens auch geltend, doch behalten Angst und Vernunft schließlich den Sieg; nicht so bei den Psychopathen, die ihre Affekte viel weniger beherrschen können.

Kinder sind nicht nur unüberlegt, sondern auch grausam. Sie wollen denen, die ihnen einen vermeintlichen oder wirklichen Tort angetan, einen tüchtigen Denkzettel geben, sich selbst aber gleichzeitig als mitleidswürdige Opfer bedauern und betrauern lassen. Für diesen Doppelzweck eignet sich der Selbstmord vorzüglich; freilich muß die Süße der Rache im voraus ausgekostet werden. Die Kinder mögen sich der Gefühle, die den eigentlichen Strom des Willens leiten, nicht immer ganz klar werden, aber als Untertöne schwingen solche Wünsche leise mit. Bald ist es mehr der Haß, der hervorspringt, bald das „Weinen um das eigene Leiden". Der Sekundaner, der freiwillig aus dem Leben scheidet und auf dem Zettel den Klassenlehrer beschuldigt, ihn durch schlechte Behandlung in den Tod getrieben zu haben, spekuliert ganz zweifellos mit darauf, daß das Urteil der Menge sich gegen den verhaßten Lehrer richten wird, und diese Empfindung erleichtert ihm den schweren Schritt.

Schwachsinnige und Schwachbegabte liefern dem Selbstmord ein reiches Material in die Hände. Unter den Ursachen, denen Eulenburg bei 284 Schülerselbstmorden genauer nachgehen konnte, findet sich bei fast einem Viertel mangelhafte geistige Befähigung angeführt. Die Mehrzahl dieser Schwächlinge entfällt auf die höheren Schulen: „Dies sind die armen Opfer unpassender Schul- und Berufswahl, elterlicher Verständnislosigkeit und unberechtigten, oft auch zu verkehrter Strenge führenden elterlichen Ehrgeizes."

Selbstmorde aus Mangel an Begabung kommen jedenfalls bei Volksschülern viel seltener vor als in höheren Schulen. Wenn hier die Schule eine Mitschuld trifft, so fällt sie nicht dem System, sondern den Verfehlungen einzelner Lehrer zur Last, und daran wird sich kaum etwas ändern lassen. Denn wie in allen Berufsklassen, so gibt es auch unter den Pädagogen schlechte Vertreter — unfähig und unwillig, der zarten seelischen Konstitution eines besonders gearteten Kindes Rechnung zu tragen. Aber das häufigere Motiv bilden doch sicher Dinge, die mit der Schule nichts zu tun haben: Furcht vor Mißhandlungen daheim, vor dem trunksüchtigen Vater, Abscheu vor dem unaufhörlichen Miterleben der widrigsten häuslichen Szenen. Das normal geartete Kind kommt freilich auch darüber hinweg, oder es läuft davon, das krankhaft

weiche jedoch sieht keine andere Lösung als den Tod. Nach der Schulentlassung kommen vor allem in Betracht: Unlust zu einem aufgedrungenen Beruf und harte Zucht in der Stellung als Lehrling, Jungknecht, Dienstmädchen. Das Heimweh nistet sich ein, um so mehr, je größer der Kontrast zwischen dem Einst und Jetzt empfunden wird. Schwachbegabte haben es besonders schlimm, weil ihnen bei ihrer Ungeschicklichkeit Schelte, Prügel, Spott und Anzüglichkeiten in doppeltem Maße zuteil werden.

Eine größere Zahl von Selbstmorden bleibt „rätselhaft". Fast ein Viertel der Eulenburgschen Schülerselbstmorde ließ kein durchsichtiges Motiv erkennen, ja manche boten auch nicht den leisesten Anhaltspunkt. Ohne Zweifel spielen gerade hier krankhafte Einflüsse vielfach mit. Hebephrene legen bisweilen Hand an sich, ehe man ihnen noch das geringste angemerkt. Ähnlich bei den Depressionsanwandlungen der Psychopathen. Krankhaft verstimmte Kinder (und Erwachsene) verheimlichen ihre Gemütsverfassung oft geschickt und geben sich nach außen hin eine Art, als sei alles in bester Ordnung. Manchmal mag auch hinter dieser Bangigkeit des Herzens die Reue über ein wirkliches Verschulden und die Angst vor den Folgen stecken, und ist dies der Fall, dann summieren sich zwei Ursachen, die äußere und die innere. Aber warum nehmen sich Hunderttausende von Kindern bei einer gleichen Verfehlung das Leben nicht? Die Individualität gibt immer den Ausschlag. Wie oft weiß der Trübsinnige selbst nicht recht, was es ist, das ihm den Revolver in die Hand drückt, — ein vages Gefühl der Entmutigung, der Hoffnungslosigkeit, des dumpfen Abgestorbenseins! Da quält sich so ein armer Schlucker und quält sich, und niemand hilft ihm, denn es kennt ja keiner seine Not, — er aber geht still seiner Wege, hat nur ein wehmütiges Lächeln für den Spott der Kameraden, und eines Tages findet man ihn als Leiche.

Und auch jene Fälle, wo junge Leute bis kurz vor dem selbstgewählten Tode heiter und aufgeräumt erschienen, werden meist mit psychopathischen Schwermutsanwandlungen zu erklären sein. Es ist bekannt, wie lebhaften Stimmungsschwankungen geistig ungefestigte und Affektnaturen unterliegen können, wie hart die Gegensätze beieinander wohnen. Abkömmlinge von Selbstmördern enden oft gleichsam mitten aus dem Frohsinn des Lebens heraus. Nicht der Selbstmordhang vererbt sich, sondern die krankhafte seelische Disposition, die schon beim Vater oder der Mutter den Wunsch nach Befreiung durch Selbstvernichtung erzeugte, — die Erinnerung umstrickt dann mit zäher Gewalt den gleichgearteten Nachkommen: er kämpft, er siegt, einmal, hundertmal, aber schließlich erreicht ihn seine Bestimmung doch!

Daß Selbstmord zur Nachahmung reizt, weiß man seit alter Zeit. Die Geschichte kennt förmliche Selbstmordepidemien, so in der römischen Kaiserzeit. Freilich, hier lagen gute Gründe vor, — ein Menschenkopf galt damals wenig! Auch war die Vernichtung des eigenen Lebens im Altertum keine Schande, sondern erlaubt und sogar rühmlich. Sowohl die stoische wie die epikuräische Philosophie sprach dem Menschen das Recht und selbst die Pflicht zu, das Leben wegzuwerfen, wenn es wertlos geworden sei.

In schwachen Gemütern wühlt der Gedanke an den Selbstmord eines Verwandten oder Freundes mit unheimlicher Macht weiter. Etwas grauenhaft Anziehendes liegt in der Vorstellung, auf gleiche Weise das Leben zu beschließen. Der Pastor in Ibsens „Rosmersholm“ stürzt sich in den Mühlbach von derselben Brücke, von der seine Frau den Tod gesucht und gefunden.

Auch Kinder ahmen den Selbstmord nach, — bei ihrer starken Suggestibilität und ihrer geringen Widerstandsfähigkeit kein Wunder! Manchmal fallen sie allerdings nur der Neugier und Unvorsichtigkeit zum Opfer, wie beim „Erhängen-Spielen“, und diese Fälle scheiden natürlich aus der Betrachtung aus.

Interessant sind zwei Geschichten, die wir Durand-Fardel verdanken[1]). „Ein elfjähriger Knabe von faulem Naturell, diebisch, erhängt sich ohne erfindliche Veranlassung, nachdem er drei Kreuze auf die gegenüberstehende Wand gemalt und Weihwasser zu seinen Füßen aufgestellt hatte. Genau so hatte sich eine Woche vorher sein Onkel, der sich oft berauschte, nach einem reichlichen Frühstück erhängt.“ — „Ein vierzehn Jahre alter Knabe fungiert als Chorknabe beim Begräbnis eines anderen Knaben, der sich im Weinberge seiner Eltern an einem Nagel an der Wand erhängt hatte. Während des Begräbnisses hörte man ihn sagen: ich werde mich auch noch aufhängen müssen. Vier Tage darauf wird er an einem in die Wand geschlagenen Nagel erhängt aufgefunden. Die Intelligenz des Knaben wird als eine mittlere bezeichnet.“

Zweifellos wirkt bei dem größeren Teil der Jugendselbstmorde die Nachahmung irgendwie mit, und die Zeitungen sind es nicht am wenigsten, die durch ihr Breittreten der Fälle Proselyten machen. Mit der erleichterten Möglichkeit der psychischen Infektion hängt es offenbar auch zusammen, daß die Großstädte eine höhere Selbstmordziffer aufweisen als das flache Land.

Schließlich steht ein Teil der Selbstmorde und gerade der „unbegreiflichen“ in Beziehung zum Geschlechtsleben, und vielleicht werden spätere Zeiten einmal den Zusammenhang zwischen den beiden Erscheinungen tiefer erfassen, als wir es heute tun. Eigentlich ist es bis jetzt nur die Freudsche Schule, die das Problem ernstlicher in Angriff genommen hat. Gefühle tauchen auf in dem zur Mannbarkeit Wachsenden, neu und unerhört, Fragen

[1]) Nach Emminghaus, Die psychischen Störungen des Kindesalters. Laupp, Tübingen 1887.

und Zweifel erwachen, die keine Lösung finden. Der eine trägt leicht daran, er merkt sie kaum, der andere schwer, und einzelne überwinden die Krisis überhaupt nicht: sie gehen zugrunde an dem Konflikt von Ekel und Begierde, Schamgefühl und Sinnenlust, religiösen Anfechtungen und derbem Verlangen, und wohl nicht ganz wenige auch an dem Kampf, den sie durch ihre eingeborenen homosexuellen oder sonstwie perversen Neigungen mit sich selbst und den offiziellen Anschauungen in Sitte und Gesetz durchzukosten haben.

Zusammenfassend kann man sagen: die Analyse führt stets zum gleichen Ergebnis: hinter der letzten auslösenden Ursache einer Handlung müssen stärkere Kräfte wirksam sein. Wegen einer Kopfnuß, eines Streites, einer Liebelei nimmt sich kein junger Bursch das Leben, — er sei denn ein kranker oder halbkranker Mensch, ein haltloser Schwächling, eine Affektnatur, ein verschrobener, verworrener Kopf oder wenigstens vorübergehend in einem Geisteszustande, der seinem Vernunftwillen Fesseln anlegt und dicht an der Grenze der Unzurechnungsfähigkeit steht. Das haben auch unsere modernen Seelenschilderer in Roman und Drama richtig erkannt: fast alle ihre Selbstmörder sind pathologisch angehauchte Persönlichkeiten — Werthernaturen, wenn man will. Wohl kann man die armen Geschöpfe bedauern, die hilflos verzagend vor dem Lebenskampf die Waffen strecken, bedauern um ihrer selbst willen und mehr noch um die Angehörigen, denen sie Schmerz bereiten. Doch an der Mehrzahl von ihnen hat, so grausam es klingen mag, die Welt nichts verloren. „Such es nicht draußen, da sucht es der Tor“, — weder die Großstadt, noch die Kultur, noch die schwindende Achtung vor der Religion, noch das Aufbäumen des Individualismus gegen die autoritäre Zucht, weder Sünden des Hauses noch der Schule, noch die Schundliteratur in Gemeinschaft mit der gesamten Lazarettpoesie sind die wahren Quellen des Selbstmords. Denn auch der gesunde Mensch trinkt davon, vergiftet sich aber nicht. Soll alles, was da schaden kann in der Welt, der Schwachen wegen mit Stacheldraht und hohem Zaun umgeben werden? Wenn wirklich die Zahl der jugendlichen Selbstmorde zugenommen hat (bewiesen ist es nicht!), so liegt die Schuld nicht so sehr an den äußeren Verhältnissen wie an der Qualität der Jugend selbst, an dem Anwachsen einer kränklichen Nachkommenschaft. Und wiederum, daß diese Nachkommenschaft kränkelt, wer trägt die Schuld? Die Gesellschaft selber mit ihrer falschen Humanität, die die Entarteten züchtet und schützt und ihnen durch sorgsame Pflege die Möglichkeit gewährt, ihre Schwäche auf Kinder und Kindeskinder zu vererben. Kulturausartung und

Verfall entsteht doch nicht von selber, sondern kommt aus Menschenhand, und würde nie zu einer Macht gedeihen, wenn die Personen nicht so zahlreich wären, denen sie behagt.

Vorbeugung.

Schopenhauer schreibt in seiner „Welt als Wille und Vorstellung" (4. Buch, 43. Kapitel): „Wir werden zu der Ansicht hingeleitet, daß eine wirkliche und gründliche Veredlung des Menschengeschlechts nicht sowohl von außen als von innen, also nicht sowohl durch Lehre und Bildung, als vielmehr auf dem Wege der Generation zu erlangen sein möchte", und er fährt in seiner unverblümten Art fort: „Könnte man alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster stecken, den Leuten von edlem Charakter einen ganzen Harem beigeben und allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer verschaffen, so würde bald eine Generation erstehen, die ein mehr als perikleisches Zeitalter darstellte." Schopenhauer nennt die Verwirklichung solcher Gedanken selbst utopisch. Aber könnten sie nicht auf ein brauchbares Maß zurückgeführt werden? Warum sollten gesetzliche Heiratsverbote für Kranke mit vererbbaren Leiden und für Gewohnheitsverbrecher unmöglich sein? Eingriff in die persönliche Freiheit? Nun, der Staat greift mehr als genug in unsere innersten Angelegenheiten ein, wenn es sein muß, auch in Gesundheitsfragen, — Impfgesetz, Seuchengesetz, Irrenwesen usw. Hier würde einmal ganze Sache getan, unsäglichen Leiden von vornherein der Boden abgegraben und Hunderten von Kranken- und Irrenhäusern, von Gefängnissen und Korrektionsanstalten die Tür zugemacht. Jetzt pflegt und schützt die Allgemeinheit mit riesenhaftem Geldaufwand Legionen von körperlichen und geistigen Krüppeln, und gewiß, niemand soll ihr diese Barmherzigkeit wehren. Doch verlangt Barmherzigkeit nicht noch weit eher, rechtzeitig zu verhüten, daß Leiden überhaupt entstehen? Warum sollen Geschöpfe eine Welt erblicken, deren Sonnenseite ihnen niemals leuchten wird, — Menschen zum Unglück geboren, sich selbst zur Last und anderen? Liegt Volkeswohlfahrt ernstlich uns am Herzen, so wollen wir am Lebensborn und -ursprung unsere Fürsorge beginnen. Vorbeugung ist der Behandlung bester Teil, Gesundes kann nur von Gesundem stammen, und wenn sich in den Zukunftsehen Kraft und Schönheit und Geistesstärke zusammenfinden, dann wird ein anderes Geschlecht heranwachsen, frisch an Seele und Leib, ein Adelsgeschlecht, freudig zum freudigen Leben!

Diesen Gedankengängen kann man leicht nüchterne Überlegung entgegenstellen: Rassenverbesserung läßt sich nicht ohne weiteres erzeugen; die von den Tierzüchtern angewandte Methode ist auf menschliche Verhältnisse nicht übertragbar, da es dort auf Vervollkommnung ganz bestimmter Eigenschaften abgesehen ist. Überdies werde schon von der Natur selbst Auslese getroffen und jeder Degeneration entspreche auch Regeneration, zudem sei angesichts der tatsächlichen Leistungen der Menschheit eine allgemeinere Entartung gar nicht anzunehmen. Auch kann auf die Lückenhaftigkeit unserer gegenwärtigen Kenntnisse über Vererbung hingewiesen werden.

Und weiter: wie oft gehen aus gesunden Ehen kranke Nachkommen hervor und aus kranken gesunde! Gesetzt aber, die Dunkel der Geheimnisse seien gelichtet, was könnten wohl die Eheverbote nützen? Das Heiraten kann man untersagen, aber nicht das Kinderzeugen. Die Zahl der Unehelichen wird steigen, das alte Übel bleibt. Übrigens weist nicht schon die Natur „ganz leise, ganz vernehmlich" den richtigen Weg? Es ist nicht Zufall, daß sich Gegensätze suchen, daß Schwäche zur Stärke, Zartheit zur Kraft sich hingezogen fühlt. Unbewußt wird so ein Ausgleich angestrebt, — biologische Zweckmäßigkeit und Sympathiegefühle decken sich. In einigen Staaten Nordamerikas, z. B. in Michigan, Indiana, Washington, sind zwar seit einigen Jahren Eheverbotsgesetze für gewisse Personen in Kraft, so für Geisteskranke, Schwachsinnige, Epileptiker, Trunksüchtige, Geschlechtskranke, Tuberkulöse (außer Frauen im Alter von mehr als 45 Jahren), auch für Gewohnheitsverbrecher: die Ergebnisse stehen aber noch aus. Natur läßt sich nicht meistern: die Degeneration bricht doch bald wieder durch. Und sie muß wieder durchbrechen, denn sie ist notwendig! —

Vermittelnd zwischen den Vertretern der beiden Standpunkte wird man vielleicht folgendes sagen können. Es ist richtig, wir kennen nicht „die ewigen ehernen großen Gesetze", nach denen sich Aufwärtsbewegung und Niedergang des Menschengeschlechtes, der Völker und Rassen, vollzieht, sind auch von einer Lösung des Problems der Vererbung noch weit entfernt, und doch hat Natur nicht ganz ihre Absichten in Verborgenheit gehüllt. Da aber, wo sie uns unzweideutige Winke gibt, tun wir gut daran, ihrer Stimme zu gehorchen. Ringsum sehen wir in der organischen Welt, bei Pflanze und Tier, wie sie mit rücksichtsloser Härte ausjätet, was schwach und krank ist, und wie alles ihrem Willen sich beugt. Der Kulturmensch allein durchkreuzt ihre Pläne, erhält das Gebrechliche und Absterbenswerte. Die Warnung, wir sollten

mit unseren Rasseverbesserungsversuchen nicht Schicksal spielen wollen, ist nicht am Platze, denn überall spielen wir Schicksal — nur freilich nicht in dem Sinne, den die Natur uns vorzeichnet. Geisteskranke, Epileptische, Trinker, Psychopathen, Syphilitische, Tuberkulöse lassen wir drauflosheiraten und schwächliche Kinder zeugen; diese siechen Geschöpfe bewahren wir vor dem Tode und sehen wiederum ruhig zu, wie sie den Keim der Degeneration von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Das heißt denn doch die Vernunft auf den Kopf gestellt, die Lehren in den Wind geschlagen, die sich uns mit greifbarer Deutlichkeit aufdrängen. Es mag sein, daß der Prozeß der Entartung naturnotwendig in den Gang der Entwicklung hineingehört, was aber veranlaßt uns, ihm Tür und Tor breit zu öffnen und seinen Wirkungsumfang künstlich zu erweitern? Keinem Verständigen fällt es ein, der aussichtslosen Idee eines Übermenschentums nachzujagen, und wir wissen auch, Entartete waren immer, werden immer sein, aber dafür sollten wir wahrhaftig sorgen, daß die Anhäufung Lebensunbrauchbarer Maß und Ziel hat, damit wir nicht an ihr ersticken.

Natürlich, im Einzelfall können wir uns täuschen: aus kranken Familien sprossen auch gesunde Zweige. Aber wer mit vererbbarer Krankheit behaftet eine Ehe eingeht, der treibt ein gewagtes Spiel. Es kann gutgehen, es kann! Ein Lotteriespiel, arm an Chancen. Und was steht als Einsatz? Nicht nur das eigene Lebensglück (das könnte jeder mit sich selbst abmachen), sondern auch das des Ehepartners und der Kinder. Es ist sicher nicht Pedanterie, vielmehr das Zeugnis eines überlegten sittlichen Ernstes, vor solchem Wagnis zurückzuschrecken. Welch unglücklicheres Erbteil kann man seinen Nachkommen vermachen als Krankheit an Leib und Seele? Es gilt als unrecht, ja als frevelhaft, eine Ehe ohne die nötigen Subsistenzmittel einzugehen. Wieviel weniger aber bedeutet Armut an Geld als Armut an körperlich-geistiger Rüstigkeit! Und wenn Eltern noch ein Fünkchen Gewissen haben, dann muß ihnen der Anblick ihres schuldlos leidenden Kindes tief in die Seele schneiden. Die sittliche Forderung verlangt, daß Entartete vom Heiraten abstehen. Wer seinem Mitmenschen wissentlich oder aus grober Fahrlässigkeit Leides zufügt, ist ein Verbrecher. Wie aber soll man den bezeichnen, der das Schicksal herausfordert und um des eigenen Kindes Wohlergehen die Kugel rollen läßt?

Die Befürchtung, Heiratsverbote würden die Zahl der unehelichen Kinder erheblich vermehren, wiegt nicht viel, denn außereheliche Verhältnisse sind gewöhnlich nur von kurzer Dauer und bringen erfahrungsgemäß keinen erheblichen Nachwuchs hervor.

Man muß durchaus den Leitsätzen zustimmen, welche der vom Münchener Ärzteverein eingesetzte Ausschuß zur Beratung von Fragen der Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft aufgestellt hat. In diesen wird u. a. nachstehende Forderung erhoben: „um eine Fortpflanzung der Kranken und Minderwertigen und ihre schädliche Vermischung mit tüchtigen Volkselementen möglichst zu verhindern, sollen von Staats wegen geprüfte und vereidigte Eheberater bestellt werden, von deren Gutachten die Zulässigkeit der Eheschließung abhängig gemacht werden soll"[1]. Aber ehe noch diese Vorschläge Gesetzeskraft erlangt haben, sollte jeder Heiratskandidat sich vor der Eheschließung ärztlich untersuchen lassen, — seinem und seines Ehepartners Verantwortungsgefühl muß es anheimgestellt bleiben, ob aus dem Bunde etwas werden soll oder nicht. Mindestens aber wäre Brauteltern zu raten, dem jungen Bewerber erst dann ihre Zustimmung zu geben, wenn er sich in eine Lebensversicherung eingekauft hat, womit ärztliche Untersuchung verbunden ist. Denn auf diese Weise böte sich immerhin eine gewisse Gewähr für die Gesundheit des zukünftigen Schwiegersohnes, also wenigstens des einen Teiles der Eheschließenden. Heute findet man noch in weiten Kreisen, auch der Gebildeten, die unglaublich törichte Anschauung verbreitet, Neurastheniker, hysterische Mädchen und sonstwie nicht ganz Normale könnten sich „gesund" heiraten, — die geregelte Ordnung des Familienlebens oder, wie andere gar meinen, der Sexualverkehr sei so eine Art Nervenkur und bringe alles in das richtige Geleis. Solche Experimente sind in hohem Grade verwerflich. Sie bedeuten nicht nur eine harte Zumutung für den andern, den gesunden, Teil der Ehe, sondern sind auch imstande, namenloses Unglück über Kind und Kindeskinder zu bringen[2].

Die zweite große Quelle der Entartung ist der Alkohol, auf dessen Schädigungen für den Trinker und seine Nachkommenschaft wir hier nochmals eingehen müssen. Wie er den Trinkenden

---

[1] Vergleiche Schallmeyer, W., Vererbung und Auslese. Jena 1918. Im Hinblick auf die Jugendfürsorge ist zu einschlägigen Fragen Stellung genommen bei: Gregor, A., Rassenhygiene und Jugendfürsorge. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1918/19. Heft 1.

[2] Auch die Kastration, die jede Aussicht auf Nachkommenschaft für immer vereitelt, wird neuerdings empfohlen, zunächst freilich nur beim männlichen Geschlecht, wo sich mit einem leichten operativen Eingriff (Durchtrennung des Samenstrangs) der gewünschte Zweck erreichen läßt, und ist in einzelnen Staaten Nordamerikas (Connecticut, Indiana) für Gewohnheitsverbrecher, besonders Notzüchtiger, und für unheilbare Blödsinnige bereits Gesetz geworden. Die Entscheidung fällt in Indiana ein Sachverständigenkollegium, das sich aus dem Verwaltungsrat der Anstalt, dem Oberarzt und zwei Chirurgen zusammensetzt. Bei uns sträuben sich vorläufig noch Gefühlsbedenken gegen die An-

zu Fall bringt, so schädigt er auch dessen Nachkommenschaft, und wir haben es ihm mit in erster Linie zu verdanken, wenn die Degeneration nicht aus der Welt verschwindet. Wer es nicht über sich gewinnen kann, wirklich mäßig zu leben, der soll das Heiraten und Kinderzeugen unterlassen. Besser natürlich noch, er bliebe alkoholabstinent. Denn was ist Mäßigkeit? Ein dehnbarer Begriff, unter dem jeder jedes verstehen kann. Wie mancher hält sich nur deshalb für mäßig, weil er sich nicht regelmäßig betrinkt. Wer aber täglichen Alkoholgenuß nicht missen kann, der gehört zu den Trinkern, und mag er seit Jahrzehnten nicht mehr bezecht gewesen sein. Unmäßigkeit geht stets aus Mäßigkeit hervor. Alle Trinker sind früher einmal solide gewesen, und keiner hat das Übermaß zum Prinzip. Also mit dem gelinden Trinken fängt es an, und wenn die Mäßigkeit nicht stets so tapfere Verteidiger fände, so würde es fraglos weniger Unmäßigkeit geben. Insofern haben die Abstinenten nicht ganz unrecht mit ihrem vielangegriffenen Schlagwort: „Die Mäßigen sind die eigentlichen Verführer."

Dabei tut der regelmäßige, wenn auch bescheidene Alkoholgenuß entschieden bereits Schaden. Denn der Alkohol gehört zu den Giften, auf die das physiologische Gesetz von der Summation der Reize zutrifft. Jahrelang mag alles gutgehen, und der Alkoholiker in seiner Fülle sich als Gegenbeweis gegen die blasse Theorie der Enthaltsamkeitsfanatiker vorkommen, aber eines Tages, wenn die angehäufte Giftwirkung eine bestimmte Höhe erreicht hat, kommt der Umschwung. Dann ist der Herzfehler da, die Arterienverkalkung, der „Rheumatismus" (in Wahrheit: die alkoholische Nervenentzündung), die Leberschrumpfung, die Erkrankung des Zentralnervensystems. Zu allem Unglück kommt aber auch noch, daß der Alkohol die Keimzellen angreift, und zwar nicht erst dann, wenn er die übrigen Organe ruiniert hat, sondern schon viel früher. Es ist deshalb falsch, eine Schädigung der Nachkommenschaft erst bei den notorischen Trinkern zu erwarten.

Es gibt Übel in der Welt, die unvermeidbar sind, und wohl dem, der sie mit Ergebung und Gelassenheit zu tragen weiß. Wer ein Kind besitzt, das durch Scharlach oder eine Hirnverletzung schwachsinnig geworden ist, den mag man tief bedauern. Doch hat er wenigstens den Trost, daß sein Gewissen rein ist, frei von

wendung eines solchen Mittels. Was übrigens die Verbrecher betrifft, so war Heinrich VIII. von England noch viel vorsorglicher. Er ließ während seiner Regierung in dem Lande, das damals nicht mehr Einwohner hatte als das heutige London, 72000 Übeltäter an den Galgen knüpfen. Das gab Luft, und für das nächste halbe Jahrhundert hatte das glückliche Albion Ruhe.

Schuld. Wer aber die Gefahr kennt, die in dem Übermaß des Alkoholkonsums für sich und seine Nachkommenschaft liegt und dennoch nicht die sittlich selbstverständlichen Folgen zieht, der ist zu verurteilen, und mag er als guter Kerl am Biertisch noch so wohlgelitten sein. „Der schwerste Verbrecher", sagt Bunge, „ist der, der die Keimzelle vergiftet!" Und nur ein Einziges kann ihn halbwegs entschuldigen: seine durch den Trunk gebrochene Willenskraft, — er hat die Herrschaft über sich verloren!

Kinder sollten mindestens bis zur Pubertätszeit nicht wissen, wie Bier und Wein schmeckt. In dieser Forderung stimmen die Verfechter des Mäßigkeitsstandpunktes und die Abstinenten überein. Fort mit den Kraftweinen und -bieren, fort mit dem „Nippen am Weinglas" bei festlichen Anlässen. „Der Kleine muß doch auch mal probieren, es ist ja nur ein Schlückchen, das wird nicht gleich schaden!" Nein freilich, das Schlückchen selber schadet nichts, aber es weckt in ihm den Glauben, was er da bekomme, sei etwas Extrafeines. Würden die Großen das Zeug sonst trinken? Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Die Kinder mögen das „bittere" Bier und den „sauren" Wein gar nicht, vom Schnaps ganz zu schweigen. Also lasse man sie doch in Ruhe! Quält man ihnen denn auch das Zigarrenrauchen künstlich an?

Wie es aber heutzutage noch mit dem Alkoholgenuß der Jugend aussieht, das lehrt u. a. eine statistische Erhebung, die der württembergische Oberamtsarzt Dr. Scheef mit Hilfe von Lehrern im Jahre 1907 in seinem Bezirk an 4020 Schülern angestellt hat[1]). Von den Kindern hatten 98 Prozent schon Alkohol genossen, 71 Prozent tranken täglich (vorzugsweise Most). 334 Kinder wurden von den Eltern öfters ins Wirtshaus mitgenommen. Ein Lehrer schreibt, daß von seinen 71 Schülern im Alter von sieben bis neun Jahren 21 schon Branntwein getrunken; ein anderer berichtet: „In S. gibt es kein Kind zwischen 7 und 14 Jahren, das nicht schon wenigstens etwas Schnaps gekostet hätte." Und eine Lehrerin macht die Bemerkung, daß die Wirtskinder ihrer Klasse durchweg unbegabt seien.

Was ist zu tun? Zunächst das eine: wir sollen der Alkoholfrage mit mehr Ernst und Gründlichkeit gegenübertreten, als es noch fast allgemein geschieht. Trotz der reichen Aufklärungsbestrebungen sind vernünftige Anschauungen über den Alkohol und seine Gefahren nur ganz spärlich verbreitet, auch in den Schichten der Gebildeten. Die große Mehrzahl hat keine Lust, Vorträge zu hören und Flugschriften zu lesen, das Thema ist ihnen, ehe sie es noch erfaßt haben, schon langweilig geworden, und sie gehen daran vorüber mit der beruhigenden Selbstsuggestion: es ist ja alles gar nicht so schlimm, wie es gemacht wird! Was man z. B. an den Stammtischen über den Alkohol zu hören bekommt, wirkt auf den Sachverständigen fast erschreckend. Alle die alten, hundertmal widerlegten Ladenhüter erscheinen prompt auf dem Tapet. „Der Alkohol schmeckt mir und schadet mir nicht, warum soll ich ihn meiden?" Nun, angenommen er schadet dir wirklich nicht, so meide ihn um des guten Beispiels willen! Es handelt sich nicht, verehrter Egoist, um deine Privatliebhaberei, was dir schmeckt und nicht schmeckt, sondern um eine soziale Angelegenheit von der allerhöchsten Bedeutung. 180000 Verbrechen

---

[1]) Entnommen der „Internat. Monatsschr. zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten". 1909. S. 338.

und Vergehen fallen jährlich in Deutschland ganz oder großenteils dem Alkohol zur Last, 1300 tödliche Unglücksfälle, 1600 Selbstmorde; 30000 Deliranten und andere Geisteskranke verdanken ihm ihr Leiden, und 32000 Menschen versinken mit seiner Hilfe in Armut. Streiche, wenn du der Statistik mißtraust, die Hälfte weg oder drei Viertel oder neun Zehntel, es bleibt immer noch genug Elend übrig, das dich, wenn es schreien könnte, wohl aus deinem Schlummer der Gleichgültigkeit wecken würde! Andere Alkoholfreunde tun sich groß mit dem Einwand, wenn man ein Genußmittel bekämpfe, müsse man auch den anderen, dem Kaffee, Tee und Tabak, auf den Leib rücken. Gewiß, wenn das eine Gift so schädlich wäre wie das andere! Aber wieviel Menschen hat der Kaffee ins Irrenhaus, der Tee ins Gefängnis und der Tabak ins Armenhaus gebracht?

Am wirksamsten erzieht wie stets im Leben das Beispiel. Und wenn in einem Hause Wein und Bier überhaupt nicht auf den Tisch gelangt, mindestens nicht in Gegenwart der Kinder, und wenn ferner ab und an im Gespräch eine wie zufällige Bemerkung über den Unwert des Alkohols fällt, so kann das auf die Jugend nicht ohne Eindruck bleiben. Belehrung allein, hinter der die Tat nicht steht, verfehlt den besten Teil ihrer Wirkung, ja muß nachdenklichen Kindern fast als Heuchelei erscheinen. In der Schule wird es geraten sein, Aufklärungen über den Alkohol nicht systematischem Unterricht vorzubehalten, sondern sie da und dort, wo sich Gelegenheit bietet (und sie bietet sich leicht), in den Lehrstoff einzuflechten. Alles Aufdringliche soll möglichst vermieden werden. Gleiches ist für die Hilfsschulen und ganz besonders für die Fortbildungsschulen zu wünschen. Allerdings müssen die Lehrer auch selbst über die Alkoholfrage genügend unterrichtet sein, damit sie sich nicht vor einem wissenskundigen älteren Schüler blamieren. Bei Schulfesten und Ausflügen ist natürlich der Genuß von Alkohol in jeder Form verpönt, — vermag der Lehrer freilich selber seines Herzens Trieb nicht zu zähmen und setzt er sich inmitten seiner milch- und limonadefrohen Jugend zum Bierglas, dann kann man den Erfolg sich denken. Auch die Merkblätter, wie sie vielfach den Eltern beim Impftermin und den Schulentlassenen eingehändigt werden, mögen dazu beitragen, auf die Gefahren des Alkohols aufmerksam zu machen.

Daß in Erziehungs-, Heil- und Pflegeanstalten mindestens den Jugendlichen keine alkoholischen Getränke verabreicht werden, ist eine selbstverständliche Forderung. Erfreulicherweise sinkt auch in den meisten Irrenanstalten das Alkoholbudget von Jahr zu Jahr und verschwindet hoffentlich bald ganz. Ob bei körperlichen Leiden Wein verordnet werden soll, darüber hat der Arzt zu entscheiden, — die Erfahrung lehrt, daß körperliche Krankheiten ebensogut ohne Alkohol behandelt werden können; und wenn bei Schwächezuständen ein Reizmittel nötig wird, dann leisten die Herztonika bessere Dienste als der Sekt und Kognak. In diesem völligen Verzicht auf Weinverordnung liegt gleichzeitig ein gutes Stück Erziehung für die Kranken und das Pflegepersonal.

Das dritte Grund- und Erbübel, das allerdings an Bedeutung mit dem Alkohol nicht Schritt halten kann, ist die Syphilis. Hat das Kind im Mutterleibe eine syphilitische Gehirnentzündung durchgemacht, so wird freilich eine antisyphilitische Kur kaum noch helfen, immerhin sollte sie wenigstens versucht werden. Da wo die Ansteckung erst nach der Geburt, etwa durch die Amme

erfolgt ist, müssen die nötigen Schritte selbstverständlich sofort getan werden. Die wichtige Frage, wann ein ehemaliger Syphilitiker ohne Gefahr für die Frau und die etwaige Nachkommenschaft heiraten darf, kann jetzt bei unseren verbesserten Untersuchungsmethoden sicherer beantwortet werden als ehemals, und welchen Wert die Vervollkommnung der Diagnostik auch für die Auswahl einer Amme erhalten hat, lehrt eine Mitteilung Rietschels[1]) aus dem Dresdner Säuglingsheim, wo sich bei nicht weniger als zehn Prozent der untersuchten Ammen eine mit den alten Mitteln unerkennbar gebliebene Syphilis vorfand.

Was die übrigen vorbeugenden Maßregeln betrifft, so fällt ein Teil von ihnen mit den Vorschriften der Behandlung, auf welche die nächsten Kapitel eingehen werden, zusammen, und der andere versteht sich aus der Kenntnis der Ursachen, die im dritten Abschnitt aufgezählt sind, von selber. Die schlimmsten Würger aber der Gesundheit unseres Nachwuchses sind und bleiben erbliche Entartung, Alkohol und Syphilis. Ginge ihre giftige Saat nicht auf, die Menschheit würde glücklicher sein.

Behandlung.

I. Allgemeine Gesichtspunkte.

a) Was leistet die Behandlung?

Das Maß des Erreichbaren hängt vor allem von der Frage ab: was und wieviel ist im Gehirn verändert? Grobe Mißbildungen oder Zerstörungen lassen sich nicht beseitigen, und wer als Idiot geboren ist, der bleibt es sein lebelang. Das heißt jedoch nicht, daß nun alles bei ihm verloren ist und daß es überhaupt keinen Zweck hat, sich um seine Weiterbildung zu bekümmern. Denn des Schwachsinnigen Gehirn ist keine tote Masse; es lebt und arbeitet und entwickelt sich weiter, und auch ein verkrüppelter Baum zeitigt bei guter Pflege wohl noch einige Früchte.

Die günstigsten Erfolge erzielt die Behandlung natürlich da, wo die geistige Rückständigkeit in besserungsfähigen körperlichen Mängeln oder in Krankheiten der Sinnesorgane wurzelt, also bei skrofulösen, rachitischen, schlecht genährten, bei

[1]) Mediz. Klinik. 1909. S. 658.

schwerhörigen und schwachsichtigen Kindern und bei solchen mit Nasenrachenwucherungen und Sprachfehlern. Sublata causa cessat effectus — mit Fortfall der Ursache hört auch die Wirkung auf. Und wenn die guten Resultate nicht häufiger sind, als man eigentlich erwarten sollte, so rührt es daher, daß neben diesen körperlichen Gebrechen auch Gehirndefekte bestehen.

Es gibt noch eine andere Gruppe, die eine äußere Ähnlichkeit mit Schwachsinn hat Das sind die Psychopathen, die nichts vor sich bringen, weil sie sich zu einer fruchtbaren ausdauernden Tätigkeit nicht aufraffen können, — die Nervösen, leicht Ermüdbaren, Zerstreuten, aber auch die Indolenten, Schlaffen und Faulen. Wachsen diese Kinder nun noch in ungeeigneter Umgebung auf, so wird erst recht nichts aus ihnen. Man lasse sich übrigens durch die Gemüts- und Charaktermängel, die natürlich eher als der geistige Tiefstand ins Auge fallen, nicht täuschen: oft sitzt doch ein ziemlich beträchtlicher Grad echten Schwachsinns im Hintergrunde. Ein fauler, durchtriebener, verwahrloster, lügenhafter Junge kann geradesogut imbezill sein wie der tugendhafte Musterknabe.

Die Prognose für die Überwindung und Ausgleichung der pathologischen Charakterzüge in der Jugend ist nicht so schlecht, wie oft geglaubt wird. Psychopathische Kinder gewissermaßen als Geschöpfe hinzustellen, denen überhaupt nicht zu helfen sei, hat keine Berechtigung und lähmt überdies die Freude zur Hilfsbereitschaft. Manche seelischen Anomalien, besonders die der Pubertätszeit, verlieren sich ganz von selber, wenn der Kranke älter und reifer geworden ist, und diejenigen, welche dauernd haften bleiben, sind sehr wohl der Besserung fähig. Kommt man im späteren Leben mit Persönlichkeiten, die einem aus ihrer Jugendzeit unvorteilhaft bekannt sind, wieder zusammen, so nimmt man zwar bei genauerem Zusehen wahr, daß sie immer noch unter krankhaften Verstimmungen oder anderen Beschwerden leiden, daß sie aber trotzdem in der Welt ihren Mann stehen. Nicht ohne Mühe und nicht ohne gelegentliche Rückschläge, aber es geht doch! Neben den Lebensverhältnissen, in die sie geraten, macht auch die Art ihrer Störung viel aus. Hysterische Symptome z. B. haben bedeutend weniger zu sagen als epileptische, denn ein Zug von Hysterie entspricht schon der normalen Reaktionsweise des Kindes. Umgekehrt erregt dauernd depressive Verstimmung mehr Bedenken als die Neigung zu überschwenglicher Phantasie oder Affektausbrüchen und Triebhandlungen — aus dem gleichen Grunde. Überhaupt müssen Übertreibungen normaler kindlicher Eigenschaften milder angesehen werden als ausgesprochene psychische Verkehrtheiten, wie etwa Zwangsvorstellungen. Selbst

sittliche Defektzustände, welche die Eltern in Schrecken setzen, können ganz verschwinden, und besondere Finessen der Behandlung sind gar nicht einmal nötig.

Es müßte überhaupt von Interesse sein, könnte man den Anteil feststellen, den an der Formung des geistigen und sittlichen Menschen die konstituierenden drei Faktoren haben, — die planmäßige Erziehung, die ungewollte Erziehung (durch Leben und Umwelt) und endlich der natürliche Gang der Entwicklung. Was kommt von außen, was von innen? Wir haben früher schon gesehen, die Entscheidung ist nicht möglich. Aber daran kann kein Zweifel sein, der angeborene Charakter und seine Entwicklung ist die bleibende, die zwingende Macht. Das Leben formt den Menschen — und zum Leben gehört die planmäßige Einwirkung durch den Erzieher schließlich auch —, jedoch wie er sich formen läßt, das ist individuell. Die Anlage, die normale und die abnorme, vermögen wir nicht auszurotten, aber wir können helfen, sie erträglicher zu machen, können beitragen, daß es dem Kranken gelinge, die Last seiner trüben Stimmungen auf leichtere Schultern zu nehmen, Neigungen und Triebe im Zaum zu halten, peinliche Gedanken in den Hintergrund zu drängen, häßliche Gewohnheiten abzulegen, können den gesunkenen Mut aufrichten und den schwachen Charakter mit fester Hand doch so weit führen, daß er nicht untergeht im Strudel des Lebens. Und glückt es uns, die pathologischen Erscheinungen so weit einzuschränken, daß sie vom Kranken selbst und seiner Umgebung nicht allzu störend mehr empfunden werden, dann ist unsere Aufgabe erfüllt. Ein Mehr vermögen wir nicht zu leisten. Heilung darf man das nicht nennen — gewiß nicht, heilend wirken kann nur der natürliche Entwicklungsgang. Ist der Schwindsüchtige genesen, wenn wir ihn so weit haben, daß er nicht mehr hustet und Bazillen auswirft? Wir möchten ihm als Probe aufs Exempel das Heiraten nicht anempfehlen — im Interesse seines Nachwuchses! Die Konstitution bleibt ja, der böse, schlimme Kern! Und doch freuen wir uns des Erfolges — mit Recht, denn ist nicht schließlich allem menschlichen Wirken eine Grenze gesetzt?

b) Familie oder Anstalt?

Die Erziehung und Behandlung in der eigenen Familie ist das Natürlichste, denn das Kind, ob krank oder gesund, gehört zu Vater, Mutter und Geschwistern. Wenn sie nur öfter ihrem Zweck entspräche! Sieht man, wie schon normal beanlagte Kinder unter pädagogischen Sünden, wenn nicht gar unter Verwahrlosung leiden, so wird man der häuslichen Erziehung anomal gearteter von vornherein nicht das größte Vertrauen entgegenbringen.

Tausenden von geistesschwachen und seelisch verkümmerten kleinen Kreaturen leuchtet daheim kein warmer Sonnenschein. Was verstehen die Eltern von Psychopathie und Minderwertigkeit? Sie haben nie davon gehört, und wenn vielleicht, so duldet doch die Eitelkeit nicht, daß in ihrer Familie „so was vorkommt“. Unter den furchtbaren Kindermißhandlungen, die immer wieder, wenn wir davon hören oder lesen, unser Blut kochen machen, fällt der Löwenanteil auf die geistig Enterbten, denen die Faxen, die Ungelenkigkeiten und die sittlichen Verkehrtheiten (das Lügen zu oberst) mit Knütteln ausgetrieben werden sollen.

Indes auch dort, wo die Eltern den krankhaften Zustand ihres Kindes wohl durchschauen und mit den besten Absichten an das Erziehungswerk herantreten, richten sie oft recht wenig aus. Es fehlt nicht am Wollen, sondern am Vollbringen. Bald sind sie zu streng, bald verfallen sie wieder in übel angebrachte Milde und entschuldigen jede Rüpelhaftigkeit mit Krankheit. Nichts schadet aber mehr als weichliche Nachgiebigkeit, womöglich abwechselnd mit Härte. Mit dem so vielen Kindern, auch den psychopathischen, eigenen Scharfblick für Äußerlichkeiten entdeckt der Verzärtelte bald die Schwächen seines Erziehers und nützt sie aus. Er weiß, er kann sich vieles, sehr vieles erlauben, und bekommt er seinen Willen nicht mit Lamentieren und Kläglichtun, so erreicht er ihn durch eigensinnigen Trotz. Bald wird er zum Mittelpunkt der Sorge oder gar zum Tyrannen für das ganze Haus.

Und wenn es nur verkehrte Erziehungsmethode und nicht auch das böse Beispiel der Eltern wäre! Die Mehrzahl der anomalen Kinder ist erblich belastet und hat den hypochondrischen Vater oder die überreizbare Mutter beständig um sich. Besonders übel steht es um die Nervösen und Hysterischen mit ihrer Affekterregbarkeit und lebhaften Suggestibilität, und kriegt die Mutter ihre Zuckungen, so kann man sicher sein, daß das Kind sie in gesteigertem Maße mitbekommt. Ist gar das Unglückswurm der einzige Sprößling in der Familie, dann konzentriert sich alle Sorge um den kranken Liebling, und es fehlt der wohltuende Ausgleich, den die Gesellschaft von Geschwistern mit sich bringt: keine gutgezielten Knüffe von Bruders oder Schwesters Hand führen dem liebenswürdigen Egoisten zu Gemüte, daß außer ihm noch andere Menschen auf der Erde sind, die Rechte zu verlangen haben.

Natürlich gibt es auch viele vernünftige Eltern, die — vielleicht ohne eine Ahnung von Psychopathie und anderen Störungen zu haben — instinktiv bei der Erziehung ihres Sorgenkindes die richtigen Mittel ergreifen. Dann sieht sich die Sache schon besser an. Und trotzdem bleibt auf die Dauer der Erfolg auch hier aus, weil sie nicht den nötigen Respekt erzielen können. Da gibt es dann nur ein Mittel: heraus mit dem schwererziehbaren Kinde aus dem Hause, heraus aus der gewohnten Umgebung in neue Verhältnisse hinein! Die schwere Frage lautet nur: wohin?

Hochgradig psychopathische, vor allem aber moralisch minderwertige Kinder in fremden Familien unterzubringen, ist ein gewagtes Unterfangen, für den Zögling selbst und für die Familie, die ihn aufnimmt. Gewöhnlich geht es eine Zeitlang — der Reiz des Neuen! —, und wenn der Erzieher seine Sache versteht, so mag für den Jungen oder das Mädchen auch auf die Dauer etwas

Gutes herauskommen. Aber solche pädagogischen Musterfamilien, wieviel gibt es ihrer, und wo sind sie zu finden? Wer unternimmt auch ohne Not eine Aufgabe, die ein reichliches Maß von Selbstüberwindung verlangt? Und wäre es das nur! Aber wer hat den Mut, einen verlogenen, durchtriebenen Jungen, ein hysterisches Mädchen mit seinen eigenen, gutgearteten Kindern zusammen aufwachsen zu lassen? Auch ist von Übel, daß Familienzöglinge in den öffentlichen Schulen verbleiben müssen, wo sie reichlich Gelegenheit haben, ihre Kameraden anzustecken und selber neue Streiche zu den alten hinzuzulernen. Es hört sich ja ganz idyllisch an: beim Herrn Pfarrer auf dem Lande, und für die kleinen, blutarmen Schwächlinge, die sich erholen und daneben ein paar Nachhilfestunden genießen sollen, läßt sich der Aufenthalt gar wohl empfehlen. Aber für sittlich defekte Psychopathen oder solche, die eigenartiger Behandlung und psychiatrischen Beirats bedürfen, nein! In ihrem eigenen Interesse nicht und nicht in dem der Pflegefamilie!

Für Jugendliche dieser Art kommt nur eine Anstaltsbehandlung in Frage, bei der die gesamte Lebensführung nach ärztlichen und erzieherischen Grundsätzen geregelt wird: Körperpflege, Gemüts- und Willensbildung und ein den Kräften des Zöglings angemessener theoretischer und praktischer Unterricht. Die meisten dieser Heilerziehungsheime sind selbständige Institute, einige jedoch Irrenanstalten angegliedert, was wir für einen Vorzug halten, denn diese Verquickung macht es möglich, ernsteren psychischen Störungen, wie sie ja bei Psychopathen auch gelegentlich vorkommen, die ihnen angemessene Behandlung zuteil werden zu lassen. Die Kinder siedeln einfach von einem Hause zum andern über, bleiben hier aber unter derselben ärztlichen Oberaufsicht und gelangen wieder zurück, sobald es ihr Zustand gestattet.

Leider sind geeignete Anstalten, wie Heilpädagogien und Jugendsanatorien, zurzeit nur den mehr Begüterten zugänglich. Für Minderbemittelte besitzen wir wohl ausreichende Erziehungsanstalten, aber noch keine Stätten, an denen krankhafte Störungen in geeigneter Weise behandelt werden können. Wir werden später auf die Notwendigkeit der Gründung besonderer Jugendkliniken näher eingehen.

Wenden wir uns nun zu den Schwachsinnigen. Gutgeartete können in der Familie bleiben, wenn die Eltern einigermaßen in der Lage sind, sich um sie zu bekümmern. Ihren Unterricht erhalten sie in Hilfsschulen oder Hilfsklassen, die freilich bisher nur in den größeren Städten, und zwar nur für die Volksschüler, eingerichtet sind. Die andern Kinder müssen, wenn das Geld dazu

langt, durch Privatunterricht gefördert werden, der aber immer bloß als Notbehelf gelten kann. Denn wird er nicht von wirklichen Sachverständigen, d. h. von Hilfsschul- oder Idiotenschullehrern, erteilt, so vermittelt er nur einen Bildungstorso, mit dem der Schwachsinnige nicht viel anzufangen vermag.

Mittlere und höhere Grade von Schwachsinn eignen sich, wenn nicht in der Familie besonders günstige Verhältnisse obwalten, am besten für die Idiotenanstalten. Denn hier genießen die Kinder nicht nur Pflege und Wartung, Behandlung und Erziehung (dies alles kann ja zur Not daheim ebenfalls gewährleistet sein), sondern sie bekommen auch einen zweckmäßigen Unterricht in der Anstaltsschule, an den sich hernach die Ausbildung in einem einfachen Berufszweige, in landwirtschaftlicher Arbeit oder vielleicht auch in einem Handwerk reiht. Freilich muß die Anstalt, die man wählt, auch über die notwendigen Vorkehrungen und Bildungsstätten verfügen, und das ist keineswegs immer der Fall.

Am schlimmsten sind wir mit der Unterbringung der moralisch Defekten dran. Sind sie gleichzeitig schwachsinnig, so erledigt sich die Frage noch verhältnismäßig einfach: da stehen die Idiotenanstalten zur Verfügung. Wohin aber mit den intellektuell Normalbegabten oder den Debilen? Die Irren- und Idiotenanstalten sind nicht der richtige Aufenhalt für sie, und wiederum wegen der psychischen Ansteckung nicht jene Erziehungsinstitute, die auch den gutgearteten Kindern ihre Tore öffnen. Und in den Rettungshäusern fehlt es meist an psychiatrischem Verständnis. Es müßten eigene Anstalten für sie geschaffen werden, ebenfalls Heil- und Erziehungsinstitute[1]).

Manches könnte bei der Anstaltserziehung bemängelt werden: es klebt ihr notwendig etwas Schablonenmäßiges an; ohne Reglement und Paragraphen geht es nicht ab, und das Tagewerk ist eingeteilt vom Morgen bis zum Abend, aber gerade dies ist für solche Fälle ein Vorteil, denn nur eine Art Dressur kann bei moralisch Minderwertigen durch Gewöhnung die natürlichen Mängel ersetzen. Auch ist die Furcht mancher Eltern, ihr kleiner schwachbegabter Liebling könne bei dem Umgang mit geistig noch Tieferstehenden nur verlieren statt gewinnen, unbegründet.

Wird der kluge Schüler in der Normalschule dümmer dadurch, daß die andern weniger wissen als er? Auch gibt es in der Anstalt genug Anregung durch die Gesunden, durch Arzt, Lehrer, Erziehungs- und Pflegepersonal. Und für die Charakterbildung tut der Verkehr mit den anderen Kindern vortreffliche Dienste: da heißt es sich fügen und sich wehren, Selbstsucht und Weichlichkeit von sich werfen! Die Gesellschaft der geistig und körperlich schwachen, oftmals mißbildeten und verkrüppelten Idioten, wie sie in jeder großen öffentlichen Anstalt zu finden sind, bedrückt die glücklicheren Naturen

[1]) Vgl. die Ausführungen im Kapitel: Soziale Fürsorge.

nicht, trägt im Gegenteil dazu bei, die Tugenden der Teilnahme und Hilfsbereitschaft zu wecken. Wie manches Mal kann man beobachten, daß gerade jene Wildlinge, die Rücksichtnahme daheim niemals gelernt, ordentlich ihren Stolz hineinsetzen, die schwächeren Gefährten zu unterstützen. Sie führen die Verkrüppelten an der Hand, fahren die Gelähmten im Krankenwagen spazieren und springen herzu, wenn jemandem ein Unfall zustößt.

Die Besorgnis, die Kinder würden sich fern von den Ihrigen vor Heimweh verzehren, löst sich gewöhnlich in ein Nichts auf. Selbst das verzogenste Jüngelchen gewöhnt sich meist überraschend schnell in die neue Umgebung ein, getreu dem Grundsatz Ubi bene ibi patria! Und wie manches Kind, das sich zu Hause unter seinen gesunden Geschwistern und Mitschülern zurückgesetzt und gedemütigt fühlte, weil es nicht so mittun konnte, lebt hier unter seinesgleichen auf und schöpft Mut und Selbstvertrauen wieder. Kinder, die für einige Wochen von der Anstalt nach Hause beurlaubt werden, z. B. in den Schulferien, können manchmal die Zeit kaum erwarten, bis es wieder zurückgeht, — fast zur Betrübnis der Eltern, die das gar nicht begreifen.

Was die epileptischen Kinder anlangt, so stehen für die Behandlung und Pflege der geistig gesunden in erster Linie die Kinderabteilungen der Krankenhäuser offen. Sieche schwachsinnige, schwer psychopathische und sittlich minderwertige wird man am besten einer Epileptiker- oder auch Idiotenanstalt (beide sind häufig miteinander verbunden) übergeben. Die privaten Erziehungsheime und Heilpädagogien schließen Epileptische von der Aufnahme vielfach aus, — es sei denn, daß die Krämpfe nur leicht und selten auftreten.

Besondere Schwierigkeit macht die Regelung des Unterrichts, denn auch die Schulen, selbst die Hilfsschulen, weisen epileptische Kinder gewöhnlich von sich. Die Störung, heißt es, sei zu groß, und der schreckliche Anblick des Krampfanfalles bleibe auf die erregbaren Gemüter der zuschauenden Kinder nicht ohne verhängnisvolle Nachteile, ja stecke geradezu an. Das letztere stimmt nun sicher nicht, denn Epilepsie ist keine übertragbare Krankheit (die „Nachahmungskrämpfe“ sind hysterisch), und was den Anblick des Anfalls betrifft, so kann er höchstens für einzelne schwer hysterisch veranlagte Naturen üble Folgen haben, — Schulepidemien, auf die man an dieser Stelle verweisen könnte, sind doch ein zu seltenes Vorkommnis, um sie praktisch in Rechnung zu ziehen. Das erstemal freilich erschrickt wohl jeder, auch der Erwachsene, der einen Epileptiker in Krämpfen daliegen sieht, aber 99 Prozent der Schüler machen sich auf die Dauer gar nichts daraus. In Idioten- und Epileptikeranstalten bemerken die Kinder kaum noch, wenn ein anderes „seinen Anfall bekommt“, — die Nächststehenden springen zur Hilfeleistung hinzu, und damit ist die Sache abgemacht.

Dennoch ist zuzugeben, daß Kranke, die häufg von Krämpfen heimgesucht werden, nicht in öffentliche Schulen gehören. Es erhebt sich nur wieder die bange Frage, was man mit ihnen beginnen soll. Von mancher Seite sind Sonderschulen für epileptische Kinder vorgeschlagen worden, indessen läßt sich ebensoviel für wie gegen diesen Ausweg sagen, und zur Ausführung gelangt ist sie, wie aus dem Vogtschen Buche über die Epilepsie der Kinder (Verlag Karger, Berlin) zu ersehen ist, erst ein einziges Mal, nämlich in dem Luisenstift in Braunschweig, einer „Unter-

richts- und Erziehungsanstalt schulpflichtiger fallsüchtiger Kinder", die ihre Entstehung der Rührigkeit des Geh. Sanitätsrates Dr. Berkhan verdankt. Jedenfalls aber sollte bei der Häufigkeit, mit der im jugendlichen Alter gerade die larvierte Epilepsie auftritt, das Lehrpersonal über die psychischen Erscheinungen des Leidens, insbesondere über die Verstimmungszustände und Absenzen, wohl unterrichtet sein, damit nicht die eigensinnige Reizbarkeit der Kranken mit Trotz und die kurzdauernden Bewußtseinstrübungen mit Dummerei und Unaufmerksamkeit verwechselt werden[1]).

c) Arzt oder Erzieher?

Der Kranke dem Arzt, das Kind dem Erzieher! Wem nun das krankhaft geartete Kind?

Die nächstliegende Antwort wird lauten: dem, der es am besten versteht! Aber damit löst man die Schwierigkeit nicht. Denn Taugliche und Untaugliche gibt es in beiden, in allen Berufsklassen. Auch handelt es sich nicht um die Entscheidung in einem speziellen Fall, sondern um die Aufrollung einer grundsätzlichen Frage, um die Abgrenzung beider Gebiete, die große Bedeutung gewinnen kann, vor allem bei der Wahl eines geeigneten Leiters für eine Anstalt mit schwachsinnigen und psychopathisch minderwertigen Kindern. Die meisten Anstalten für Schwachsinnige und Erziehungsanstalten mit überwiegend pathologischen Kindern liegen heute noch in den Händen von Privatpersonen oder -gesellschaften und haben nicht, wie es bei den öffentlichen der Fall ist, Ärzte an ihrer Spitze, sondern Pädagogen oder Geistliche. Demgegenüber reklamieren die Ärzte diese Anstalten für sich, so gut wie sie heute unbestrittenerweise schon die Irrenhäuser leiten, und in den letzten Jahren ist es über diesen Streitpunkt verschiedentlich zu heftigen Zusammenstößen zwischen Psychiatern und Nichtpsychiatern gekommen.

Das Recht liegt, soweit es die Leitung von Anstalten für schwachsinnige und geisteskranke Kinder betrifft, bei den Irrenärzten. Der Arzt gehört dorthin, wo kranke Menschen sind, gleichgültig, ob sie erwachsen oder nicht, ob körperlich krank oder seelisch, und nur dort wäre seine Tätigkeit überflüssig, wo es überhaupt nichts zu heilen, nichts zu bessern und nichts zu pflegen gibt. Der den Ärzten gern entgegenhaltene Vergleich der Schwachsinnigen mit den Taubstummen und Blinden hinkt beträchtlich: Ohr und Auge sind abgestorben und fehlen gleichsam. Das Gehirn- und Geistesleben des Imbezillen und Idioten ist

[1]) Wir verweisen wegen weiterer Einzelheiten über die Frage: Familie oder Anstalt? auf den letzten Abschnitt: Soziale Fürsorge.

aber keineswegs erstorben, das Gehirn nicht tot und funktionslos wie der Stein am Wege, es arbeitet, arbeitet nur unvollkommener, einer schadhaften Maschine vergleichbar, die, wenn geschickt bedient, immer noch nicht zum alten Eisen geworfen zu werden braucht. Taugt der Arzt nur für die Behandlung akuter Geistesstörungen? Sollen die chronischen verblödeten Insassen der Irrenanstalten nicht mehr Objekt seiner Fürsorge sein? Entzieht er seine Kunst den körperlich Kranken, wenn sie unheilbar geworden sind, den Krebsleidenden, den Schwertuberkulösen?

Wahrhaftig, von einem blöden Dahindämmern der Idioten, die allertiefsten ausgenommen, kann man nicht sprechen! Es steckt Leben genug in ihnen, ein Auf- und Abfluten der Krankheitserscheinungen, Wechsel und Bewegung. Viele erkranken auch an akuten Geistesstörungen oder andern Komplikationen, an Epilepsie, Hysterie, Hebephrenie, an manischen Exaltationszuständen und depressiven Verstimmungen, an Zwangsvorstellungen und dem ganzen Heer jener Psychopathien, von denen in diesem Buch die Rede ist. Nun scheint doch der Schluß ganz klar: wenn der Arzt auf Grund seines Studiums Ursache, Entwicklung und Bedeutung der pathologischen Erscheinungen am besten zu beurteilen in der Lage ist und wenn hinwiederum die Behandlung von der richtigen Erkennung in erster Linie abhängt, so gehören diese Kranken zunächst in seine Hand und nicht in die des psychiatrischen Laien. Zum Beispiel: ein Kind ist eigensinnig und übel gelaunt. Woher kann das kommen? Es kann sich handeln um eine epileptische, hysterische oder sonstwie psychopathische Verstimmung, oder um die pathologische Willenlosigkeit des Geistesschwachen, oder um larvierte Angst, oder um nervöse Ermüdung, oder um den Trotz des Hebephrenen, oder um das Frühsymptom einer Chorea, oder um das einer akuten Geistesstörung oder sonstigen Erkrankung oder um — „normale Ungezogenheit". In Erziehungsanstalten, welche von ärztlichen Laien geleitet werden, besteht der Fehler, jede Auffälligkeit bald als Unart, bald als krankhaftes Zeichen anzusehen. Nun braucht gewiß nicht bei jeder dieser Einzelmöglichkeiten die Behandlung eine spezifisch andere zu sein, aber alles über einen Leisten schlagen, das geht auch nicht an: die Erziehung oder Behandlung ist notwendig gebunden an psychiatrische Gesichtspunkte. Und in der Erkenntnis eben dieser Gesichtspunkte hat der Irrenarzt vor dem Lehrer oder Geistlichen mindestens recht viel, wenn nicht alles voraus. Er ist daher die berufene Instanz, die Direktiven der Behandlung zu geben und den Geist zu bestimmen, der in der Anstalt für den Verkehr mit den Kindern maßgebend sein soll, und so ist er es auch, dem die Leitung gebührt.

Selbstverständlich kann (und soll) sich auch der Erzieher, der mit anomal beschaffenen Kindern zu tun hat, psychiatrische Kenntnisse aneignen, aber er wird immer um einen Schritt hinter dem Arzt zurück sein, weil ihm das langjährige medizinische Studium fehlt. Die geistigen Störungen sind in die leiblichen eng verschlungen, und der Nichtfachmann kommt mit Büchern, wie es etwa das vorliegende ist, für die nächstliegenden Zwecke vielleicht aus, nicht aber, wenn er der Sache auf den Grund gehen will. Man braucht gewiß nicht den Fachmann gegen den Laien auszuspielen, indessen das Natürliche ist doch, daß jeder sich in seinen Grenzen hält. Es wird dem Psychiater auch nicht beikommen, etwa Unterricht in einer Hilfsschule erteilen zu wollen, und wenn in großen öffentlichen Idiotenanstalten der Arzt-Direktor zum Vorgesetzten des aufsichtführenden Lehrers der Idiotenschule gemacht wird, so geschieht das lediglich um jener Einheitlichkeit der Leitung willen, die für den Gesamtbetrieb einer Anstalt notwendig erscheint: Koordination führt zu Differenzen! Auch die sämtlichen technischen und Bureaubeamten sind ihm aus dem gleichen Grunde unterstellt. Und da außerdem die Idiotenschule gewöhnlich nur ein Anhängsel der Anstalt darstellt und zu allem Ende noch der ärztliche Direktor an allgemeiner Bildung den fast immer aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangenen Lehrer überragt, ihm meist auch an Alter überlegen ist, so ergibt sich das Vorgesetztenverhältnis von selber.

Aber die Pädagogik! Hat sie nicht wenigstens bei den bildungsfähigen Schwachsinnigen vor der Psychiatrie etwas voraus? In der intellektuellen Unterweisung zweifellos. Die Entscheidung, wer in die Hilfs- oder Idiotenschule aufgenommen werden soll und wer nicht, die Ausarbeitung des Lehrplans und die Erteilung des Unterrichts ist Sache des Lehrers, und obwohl die Gestaltung des Unterrichts wertvolle Anregungen gerade von Irrenärzten erhalten hat (in Frankreich von Bourneville, in Deutschland namentlich von Ziehen), wird es keinem Psychiater einfallen, den Schulunterricht der Kinder für sich zu beanspruchen. Was aber die Bildung des Charakters der Geistesschwachen anlangt, so ist wieder nicht einzusehen, warum der Lehrer oder gar der Geistliche, der ja selbst gewöhnlich zu den pädagogischen Laien gehört, dem Psychiater überlegen sein soll. Mag er es vielleicht sein bei den normal gearteten Kindern, — aber bei den geistig defekten? Der Arzt ist doch ebenfalls ein Stück Erzieher, ja ist es in allererster Linie. Was stellt denn seine ganze Psychotherapie anderes dar als den planmäßigen Versuch, ein von der richtigen Linie abirrendes Seelenleben in vernünftige Bahnen zu lenken, damit es im Lebenskampfe brauchbar werde? Mit seinen Pulvern und Medikamenten, mit Diät, Elektrizität und Wassergüssen vermag der Arzt in der Nerven- und Irrenanstalt nicht viel zu erreichen. Freilich, wer sich „im Ganzen an Worte hält" und sich auf den Hinweis versteift, daß Objekt der Pädagogik, wie schon der Name sage, das Kind sei, gleichgültig ob krank oder gesund, den vermag man nicht zu widerlegen, und er hat auch darauf keinen Anspruch. Nur soll er erklären, wo beim kranken Kinde das Behandeln anfange und das Erziehen aufhöre, damit der Arzt nicht ihm und er nicht dem Arzt ins Handwerk pfusche.

Um zum Schluß zu kommen: das kranke Kind mitsamt den Kranken-, Irren- und Idiotenanstalten dem Arzt, das gesunde Kind mitsamt den Erziehungsanstalten dem Pädagogen. So urteilt letzten Endes auch das Publikum, bewußt oder unbewußt: es holt sich Rat beim Arzt über sein geisteskrankes oder schwachsinniges Kind, und andererseits über sein schwer erziehbares beim Pädagogen. Dort, wo die Abweichungen die Norm nur wenig überschreiten, wie bei den leicht psychopathischen oder geistig unbefähigten, d. h. nicht eigentlich schwachsinnigen Kindern, mag ebenfalls der Erzieher an erster Stelle stehen und der Irrenarzt nur sein Berater sein. Umgekehrt aber soll er diesen nicht von seinem eigentlichen Arbeitsfelde verdrängen wollen. Es ist schwer, auf den Grenzgebieten von Krankheit und Gesundheit die Kompetenzen befriedigend für beide Teile abzustecken, — unter wessen Direktion Heilerziehungsheime oder Anstalten für psychopathische Fürsorgezöglinge zu stellen sind, werden wir später noch zu erörtern haben. Möchte indes über solchen Zweifelsfragen das große gemeinsame Ziel nicht außer acht gelassen werden! Pädagogen und Psychiater sind nun einmal in der Arbeit für die geistig anomale Jugend auf gegenseitige Hilfe angewiesen, beide Teile haben von einander gelernt, und noch viel zu lernen bleibt ihnen nötig.

2. Körperliche Behandlung.

Allen geistigen Anomalien liegen Gehirnstörungen zugrunde, und so wäre es das Natürlichste, die Behandlung zunächst am erkrankten Organe zu beginnen und dieses selbst chirurgisch anzugehen. Leider ist dieser unmittelbare Eingriff nur sehr selten möglich. Mikrozephalen Idioten hat man zwar Stücke vom Schädeldach entfernt, in dem Gedanken, das von Knochen eingeengte Gehirn zu entlasten und zum Wachstum gleichsam zu ermuntern. Warum diese Hoffnung scheitern mußte, haben wir früher schon gesehen: das Gehirn ist das Ersterkrankte, und nur, weil es mit seiner Entwicklung haltgemacht hat, haben sich über ihm die Schädelnähte geschlossen. Auch der Versuch, bei dem Hydrozephalen das Wasser durch Anstechen des Gehirns (Hirnpunktion) abzuzapfen, hat nur geringen und vorübergehenden Erfolg, denn die Ursache der Flüssigkeitsansammlung, die Entzündung der Hirnsubstanz, bleibt weiter bestehen. Man beseitigt ein Symptom, nicht eine Krankheit.

Besseres leistet die Gehirnchirurgie bei der Epilepsie. Epilepsie ist keine einheitliche Krankheit, sondern kann aus ganz verschiedenartigen Gehirnstörungen ihren Ursprung nehmen. In

einzelnen Fällen vermag eine Operation Gutes zu erzielen — da vor allem, wo der Ausgangspunkt des Leidens bekannt und mit dem Messer erreichbar ist. Insbesondere bezieht sich das auf die halbseitigen Krämpfe ohne Bewußtseinsverlust, verbunden mit halbseitigen Lähmungen und Gefühlsstörungen, deren Sitz in der Hirnrinde sich oft genau lokalisieren läßt. Ebenso bei der durch Verletzungen entstandenen Epilepsie, wenn ein Knochensplitter im Gehirn sitzt oder eine Einsenkung des gebrochenen Schädels auf die Oberfläche drückt. Ja, einige Erfolge sind auch bei der genuinen Epilepsie ohne Herderscheinungen erzielt worden. Immerhin darf man sich von solchen Eingriffen nicht zu viel versprechen, — die Heilungen bleiben doch nur Ausnahmen, und ein wahlloses Probieren läßt sich kaum verantworten: der chirurgische Eingriff ist trotz der vorgeschrittenen Operationstechnik keine gleichgültige Sache.

Die Behandlung der Ursache, die den chronischen Entzündungsprozeß im Gehirn zur Folge hat oder gehabt hat, bringt leider nur selten Nutzen. Ist z. B. ein Kind im Anschluß an Scharlach schwachsinnig geworden, so bleibt der Schwachsinn bestehen, auch wenn es im übrigen längst Heilung gefunden hat. Auch die Behandlung eines erbsyphilitischen Gehirnleidens verspricht bis heute kaum Erfolg. Nur bei einer einzigen Form der Imbezillität und Idiotie wirkt die Beseitigung der Ursache unmittelbar fördernd auf die Besserung des Zustandes ein, und das ist der kretinistische und myxödematöse Schwachsinn. Die Schilddrüsenbehandlung heilt wenigstens die leichten und nicht schon veralteten Fälle, ja nützt auch oft den Schwerkranken. Und diesen Segen muß man um so höher anschlagen, als die Therapie einfach und billig zu bewerkstelligen ist. In einigen Gegenden Österreichs, wo der Kretinismus endemisch herrscht, wird sie seit mehreren Jahren versuchsweise auf Staatskosten durchgeführt und hat gute Erfolge aufzuweisen.

a) Hygienische Maßnahmen.

Geistig defekte Kinder sind oft auch körperlich defekt, teils infolge der Entartung, die den ganzen, den leiblichen und geistigen, Menschen schädigt, teils infolge schlechter sozialer Verhältnisse und teils aus beiden Ursachen zusammen: zur natürlichen Minderwertigkeit tritt die künstlich geschaffene. Deshalb kann man bisweilen recht hübsche Erfolge einfach dadurch erzielen, daß man die kränklichen, unterernährten, blutarmen, rachitischen und skrofulösen Geschöpfe in ein geordnetes Lebensregime bringt. Dann wachen sie gleichsam auf und entfalten ihre bisher unbenutzt ge-

bliebenen Kräfte, — der Pseudoschwachsinn schwindet, der echte Schwachsinn aber bleibt.

Gehen wir auf ein paar Einzelheiten ein.

Ernährung. Der Hauptfehler in der Ernährung bessergestellter Kinder lag in dem Überfüttern mit eiweißhaltiger Kost, insbesondere mit Fleisch. Bei vorübergehendem Appetitverlust nur nicht gleich ängstlich sein und mit Magentropfen heranrücken; fasten ist eine gesunde Kur, und frische Luft, regelmäßige Gewöhnung, Maßhalten lassen den Doktor nicht ins Haus. Schwer nervösen Kindern verschafft man mehr Appetit, wenn man sie veranlaßt, sich vor der Hauptmahlzeit eine halbe bis ganze Stunde in oder aufs Bett zu legen. Öftere kleinere Mahlzeiten, fünf bis sechs am Tage, sind selteneren und größeren vorzuziehen. Alkohol bleibt unter allen Umständen fort, statt Kaffee und Tee lieber Milch oder Milchkakao. Gegen Verstopfung Obst abends vor dem Schlafengehen. Bei Epileptischen vermehren Verdauungsstörungen, namentlich Stuhlverstopfung, die Zahl der Anfälle.

Schlaf. In einer populären Schrift steht, daß die Schlafdauer bei 6—10jährigen Kindern zehn, bei 12jährigen acht bis neun Stunden betragen soll. Diese Forderung ist zu niedrig gestellt und sollte heißen: 6—8jährige Kinder zwölf, 10jährige elf, 12—14jährige zehn, 14—16jährige neun Stunden Schlaf. Bei Nervösen kann man ruhig noch etwas hinzugeben oder sie vor und nach dem Mittagessen ein Stündchen schlafen lassen — am besten entkleidet im Bett. Wenn Kinder abends nicht einschlafen können, so liegt der Grund (von körperlichem Unbehagen, Krankheit und Schmerzen abgesehen) gewöhnlich in psychischen Erregungen, in überreizter Phantasie, die Affekte auslöst, vor allem Angst.

Hier helfen beruhigender Zuspruch und leichte, suggestiv wirkende Mittel — sich ans Bett setzen, Hand aufs Haupt legen, ein Glas Zuckerwasser usw.; allerdings gewöhnen sich die Kinder leicht daran und wollen immer so weiter behandelt sein. Auch ein kleines Nachtlicht wirkt sehr wohltätig. Geräuschempfindliche können sich die Ohren durch einen mit Vaselin angefetteten Wattepfropfen verstopfen. Aufregende Lektüre oder geistige Anstrengung unmittelbar vor dem Zubettgehen sind durchaus zu meiden. Wieviel eine ruhige, bequeme, nicht zu harte, nicht zu weiche Lagerstätte, eine angemessene Zimmertemperatur (im Winter nicht unter 10° C) und Gewöhnung an Regelmäßigkeit in der Zeit des Zubettgehens ausmachen, ist bekannt. Auch ein warmes Vollbad oder Fußbad oder eine hydropathische Packung der Beine bis zu den Knien (jedes für sich in ein nasses Leinen, darüber langer wollener Strumpf) bekämpfen wirksam die Schlaflosigkeit; dagegen wird eine Prießnitzeinwicklung des ganzen Körpers vielfach als lästig empfunden.

Abhärtung. Die Mittel sind bekannt: Sorge für Licht, Luft, Reinlichkeit, Hautpflege, vernünftige Kleidung, Leibesübungen usw. Wir besprechen diese Frage nicht näher, weil man darüber in jedem populären Buch über Gesundheitspflege nachlesen kann, und beschränken uns darauf, vor Übertreibungen und Einseitigkeiten zu

warnen, vor dem Schwören auf ein System. Schwächliche Kinder sind gegen Kältewirkungen sehr empfindlich, und es ist ganz falsch, sie ungeachtet all ihres Sträubens mit Kaltwasserkuren zu quälen. Mindestens befolge man die Regel, diese eingreifenden Prozeduren nur dann anzuwenden, wenn sich der Körper vorher genügend warm anfühlt. Auch mit den Licht-, Luft- und Sonnenbädern soll man nicht zu viel des Guten tun: nicht immer atmet ein von vielen Sonnenkuren gebräunter Körper Gesundheit!

Ruhe und Tätigkeit. Das erschöpfte, überreizte Nervensystem braucht Ruhe, und diese Ruhe verschafft ihm am besten eine Liegekur. Die Kranken bleiben stunden- oder tageweise im Bett oder auf einem Liegesessel oder in einer Hängematte, die sich bequem transportieren und im Freien, etwa im Walde, anbringen läßt; sie beschäftigen sich auch wohl während des Liegens, lesen ein leichtes Buch, handarbeiten usw. Bei körperlich und seelisch heruntergekommenen Patienten ist diese Behandlungsmethode ein sehr wertvolles Mittel in der Hand des Arztes und in allen Irren- und Nervenanstalten in Gebrauch. Auch zur Vorbeugung und Bekämpfung von Erregungszuständen gibt es kaum etwas Besseres als die Bettruhe. In Irrenhäusern bildet sie heute, nach Abschaffung der mechanischen Zwangsmittel und Einschränkung der Zellenbehandlung, die vornehmste Methode zur Affektbekämpfung. Bei Kranken in schlechtem Ernährungszustand läßt sich mit der Liegebehandlung eine Mast- und Massagekur verbinden.

Bei Rekonvaleszenten und körperlich einigermaßen rüstigen Kranken fällt die Liegekur weg oder tritt doch gegenüber der Arbeitstherapie in den Hintergrund. Überhaupt bedeutet für den Nerven- und Irrenarzt die Frage, wie er Ruhe und Beschäftigung gegeneinander in das richtige Gleichgewicht setzen soll, eines der wichtigsten therapeutischen Probleme. Im Publikum stellt man sich das Verhältnis ziemlich einfach vor: wer gezwungen ist, geistig viel zu arbeiten, muß sich auch körperlich genügend Bewegung machen, um sich vor einem Zusammenbruch der Nerven zu schützen. Aber so primitiv darf man sich den beiderseitigen Ausgleich nicht vorstellen. Kinder, die sich den ganzen Tag im Freien tummeln, können ebensogut nervös, hysterisch, psychopathisch sein wie der kleine Stubenhocker.

Allerdings regt die körperliche Arbeit den Organismus an, beschleunigt Atmung und Blutkreislauf, hebt die Verdauung, den gesamten Stoffwechsel und setzt somit auch das Gehirn unter bessere Lebensbedingungen. Indessen, versuchen wir es einmal und drücken dem bebrillten Gymnasiasten, der über seinem Xenophon nervös geworden ist, den Spaten in die Hand: was geschieht? Wahrscheinlich wird er ihn nach einer halben Stunde verdrossen beiseite werfen und streiken, denn die Vorbedingung für gedeihliche

Arbeit fehlt, die Lust, der gute Wille! Und darum hilft all sein Graben und Ackern nichts. Nur die Tätigkeit nützt, die froh und heiter macht — qui amat, non laborat (liebe Arbeit ist keine Arbeit). Die mechanisch geübte Muskelbewegung stimmt das krankhafte Gemüt nicht um, auch wenn sie den Puls schneller schlagen und frische Luft in die Lunge pumpen hilft, und eine Beschäftigung, die unlustig begonnen und ohne innere Anteilnahme weitergeführt wird, hat für die geistige Auffrischung keinen Wert, ja schadet nur. Für alle Nerven- und Gemütskranken gilt das Wort: wage, gesund zu sein — hilf mit zu deiner Genesung, komm ihr entgegen mit gutem Willen, dann hast du sie schon halb gewonnen! Bringt aber der Kranke dem Arzt kein Vertrauen und seinen Anordnungen kein Interesse entgegen, so ist aller Liebe Müh umsonst. Erzwingen läßt sich nichts!

Der Kranke muß also an der Arbeit, die man ihm aufgibt, Gefallen finden. Die Art der Arbeit kommt erst in zweiter Reihe. Der eine zieht es vor, den Garten zu bestellen, der andere geht zur Hobelbank, der dritte schmökert in seinen Büchern, macht Auszüge daraus usw. Und nur so viel darf man sagen, daß, unter sonst gleichen Voraussetzungen, für den, der stets auf dem Schreibsessel hockt, die Tätigkeit in frischer Luft, Holzsägen und Bergsteigen, den Stubenarbeiten und der geistigen Beschäftigung überlegen ist. Die Hauptsache aber bleibt immer und überall die Schaffenslust. Eine Stunde Tretmühle und eine Stunde Wanderung durch Feld und Auen — dasselbe und doch wie anders! Darum erwecken auch die künstlichen Ruder- und Reitapparate und ähnliche sinnreiche Vorrichtungen für Zimmergymnastik auf die Dauer keine Sympathie: Schreber, Müller, Sandow, sie werden bald langweilig. Zersägt aber einer einen Klafter Holz und sieht, wie höher und höher sich der Haufe schichtet, so hat er seinen Stolz daran: schaut her, das hab ich heut geschafft! Kommt nun noch wie in den Nervenheilstätten, Erziehungsheimen, Irren- und Idiotenanstalten, wo neuerdings auf die Arbeitstherapie besonderer Wert gelegt wird, der wichtige Ansporn der Gemeinschaftstätigkeit und (in bescheidenen Grenzen gehalten) der Wettbewerb hinzu, dann kann für manchen wohl die Arbeit zur Quelle wahrer Freude werden.

Kaum geringere Bedeutung haben Spiel, Sport, Gymnastik, Leibesübungen in jeder Art. Für jüngere Kinder eignet sich am besten das Spiel mit anderen in der freien Luft. Da werden Gewandtheit und Kraft geweckt, Scharfsinn und Geistesgegenwart entwickelt und die große Tugend des richtigen Sichschickens im Dienst einer gemeinschaftlichen Sache, aber auch die Kunst des Organisierens und Befehlens geübt. Spiel ist kein Spiel, sondern eine wahrhaft ernste Angelegenheit. Das Turnen dürfte an Wert weniger hoch zu stellen sein, denn so förderlich es aus rein erzieherischen Gründen und insbesondere zur Disziplinierung des Charakters sein mag, so hat es immerhin den Nachteil, daß es einen Zwang ausübt (vom Kürturnen und den Turnspielen natürlich abgesehen), und kann deshalb nicht ohne weiteres zur Erholung von geistiger Anstrengung empfohlen werden. Schon die Anspannung der Aufmerksamkeit, z. B. bei den komplizierteren Freiübungen, setzt eine nicht zu unterschätzende geistige Leistung voraus. Nervenschwache Kinder vom Turnen, zumal wenn sie keinen Geschmack daran finden, zu dispensieren, ist deshalb doch nicht so unangebracht, wie es bisweilen dargestellt wird. Zu Spielen und Wanderungen lassen sie sich schon eher kriegen, das

macht ihnen Spaß und hebt sie eine Weile über ihre wahren oder eingebildeten Kümmernisse hinweg.

Mehr oder minder großen Wert besitzen natürlich auch all die andern Körperübungen vom Radeln bis zum Rodeln, und es schadet wirklich nicht so viel, wenn sie gelegentlich sportsmäßig, d. h. mit dem Streben, ein möglichst hohes Ziel, einen Rekord zu erreichen, betrieben werden. Sind die Körperorgane, vor allem das Herz, gesund, so sollte man Übertreibungen nicht zu ängstlich fürchten. Was hygienisch vielleicht Bedenken erregt, kann, von anderer, höherer Warte aus gesehen, sehr wohl zu loben sein: der Nutzen des Sports liegt ja viel weniger in der Entwicklung körperlicher, als geistiger Vorzüge, d. h. in der Stählung des Charakters. Hindernisse besiegen, Mühen und selbst Gefahren aufsuchen und sie überwinden, das hat für jeden tüchtigen jungen Menschen einen großen und auch wertvollen Reiz, das fördert Wagemut und Entschlossenheit, hält die Sinne wach und nährt die Tugenden der Kameradschaftlichkeit und des Solidaritätsgefühles. Freilich begünstigt der Sport auch den falschen Ehrgeiz, die Renommagesucht und zieht in manchem Herzen gar den Keim der Verrohung groß. Aber was kann nicht mißbraucht werden? Das sind Fehler der Persönlichkeit und nicht der Sache, und wenn ein Gipfelfresser und ein Kraftsportjüngling vergißt, daß die menschliche Kultur ihren Fortschritt nicht der Entwicklung von Arm- und Beinmuskeln, sondern geistigen und sittlichen Kräften verdankt, so ist es nicht der Sport, der hieran die Schuld trägt.

b) Symptomatische Behandlung.

Verkrüppelung und Mißbildungen. Die Behandlung der Lähmungen, Gelenkversteifungen, Knochenverbiegungen, des Spitz- und Klumpfußes, der Wirbelsäulenverkrümmungen usw. fällt zum Teil auf chirurgisches Gebiet. Auf operativem Wege, z. B. mit Sehnendurchschneidung und -überpflanzung, um gelähmte Muskeln brauchbar zu machen, oder keilförmigen Ausschneidungen aus den Röhrenknochen und Zerbrechen von Knochen, um sie gerade zu stellen, wird heutzutage Erstaunliches geleistet. Dazu tritt die Orthopädie, die Massage, die Elektrizität, die Heilgymnastik und Übungstherapie. Geistig sehr tiefstehende Kinder umständlichen Prozeduren oder eingreifenden Operationen auszusetzen, hat meist keinen Zweck, denn die erhofften Erfolge bleiben aus, weil die Kranken den Übungen, die mit ihnen angestellt werden müssen, zu wenig Verständnis und guten Willen entgegenbringen. Einen Krüppelidioten sollte man mit Operationen größeren Stiles verschonen, wenn er sich seinen Lebensunterhalt nie auch nur teilweise wird erwerben können und nicht gerade unter seiner körperlichen Mißbildung schwer zu leiden hat. Die rachitischen Verbildungen leichterer Natur gleichen sich von selbst aus, andernfalls reichen gewöhnlich Bandagen und Stützapparate zur Korrektur hin. Psychisch entstandene, hysterische Lähmungen usw. werden natürlich auch auf psychischem Wege beseitigt.

Leichtere Muskelstörungen und Tics. Körperlichem Ungeschick, Mitbewegungen, Fahrigkeit sucht man mit Turnunterricht und Heilgymnastik beizukommen.

Diese Muskelübungstherapie ist von Ärzten und Pädagogen bis ins kleinste ausgearbeitet: da gibt es einfache und komplizierte Freiübungen, Rumpfbewegungen, Gehen auf der geraden Linie, im Kreis, im Zickzack, Fingerbeugen, -strecken, -spreizen usw. Die Übungen sind für die kleinen Patienten ziemlich angreifend, auch geistig, weil sie Aufmerksamkeit und Anspannung der Sinne erfordern; man muß also reichliche Ruhepausen einschieben und für Abwechslung sorgen, damit sich die Lust nicht verliert. Die Kinder müssen selbst nach den Übungen verlangen, weil sie ihnen Spaß machen. Von diesem Standpunkt ausgehend, empfiehlt Demoor[1]) das „eurhythmische Turnen", bei dem die Schüler „nach den Klängen einer leichten, stark rhythmischen Musik zusammenhängende Bewegungen ausführen; für jede Muskelkombination gibt es ein ganz bestimmtes Musikstück". Auch die Tätigkeitsübungen, wie wir sie noch kennen lernen werden, die Fröbelarbeiten und der Handfertigkeitsunterricht tragen zur Hebung der Muskelgewandtheit bei.

Da die Übungstherapie die Herrschaft über den Körper gewinnen lehrt, eignet sie sich gleichzeitig zur Bekämpfung der Tics. Die tickranken Kinder werden in besonders dafür angesetzten Stunden systematisch dahin ausgebildet, daß sie die zwecklosen Bewegungen zu unterdrücken lernen. Sie müssen sich gewöhnen, die allzu erregbaren Muskeln und Muskelgruppen eine bestimmte, allmählich wachsende Zeit hindurch (Uhr in der Hand) völlig still zu halten, und, in Abwechslung damit, Bewegungen ausführen, die dem Tic gerade entgegengesetzt sind. Nebenbei wird der Körper durch methodische, allgemein rhythmisch-gymnastische Übungen in Zucht genommen. Auch hier hängt der Erfolg natürlich sehr viel vom guten Willen ab und bleibt deshalb bei Idioten ganz aus. Mit Belehrungen, Strafen und Beschämungsversuchen erreicht man, sobald die Tics einigermaßen eingewurzelt sind, gar nichts.

Die echten Veitstanzzuckungen lassen sich durch Übungstherapie natürlich nicht beseitigen, doch verschwinden sie mit der fast immer erfolgreichen ärztlichen Behandlung der Krankheit von selbst. Nachgeahmte Veitstanzbewegungen und ihre Heilung gehören ins Gebiet der Hysterie.

Bettnässen. Es verschwindet gewöhnlich mit zunehmenden Jahren von selbst. Das Kind soll abends keine großen Flüssigkeitsmengen zu sich nehmen und in schwereren Fällen regelmäßig ein- oder zweimal nachts geweckt werden. Das Schlafenlassen auf der Seite hat ebenso wie das Hochstellen des Bettes am Fußende nicht viel Zweck. Gute Erfolge dagegen erzielt die Suggestivbehandlung, namentlich die Hypnose. Schon das Zureden, Beruhigen, Mutzusprechen hilft. Auch das Elektrisieren der Blasengegend wirkt wohl vorzugsweise suggestiv. Bei idiotischen Bettnässern ist natürlich alles vergebens.

Störungen der Sinnesfunktionen und der Sprache. Hier kommt in Betracht die Behandlung von Augenleiden und die

[1]) Die anormalen Kinder. Altenburg. Bonde. 1901.

Korrektur der Sehstörungen durch Brillen, sofern dies möglich; ferner die Behandlung chronischer Mittelohrkatarrhe und anderer Ursachen der Schwerhörigkeit. Die Methodik des Taubstummenunterrichts hat sich gegen früher erheblich vervollkommnet: geistig einigermaßen rege Kinder erlernen das Sprechen oft überraschend gut, lesen fließend von den Lippen ab und lassen sich intellektuell etwa so weit fördern wie normale Kinder in einer Volksschule, natürlich in etwas längerer Zeit. Nasenrachenwucherungen bilden sich zwar mit zunehmenden Jahren bis auf Reste von selbst zurück, sollten doch aber stets in der Kindheit entfernt werden, da sie, abgesehen von den Beschwerden, die sie verursachen, das Hörvermögen und damit auch die geistige Fortentwicklung nicht unerheblich beeinträchtigen.

Die Behandlung der Sprachgebrechen verlangt ein eigenes Studium. Es sei deshalb auf die Schriften von Sachkennern, unter denen Gutzmann[1]) und Liebmann[2]) hervorzuheben sind, verwiesen.

3. Die Verstandesbildung.

Das schwachsinnige Kind tritt unter anderen Voraussetzungen in die Schule ein als das normalsinnige. Das normale bringt eine ganze Reihe von Anschauungen, die es aus dem Alltagsleben gewonnen, in die Schule hinein. Es hat mit hellen Augen um sich gesehn, und zwischen ihm und dem Lehrer ist der Konnex bald gegeben: sie verstehen sich gegenseitig. Beim schwachsinnigen Schulanfänger muß von Grund an gebaut werden, es fehlt eigentlich an allem. Fast schlimmer noch als seine geringe intellektuelle Begabung sind die krankhaften Abweichungen im Gemüts- und Willensleben — die Flatterhaftigkeit, die rasche Ermüdung, die gleichgültige Gelassenheit, die ohnmächtige Trägheit. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Schwachsinn mehr ist als Unzulänglichkeit des Wissens und Verstehens, daß er die ganze Psyche des Menschen in Ketten schlägt, — hier würde selbst der ärgste Zweifler bekehrt werden.

Der eigentlichen Schule muß daher eine Art Vorbereitung, eine Vorschule, vorausgehen, wo Aufmerksamkeit und Sinne jene erste Bildung bekommen, die das gesunde Kind schon mitbringt. Eine kleine Lehrprobe mag statt vieler Worte schildern, wie dieser Anfangsunterricht gehandhabt wird.

---

[1]) Vorlesungen über die Störungen der Sprache und ihre Heilung. Kornfeld. Berlin. 1893.

[2]) Vorlesungen über Sprachstörungen. Coblentz. Berlin. 1898—1906: Die Sprachstörungen geistig zurückgebliebener Kinder. Berlin. 1901.

Der Lehrer zeigt den Kindern eine Tischglocke: seht einmal, was ich hier habe! Die wenigsten Schüler schauen hin, die Mehrzahl beachtet den Lehrer gar nicht, sondern ist mit sich selbst beschäftigt — rutscht auf den Bänken hin und her, blickt in die Luft, stiert vor sich hin, lutscht an den Fingern oder knufft den Nachbar. Es gilt also zunächst, Interesse zu erregen: der Lehrer läutet — das ist schon etwas anderes, das reizt. Wer will auch mal läuten? Karl will es und Josef und Gustav und noch einige. Sie läuten, das ist sehr schön, andere wollen auch, die Anteilnahme ist geweckt. Nun bekommen sie eine Trompete zu sehen und zu hören und dürfen selber darauf tuten. Ist das ebenso wie bei dem andern Ding? Nein, das ist nicht ebenso! Jetzt läßt der Lehrer die Glocke erschallen, ohne daß die Schüler sie und die Trompete sehen. Womit habe ich das gemacht, wer will es zeigen, mit dem Ding oder mit dem? Mit dem, richtig! Nun erst bekommen die Kinder das Wort zu hören: das ist eine Glocke — sagt alle Glocke! Sie sprechen es im Chor, dann jeder einzeln. Viele bringen das Wort nicht richtig heraus, sagen Gocke oder Ocke, und der Lehrer muß nachhelfen — so erteilt er gleichzeitig Artikulationsunterricht. Während des Sprechens muß der Gegenstand ununterbrochen vor Augen bleiben, besser noch: er muß in die Hand genommen und betastet werden. Auf diese Weise lernen die Sinneswerkzeuge, Auge, Ohr, Tastorgane, aus dem Sehen wird ein Schauen, aus dem Hören ein Horchen, und Wort- und Sachwissen verschmelzen miteinander. Nun verfährt der Lehrer mit der Trompete geradeso und kann natürlich auch die Probe beliebig fortsetzen mit anderen klanggebenden Körpern: Trommel, Pfeife, Knarre, Glas und Teller, die er mit einem Metall anschlägt.

Ähnlich wird das Unterscheiden und das Benennen von Farben (beides ist bekanntlich zweierlei) geübt, sodann das Erlernen von Größen-, Raum- und Formbegriffen, das Verständnis für die Eigenschaften schwer und leicht, hart und weich, bitter und süß, warm und kalt. Die Übungen fließen mit denen des Anschauungsunterrichts zusammen. Immer müssen zunächst möglichst einfache Dinge, etwa die täglichen Gebrauchsgegenstände, die Kleidungsstücke, die Körperteile zur Betrachtung gelangen, und je mehr Sinne sich dabei in Tätigkeit setzen lassen, um so besser: sehen, hören, fühlen, auch schmecken und riechen! Bilder sind nur Notbehelf. Die von den Kindern zu erlernenden Worte sollen stets an die unmittelbare Wahrnehmung gebunden sein. Vor allem ist das tote Memorieren verpönt! Ein Kind, das aus einem Haufen Bohnen nicht drei Stück absondern kann, mit dem Zahlsystem zu quälen, hat keinen Sinn, — erst die Zahlvorstellung, dann das Zählen! Der alte pädagogische Grundsatz: von den Anschauungen zu den Begriffen! Begriffe ohne Anschauung sind leer.

Großen Wert besitzt das Zeichnen, mit dem schon ganz frühzeitig begonnen werden kann, wenn Rechnen, Lesen und Schreiben noch im weiten Felde stehen. Zeichnen übt Auge und Hand zugleich und bildet den Sinn für Formen aus. Das Kind wird z. B. geheißen, zwei Punkte auf die Tafel zu setzen: schön, nun zeige den Punkt oben, unten, rechts, links, verbinde die Punkte durch eine Linie! Selbstverständlich muß ihm der Lehrer anfangs die Hand führen, — es kann ja nicht einmal den Griffel

oder die Kreide halten, geschweige sie auf die Tafel drücken und den Punkt zu einem Strich ausziehen. Zur Übung des Formensinns dient auch das Legebrett, d. h. ein Brett, in dem einige Formen, etwa ein Dreieck, ein Kreis usw. so ausgeschnitten sind, daß sie aus der Vertiefung herausgenommen und wieder hineingelegt werden können, die passende Form in die passende Öffnung.

Um die schlimmsten Feinde des Lernens, die Zerstreutheit, die Ermüdung und die Langeweile hintanzuhalten, muß für genügende Abwechslung gesorgt sein. Der Schüler soll nicht bloß empfangen, sondern auch, und zwar in erster Reihe, geben. Stillsitzen und Zuhören fällt Kindern noch schwerer als Erwachsenen, und wieviele von diesen bringen es fertig, etwa einen längeren wissenschaftlichen Vortrag über sich ergehen zu lassen, ohne mit den Gedanken abzuschweifen? Also Lernen durch Selbstbetätigung! Dies geschieht mittels der Tätigkeitsübungen, wie: Aufstehen und Sichniedersetzen nach Kommando, Händeklatschen, Händefalten, Beuge- und Streckbewegungen der Finger, Tragen von Büchern, Heften, Körben, Ausweichen beim Gehen, Jacke auf- und zuknöpfen, Knoten machen, Nadeln einfädeln, Abbürsten, Anklopfen an die Tür, Grüßen und andere Höflichkeitsbezeigungen, Naseschneuzen, Gebrauch von Löffel und Gabel, Regenschirm aufspannen, Glas vom Schrank nehmen und es auf den Tisch tragen und anderes mehr. Hieran schließt sich das Formen mit Sand, Lehm oder Plastilin, das Bauen mit Klötzchen, Stäbchenlegen, Auffädeln von Perlen, Flechtarbeiten. Auch die Spiele und Leibesübungen können hier noch einmal Erwähnung finden. Solcher Unterricht ruft bei den Kindern nicht bloß Interesse und Aufmerksamkeit wach, sondern mehrt ihre Kenntnisse und gibt ihnen gleichzeitig die Herrschaft über ihren Körper, Schick, Gewandtheit und Lebensart.

Viel später erst folgen Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Heimatkunde. Daneben bleiben natürlich Sprech- und Anschauungsunterricht, Zeichnen, Handfertigkeitsübungen, Turnen und Spiele bestehen. Auch der Gesang bedarf wegen seiner vielfältigen Wirkung auf das Gemütsleben der Pflege. Der Unterricht soll möglichst sachlich, anschaulich und, wo es nur angeht, auf das Leben zugeschnitten sein, — Schwachsinnige können ja doch nicht bis zur Höhe abstrakten Denkens gefördert werden. So sagt Gündel[1]): „Zur Verwertung des Gelernten im Leben bedarf er (der Geistesschwache) planmäßiger Anleitung, die ihn gewöhnt, außerhalb der Schule auf alles zu achten, was in Be-

---

1) Zur Organisierung der Geistesschwachenfürsorge. Marhold. Halle. 1906.

ziehung zum Unterricht steht, und die Nutzanwendung daraus zu ziehen."

Imbezillen Kindern, bei denen man mit Sicherheit voraussehen kann, daß sie immer unmündig bleiben und wesentlich auf fremde Hilfe angewiesen sein werden, sollte man das Lesen- und Schreibenlernen ersparen. Mühe und Nutzen stehen zueinander in umgekehrtem Verhältnis. Schwachsinnige Analphabeten kommen auch durchs Leben und sind als einfache Arbeiter oft recht wohl zu gebrauchen. Bis zu der geistigen Höhe, daß sie sich selbst verdingen oder wenigstens daß sie selbst Verträge abschließen können, kommen sie doch nicht und haben einen Vormund oder sonst eine Person, an die sie sich anlehnen können, immer nötig. Ja es hat geradezu seine Bedenken, Geistesschwachen Fertigkeiten beizubringen, die geeignet sind, in den einsichtslosen Köpfen unerfüllbare Ansprüche rege zu machen, — so ein Imbeziller überschätzt sich ja immer und glaubt, dem Normalsinnigen mindestens gleichzustehen! Wenn man aber meint, die Lese- und Schreibübungen gehörten nun einmal dazu, so sollten die Vorlagen auch vernünftigen Inhalts sein.

Die Einzelheiten der Unterrichtsmethodik durchzusprechen, ist nicht unsere Aufgabe, und wir verweisen in dieser Beziehung auf die von Pädagogen verfaßten Schriften[1]). Im allgemeinen zielt das Streben heutzutage dahin, das rein gedächtnismäßige Sich-Aneignen des Lehrstoffes möglichst zugunsten des Sachwissens, der Beobachtung und der Selbstbetätigung einzuschränken. Namentlich soll auf den Unterstufen die Anschauung durch Werkunterricht lebendig gemacht werden. Den Verbalismus ganz zu verbannen, ist weder möglich noch wünschenswert: Kenntnisse zerflattern, wenn sie nicht an Worte und Namensbezeichnungen geknüpft sind. Wohl aber sollen die Kinder nicht gedankenlos annehmen, was ihnen übermittelt wird, sondern sich Bildung erarbeiten: erwirb es, um es zu besitzen! Die alte Methodik, die lange genug in den Schulen, welcher Art sie auch waren, geherrscht hat und teilweise noch herrscht, sagte: lernt nur, Kinder, der Verstand wird schon nachkommen! Selbst ein Mann wie Luther vertrat diesen Standpunkt ziemlich mit denselben Worten. Die neue Methodik aber erklärt: Wissen ohne Verstehen hat keinen Wert.

Ein vorzügliches Mittel, um der einseitigen Intellektbildung zu begegnen, ist, wie in den ersten Schuljahren der Tätigkeits-,

---

[1]) Wir nennen nur zwei: Heller, Grundriß der Heilpädagogik. Leipzig. Engelmann. 1904. — Bösbauer, Miklas und Schiner, Handbuch der Schwachsinnigenfürsorge. Wien-Leipzig. Gräser und Teubner. 2. Aufl. 1909.

so in den späteren der **Handfertigkeitsunterricht.** Er stellt drum in den (guten!) Schwachsinnigenschulen geradezu den Angelpunkt des ganzen Unterrichts dar. Jede nicht rein mechanische Muskelarbeit erfordert Gehirntätigkeit. „Allen Operationen der Hand", sagt Herbart, „entsprechen ebenso viele des Geistes." Handarbeit ist Kopfarbeit, Muskelkoordination, Koordination der Hirnzellen.

Auch der Sprachgebrauch trägt diesem Verhältnis Rechnung mit dem charakteristischen Ausdruck „etwas begreifen" — begreifen, d. h. erkennen mit dem Muskel- und Tastsinn. Übt schon jede neu zu erlernende turnerische oder gymnastische Leistung das Gehirn, um wie viel mehr nicht die kompliziertere Handarbeit, und wer vielleicht selbst einmal in seinen Knabenjahren gebastelt hat, geformt, geschnitzt, getischlert, der weiß, wie sehr eine solche Beschäftigung nicht bloß Kenntnisse vermittelt und den Anschauungskreis erweitert, sondern auch die Beobachtungsgabe schärft, den Sinn für Sauberkeit und Akkuratesse weckt, Geduld lehrt und den Willen beharrlich einem Ziele entgegenführt. Und er erinnert sich der freudigen Genugtuung, mit der er das erste gelungene Werk in seinen Händen hielt — Selbständigkeit verleiht Vertrauen auf die eigene Kraft! Was die Art des Werkunterrichts betrifft, so üben sich die Knaben an Papp-, Laubsäge-, Hobelbank- und Kerbschnitzarbeiten, die Mädchen an den bekannten weiblichen Handarbeiten. Neuerdings kommt auch das Band- und Leinwandweben in den Anstalten für Schwachsinnige wieder auf. Korb-, Rohrstuhl- und Mattenflechten sowie Bürstenbinderei wirken auf die Dauer etwas eintönig, sind deshalb weniger zu empfehlen und schicken sich mehr für Blindenanstalten. Im Sommer geht es natürlich hinaus in die frische Luft, in den Garten oder aufs Feld. Jeder Schüler sollte sein Beet oder Stück Land haben, das er pflegt und bestellt. Das macht ihm sicher Freude und fördert nicht bloß seine Kenntnisse, Geschicklichkeit und Beobachtungsgabe, sondern erzieht ihn unwillkürlich auch zum Schönheitssinn und zur Achtung vor den Werken der Natur.

Bei der leichten **Ermüdbarkeit** der Schwachbegabten und Nervösen muß die Dauer des Unterrichts knapper und die der Pausen länger bemessen sein als in den Normalschulen. Wenn es sich ohne Schwierigkeiten einrichten läßt, sind die technischen Fächer, Handfertigkeitsunterricht, Turnen, Singen, auf den Nachmittag zu legen, obwohl der Nutzen dieser Maßregel auch nicht so unbestritten ist und es seine Bedenken hat, die eigentlichen Lernfächer alle auf den Vormittag, womöglich fünf Stunden hintereinander, zusammenzuquetschen.

Übrigens steht die Hygiene des Leibes und der Seele nicht immer mit der Güte der Leistungen im Einklang. So sind z. B. **lange Pausen** zur Erholung sicher dienlich, erschweren aber das **Wiedereinarbeiten**, weil sie das geistige Training unterbrechen. Wir müssen „im Zuge" sein, wenn wir etwas vor uns bringen wollen. Auch hat der **Arbeitswechsel** keinen so hohen Wert, wie ihm gewöhnlich zugeschrieben wird: ein Kind, das in der Rechenstunde ermüdet, wird durch den darauf folgenden Lese- oder Schreibunterricht nur vorübergehend mobiler — es sei denn, daß diese Fächer bei ihm in besonderer Gunst stehen. Einzelunterricht taugt als viel zu anstrengend für den Schwachbegabten gar nicht, und daraus ergibt sich von selbst, wie die **Nachhilfestunden** zu beurteilen sind, mit denen die Armen im Geist daheim gequält werden.

Ferner mag noch einmal davor gewarnt sein, **schwere geistige Ermüdung durch körperliche Tätigkeit ausgleichen** zu wollen. Erschöpfung greift immer

auf den ganzen Menschen über, wenn auch die Folgen nicht sogleich offenbar werden, weil die Lust am Neuen über die momentane Erschlaffung siegt. Das verbrauchte Gehirn verlangt Ruhe, nur Ruhe! Selbst Zerstreuungen und Vergnügungen sind von Übel, sie betäuben bloß. Objektive Ermüdung, d. h. Kräfteverlust, und subjektives Müdigkeitsgefühl decken sich nicht: die Nerven können total daniederliegen, und der Kranke merkt es nicht — ein in Irrenanstalten häufiges Bild bei tobsüchtig Erregten, die wochenlang nicht schlafen, kaum das Nötigste an Nahrung zu sich nehmen und doch nicht über Ermattung klagen. Gewiß, der Nervöse findet Erholung, d. h. was er dafür ansieht, auch bei Tanz und Theater, künstlich hält er seine strapazierten Nerven über Wasser, aber eines Tages rächt sich die unvernünftige Lebensweise ganz bestimmt. Erschöpfung läßt sich nicht wegamüsieren.

„Und Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten.“ Widerwillig geleistete Arbeit verbraucht ein Übermaß seelischer Energie, — der Gesunde kann es sich abringen, der Kranke nicht. Wo keine anderen Kräfte walten als die reine Pflicht, da weht ein frostiger Wind. „Pflicht“, so heißt es bei Ibsen (Baumeister Solneß), „das hört sich so kalt und spitz und stechend an, — Pflicht, Pflicht, Pflicht!“ Tragt sie hinein, die Schaffensfreude in das Kind, damit ihm selbst der Wunsch zum Lernen komme: Wohl ist Arbeit Arbeit und kein Spiel, und dieser Unterschied soll auch im Bewußtsein des Schülers nicht verwischt werden. Auch er muß lernen, Mühsal auf sich zu nehmen, muß sich wehren gegen den eingeborenen Feind der schwächlichen Bequemlichkeit. Aber gute Waffen, die sollten wir ihm doch in die Hand geben. Jugend ist Beweglichkeit und Tatenfrohsinn, und Kant hat unrecht, wenn er meint, der Mensch sei von Natur faul. Nichts empfindet das gesunde Kind unerträglicher als Langeweile, immer möchte es Beschäftigung haben. Und darum hängt die ganze didaktische Weisheit an der Kunst, den natürlichen Tätigkeitstrieb in die Gefolgschaft guter Zwecke zu spannen.

Am schlimmsten sind, und namentlich auf den höheren Schulen, die schwachbegabten Schüler daran. Zwar nicht alle. Es gibt vergnügte Dummköpfe und lustige Faulpelze, — die werden ganz bestimmt nicht nervös. Aber die allzu gewissenhaften, die scheuen, ängstlichen Psychopathen und Debilen, die muß man bedauern von Herzensgrund. Eben in ihrer Bravheit liegt das Malheur. Die weniger tugendreichen Seelen bleiben hübsch munter und gesund, sie streiken einfach, wenn man ihnen nach ihrer Ansicht zu viel zumutet, passen nicht auf und sehen dem Fatum, in welcherlei Gestalt es sich auch nahen möge, mit mildem Gleichmut entgegen. Und das ist eigentlich recht vernünftig: wollten die Kinder die ganzen Schulstunden hindurch mit voller Gemütshingabe und gespitzten Ohren bei der Sache bleiben, so wie es der Kodex des fleißigen Schülers verlangt, wie viel Nervöse würde es dann geben!

Das Immer-auf-dem-Qui-vive-sein strengt ungemein an, ob man nun produktiv oder rezeptiv tätig ist, besonders wenn der Druck der Verantwortlichkeit hinzukommt.

Auf die Persönlichkeit des Lehrers kommt jedenfalls das meiste an, sei es, wo es sei, und didaktisches Geschick ist sehr wohl zu trennen von pädagogischem. Ich habe Unterrichtsstunden auch in Hilfs- und Idiotenschulen beigewohnt: sie mochten allen Regeln einer vorgeschriebenen Lehrmethode entsprechen und in dieser Hinsicht recht vortrefflich sein, aber es fehlte doch etwas, es fehlte die Hauptsache — der leise Unterton des Herzens! Wohlwollen gewiß, aber kein warm durchlebtes! Und das fühlten die Kinder so gut. So blieb alles tönendes Erz und klingende Schelle! Die Freude zog nicht hinein in die Schulstube, — da war alles „Pflicht, Pflicht, Pflicht!“

Das System der reinen Lernschule hat neuerdings von seiner bisherigen hohen Schätzung eingebüßt. Dem Werkunterricht, wie er jetzt schon in den Hilfs- und Idiotenschulen sich bewährt, soll, so verlangen die Reformer, auch in den Normalschulen, und gerade in den höheren Lehranstalten, ein breiterer Raum gegönnt werden. Nicht zu wirklichkeitsfremden Gelehrten dürfe man die Jugend heranbilden, sondern zu Wesen aus Fleisch und Blut, die mitten im Leben stehen. Die Lehrer seien keine Unterrichtsbeamten, die bloß Wissen zu vermitteln hätten, sie seien Erzieher. Drum müsse die Parole lauten: fort mit der einseitigen Intellektbildung, — auch Phantasie, Gemüt und Wille verlangen ihr Recht! Gestaltet den Unterricht lebensvoller, nicht Wissen ist Macht, sondern Können, und Segen gedeiht nur aus eigener, persönlichkeitbildender Arbeit. „Man kann kein Blut in sich hineintrinken,“ so sagt einmal Hebbel, „sondern der Organismus muß sich das Blut selbst aus den Nahrungsmitteln bereiten. Ebensowenig kann man sich im höchsten Sinne fremde Erfahrungen aneignen, sondern man muß sie selbst machen.“

Wieviel von diesen Reformbestrebungen berechtigt ist und sich durchführen läßt — durchführen, ohne den Rahmen des Bewährten zu vernichten, das zu untersuchen gehört nicht hierher. Für leicht psychopathische Schüler aber, d. h. für solche, die nicht gerade ärztlicher Behandlung bedürfen, scheinen Erziehungsschulen auf dieser Grundlage, in der Art der Lietzschen etwa, viel für sich zu haben. Hier sind Unterricht und Erziehung zu harmonischem Einklang verbunden: das Kind wird durch praktische Arbeit zur Selbständigkeit herangebildet, und was noch mehr wert ist, es wird in ihm der Keim des Gemeinsinns, der höchsten aller Tugenden, geweckt durch Pflege der Kameradschaftlichkeit

und durch Anbahnung eines Verhältnisses zwischen Schülern und Lehrern, das sich nicht auf kalten Respekt, sondern auf lebendige Freundschaft gründet.

4. Die Gemüts- und Willensbildung.

a) Allgemeine Behandlung.

Wer ist der beste Erzieher? Der, dem das Kind glaubt — glaubt im schönen Sinne des Vertrauens. Macht die Probe aufs Exempel: laßt es eine Weile allein mit dem ihm noch Unbekannten, und wenn die beiden, der Große und der Kleine, rasch einander finden, ungesucht und ungezwungen, dann ist das rechte Herzensverständnis da. Verstehen heißt mitfühlen, lesen in fremder Seele. Mit Natürlichkeit und einem Fünkchen frohsinniger Wärme baut sich die Brücke ganz von selber, und es braucht nicht großer Künste. Das ist ja die feine Weisheit des Erziehens, der Takt der Pädagogik: nicht zu viel machen, zu viel anstellen, nur nichts erzwingen wollen. Der schlechteste Erzieher der, der am meisten erzieht!

Es ist wahr, die Charakterbildung der verstand- und willensschwachen Kinder und vor allem der sittlich defekten Halbwüchsigen verlangt viel Geduld. Mutig begibt sich der Anfänger an seine Arbeit, aber ach, er hat die Schwierigkeiten unterschätzt, und immer trüber flackert mit der Zeit das Flämmchen seines Idealismus. Gerade die edleren Naturen begreifen nicht, wie breit sich Stumpfheit und Gemeinheit machen kann. Sie übertragen ihr eigenes Empfinden auf die Zöglinge, die seelisch kranken, — „was wir in Welt und Menschen lesen, ist nur der eigne Widerschein!“ Sie verstehen nicht, daß die Knaben, die Mädchen, denen sie entgegenkommen mit offenen Armen, ihnen nun nicht auch ihr Herz und ihre Liebe bringen. Sie verstehen nicht, daß der Appell, der an ihr eigenes Gewissen mächtig schlagen würde, wirkungslos verhallt, daß nur die Angst vor Strafe diese Menschenkinder zwingen kann, das Nötigste der vorgeschriebenen Pflicht zu tun. Solche Erfahrungen machen leicht bitter und bringen die geistige Schwungkraft zum Erlahmen.

Was ist zu tun? Es gibt nur eins: die Hoffnung gleich von Anfang nicht ins Weite spannen! Erziehung wird überhaupt nicht gemacht, sie wird nur geleitet. Des Erziehers Kunst gleicht der des Gärtners: das junge Bäumchen ein wenig stutzen und beschneiden, das ist alles, die Wurzel bleibt unberührt! Indes auch vor dem Gegenteil, dem trostlosen Nihilismus, soll sich der Erzieher hüten, soll nicht verzweifelnd die Hände in den Schoß

sinken lassen, sondern sich mit einfacheren Zielen bescheiden. Nie wird sich ein sittlich Defekter zur gleichen Höhe moralischen Empfindens emporentwickeln lassen wie der Gutgeartete (es sei denn, daß seine Natur sich unerwartet und „von selber" wandle), aber die Lehre von der absoluten Unerziehbarkeit ist falsch und gefährlich, und kaum kann es etwas Verhängnisvolleres geben als die mißverstandene Diagnose moral insanity.

Wir kommen zur Betrachtung der Erziehungs- und Behandlungsmittel. Unter ihnen ist Gewöhnung nicht das vornehmste, aber bei weitem wichtigste. Gleichwie Bewegungen und Handlungen durch häufige Wiederholung automatisch werden können, so schlagen auch Gesinnungen, Gefühle, Strebungen, Anschauungsformen und Denkweisen schließlich unter dem Bann der Gewohnheit bestimmte dauernde Richtungen ein.

Wie aber erzielen wir gute Gewöhnung? An erster Stelle durch das Beispiel. „Wer andre wohl zu leiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren!" Es predigt niemand Mäßigkeit und Selbstzucht mit Erfolg, der seinem eigenen Ich nichts abzuringen vermag. Kinder, auch geistig tiefstehende, sind nicht blind gegen die Fehler ihrer Umgebung und haben wenig Meinung für die bequeme Weisheit der Erwachsenen: eines schickt sich nicht für alle! Da aber Beispiel und Übung vom ersten Tage an wirken, so soll die Erziehung möglichst früh beginnen. Haben sich üble Gewohnheiten erst einmal eingenistet, so sind sie kaum noch auszurotten, sie verwachsen mit dem Kinde. Sehr wichtig ist die Gewöhnung an Regelmäßigkeit im täglichen Leben, an Pünktlichkeit und Ordnung, ja sie darf angesichts der Unbeständigkeit so vieler geistig Defekter ruhig bis zur Pedanterie getrieben werden. Bei Idioten kommt man vielfach über eine Dressur zu Sauberkeit und Anstand nicht hinaus, und man muß schon froh sein, wenn man es nur bis dahin bringt.

Mahnungen und Verbote stehen erst an zweiter Stelle. Zu beachten bleibt dabei, daß das Verbot reizt, oft wider Willen reizt: „Zucke nicht mit der Schulter, laß das ewige Räuspern sein!" — nun geschieht es gerade. Viel besser wäre in solchem Falle eine geschickte Ablenkung statt des vielen Mäkelns, Tadelns und Nörgelns. Ein richtiger Erzieher darf manchmal keine Augen haben. Ganz greulich aber ist das Moralpauken: eitel Selbstgefälligkeit blickt nur hindurch, und auch die Jugend ahnt schon etwas von der Philosophie der Alten.

Gewiß, man kommt ohne Belehrungen nicht aus. Aber nie sollten sie auf den Ton der gerechten Kammmacher gestimmt sein. Wahrheit bläht sich nicht. Am besten fährt

man noch immer, wenn man Popes Vorschrift befolgt: „Man muß die Menschen so belehren, wie wenn man sie nicht belehrte, und unbekannte Dinge ihnen vortragen, als seien sie nur vergessen.“ Auch schluckt man die Mahnungen leichter herunter, wenn sie mehr allgemein gehalten sind. Es ist wie mit der Predigt von der Kanzel — die Gemeinde läßt sich willig Sünder und Heuchler schelten, aber kommt der Geistliche und sagt: mein Lieber, du gehörst auch dazu!, so kriegt er ein schiefes Gesicht zu sehen. Der Schulunterricht gibt vor allem in der Religionsstunde, aber auch in anderen Fächern genug Gelegenheit zu sittlichen Unterweisungen, z. B. bei der Besprechung von Lesestücken, im Anschauungsunterricht, beim gemeinsamen Spiel. Jüngeren und geistig zurückgebliebenen Kindern müssen sie möglichst mundgerecht gemacht werden, etwa an der Hand eines Beispiels aus der Alltäglichkeit, dann erst beeinflussen sie das Gefühl und werden innerlich erlebt.

In den ersten Lebensjahren wirkt das Kind noch nicht bewußt an seiner Erziehung mit, es ahmt nach und gehorcht, ohne zu wissen, warum und wozu. Später gesellt sich zu dem Mechanismus der Gewohnheit die höhere Stufe der Entwicklung, das bewußte Handeln nach Motiven. Zwar spielt dieses absichtliche, planmäßige, überlegte Handeln auch beim gesunden und erwachsenen Menschen keineswegs die große Rolle, die wir Vernunftstolzen ihm gern zuschreiben: unser Tun und Lassen wird viel wesentlicher bestimmt durch Gewohnheit, Neigungen, unbewußte Nachahmung. Dennoch muß das Endziel aller Pädagogik, und zwar auch bei den geistig Schwachen (die Idioten ausgenommen), darauf hinausgehen, die Jugend bis zu jener Höhe der Sittlichkeit zu führen, wo der Triebwille durch den auf Einsicht und freiwilligen Gehorsam begründeten Vernunftwillen reguliert wird. Denn dann erst kann der Mensch, auf sich selbst gestellt, die Möglichkeit gewinnen, im Kampf mit neuen, ungewohnten Anfechtungen, die ihm entgegentreten, den Sieg zu behaupten. Wie erziehen wir zu diesem Ziele?

Ein großer Staatsmann hat einmal gesagt: „Mit Strenge kann jeder Esel regieren.“ Ein wahres Wort, leider zutreffend für allerlei Regiment im großen und im kleinen. Es ist bequem, zu befehlen, zu drohen, zu strafen, auf seine Autorität zu pochen, und deshalb wird diese Methode bei denen, die nicht erziehen können, ihre lautesten Verteidiger haben. Befolgt aber ein Kind ein Geheiß nur deshalb, weil hinter der Weigerung die Strafe lauert, so wird es, wenn dieser Beweggrund wegfällt, kein Motiv mehr haben, das es am Unrechttun hindert.

Wie gestaltet sich die Erziehung bei der Heilbehandlung, wo die Prügelstrafe verpönt ist? Bei den im Keim gutgearteten Kindern, die im Affekt oder aus Gedankenlosigkeit Unerlaubtes begehen, kommt man ohne härtere Maßregeln immer aus, und bei den schlimmgearteten würde man zwar mit einer Tracht Prügel prompt einen Augenblickserfolg erzielen, aber Dauerwirkung? — nein! Noch nie, solange die Welt steht, ist gute Gesinnung eingebleut

worden. Gewohnheitsmäßige harte Zucht nützt nicht nur nichts, sondern ruft Haß hervor und Furcht, und Furcht wiederum treibt zur Verstellung, und so entspinnt sich leise der erbärmliche Kampf des Kindes mit seinem Erzieher, wo Lüge zur erlaubten Waffe gegen Macht und körperliche Überlegenheit wird. Und was fängt der Erzieher, dessen Pädagogik sich wesentlich aufs Strafen legt, an, wenn er mit seinem Latein zu Ende ist, wenn der Stock nicht mehr hilft?

Beherzige er doch eines vor allem, den wichtigsten Satz der ganzen Pädagogik: gegen seinen Willen wird kein Mensch erzogen, er muß selber helfen, selber wollen, selber das Gute anstreben! Wohl vermag ein derber Denkzettel dem rüden Burschen für einige Zeit das Handwerk zu legen, nur bilde man sich nicht ein, damit zu seiner Erziehung etwas beigetragen zu haben.

Wenn der Knabe zum Manne gereift und auf sich selber angewiesen ist, aus welchem Fonds soll er dann die Kräfte schöpfen, dem ungestümen Drängen seiner niederen Triebe standzuhalten? Aus der Erinnerung an die Prügel, die gewesen sind? Mag auch in den verderbten, harten, dumpfen, stumpfen Herzen die freie sittliche Erziehung nur recht kümmerliche Wurzeln schlagen, wir kommen nicht um sie herum. Es führt kein anderer Weg dem Ziel entgegen. — Gesetze tun es nicht allein, wenn sie nicht auf sittlich festem Grunde ruhen.

Wie aber fangen wir es an, den Willen zum Guten zu erwecken? Dadurch, daß wir uns bemühen, dem Kind das Edle so verlockend zu gestalten, daß es ihm gern aus freien Stücken folgt! Hineinschulmeistern oder -strafen läßt sich's freilich nicht. Denn Tugend ist wohl lehrbar, indes nur durch das Medium der Gefühle: wir müssen lieben, wo wir folgen sollen. Doch kein Mensch ist der reineren Gefühle so bar, daß es nicht einen Winkel seines Herzens gäbe, wo sich das Netz auswerfen läßt. Die Art, wie das zu machen, die kann indessen niemand lehren, man kann sie auch nicht lernen, sie ist Geheimnis der Persönlichkeit: Güte und Herzlichkeit, jedoch auch Strenge, Ironie, ja offene Verachtung, — nur muß das warme, lebende Interesse, das dahinter sitzt, trotz allem für den Zögling fühlbar sein!

Ein schlechter Trieb wird nur durch Erregung eines besseren beseitigt. Durch Moralisieren und durch Strafen niemals! Das Kind soll lernen, Freude am guten Handeln zu fühlen. Drum hat man nicht mit Unrecht vorgeschlagen, den sittlich Defekten zur Weckung ihrer altruistischen Gefühle blühende Gewächse, auch wohl Tiere (hier aber wegen Gefahr der Tierquälerei mit Vorsicht) zur Pflege zu geben. Nicht weniger lassen sich durch

gesprächsweises oder tätiges Anknüpfen an sittlich verwertbare Alltagserlebnisse, das möglichst ohne viel Geflissentlichkeit geschehen muß, erfreuliche Wirkungen hervorbringen: ein Schulgefährte ist krank geworden, wir wollen ihm eine Ansichtskarte mit einem Gruß schicken, wer will unterschreiben? — ein anderer ist gestorben, laßt uns einen Kranz für ihn winden! seht die alte Frau auf der Straße, wie sie sich mit dem Korbe schleppt, wer eilt, ihr zu helfen? Das eigentlich Schwere ist überhaupt gar nicht, den Willen mobil zu machen, sondern ihn mobil zu erhalten. Die schwachen Geschöpfe geben ja widerstandslos ihren Augenblickslaunen nach. Sie gehören, um einen Ausdruck Walter Cales zu gebrauchen, zu den Menschen, die niemals wollen, sondern immer bloß „möchten".

In Freeville im Staate New York existiert ein wunderliches soziales Gebilde, eine Jugendrepublik, die, vor 25 Jahren durch William George gegründet, sich durch Selbstregierung und eigene Verwaltung, eigenen Gerichtshof usw. erhält. 200 Zöglinge im Alter von 12—21 Jahren, meist Schwererziehbare und Tunichtgute, gehören diesem merkwürdigen Gemeinwesen an, und es heißt, die Sache klappe so vorzüglich, daß auch die unbändigsten Rangen die selbstangelegten Zügel sich gefallen ließen. Unterordnung durch freiwilligen Gehorsam, Charakterbildung durch Einsicht und Überzeugung! Auch manche der modernen deutschen Erziehungsanstalten tragen dem Grundsatz, daß der einzelne Schüler durch die Gesamtheit der Kameraden, durch den Geist der Zusammengehörigkeit erzogen werden soll, praktisch Rechnung. Ja, da und dort sind bereits Schülerparlamente, freilich unter Obhut der Lehrer, in den oberen Klassen höherer Schulen aufgetaucht und finden in immer steigendem Maße die Billigung der Behörden. Wohl hat dieser neue Erziehungsgeist, der an Stelle autoritativer Macht die freie Unterordnung setzt, auch seine Schattenseiten: Freiheit wird leicht zum Übermut, zur Respektlosigkeit vor dem Alten und Bewährten, aber sollte nicht, selbstverständlich innerhalb der gebotenen engeren Grenzen, für den Zusammenschluß junger Leute in der Prima richtig sein, was Paulsen, der bekannte Philosoph und Pädagoge, von den Korporationen auf der Universität sagt: „Für die Bildung des jugendlichen Charakters gibt es kein besseres Mittel als Selbstregierung innerhalb einer durch allgemeine Ordnungen umfriedeten genossenschaftlichen Gemeinschaft"?

Natürlich kann keine Pädagogik ohne Strafe auskommen, aber der gute Erzieher wird in ihr immer nur einen Notbehelf sehen. Gerade den Schwachsinnigen und Minderwertigen gegenüber liegt der Mißbrauch sehr nahe, weil hier allzu leicht natürliche Krankheitsentäußerungen mit Ungezogenheiten verwechselt werden, so die Bewegungsunruhe des Schwachsinnigen, die Zuckungen des Choreatischen, die Reizbarkeit des Epileptikers, der Übermüdungstrotz des Nervösen, die Scheinlüge des Phantasten. Wie oft wird hier versucht, die „Unart" mit Feuer und Schwert auszutreiben, — aus Mangel an Einblick in die tieferen Ursachen, aus Ungeduld und Mangel an Selbstbeherrschung, aus schlechter Laune und endlich aus purer Verlegenheit! Es ist ja manchmal auch kaum möglich, alle die seelischen Individualitäten ihrer Eigenart gemäß zu erfassen und jede einzelne danach zu behandeln. Wie sollte z. B.

der Lehrer vor der Schulklasse das machen? Unwillkürlich gerät die Erziehung an ein summarisches Verfahren, und was gibt es Bequemeres als die Strafe? Eine Backpfeife, und die Sache ist vorläufig erledigt!

Nach Rousseau soll die Strafe die natürliche Folge des Vergehens sein, und dieser Forderung entspricht z. B. das System, wie es in Irrenanstalten gegenüber den Unzurechnungsfähigen üblich ist, wo ja von Strafen nicht eigentlich die Rede sein kann, das anrüchige Wort auch vermieden wird, wo sich aber schließlich die Anwendung von Mitteln zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht umgehen läßt. Gerät etwa ein Kranker in heftige, tobsüchtige Erregung, so verlegt ihn der Arzt von der Abteilung für Ruhige auf eine andere Station, wo er weniger stört. Das ist natürlich und folgerichtig. Zerbricht er das Porzellangeschirr, so erhält er unzerbrechliche, wenn auch häßlichere Ware; benutzt er die Erlaubnis, sich frei im Gebiet der Anstalt bewegen zu können, zum Entweichen, so wird ihm die Vergünstigung entzogen; beschmutzt er sich andauernd, so kann er in Gegenwart seiner reinlichen Mitkranken nicht bleiben. Und diese Behandlungsgrundsätze gelten für alle Kranken ohne Ausnahme, gleichgültig ob sie unter dem Einfluß von Sinnestäuschungen, unter dem Bann völliger Verwirrtheit stehen oder ob sie bei klarem Bewußtsein sind, kurzum ob sie, populär ausgedrückt, für ihre Handlungen etwas können oder nicht. Freilich werden solche Anordnungen von einem besonnenen Kranken unangenehm, ja vielleicht als Strafe empfunden, — immerhin, sie besitzen keinen verletzenden Stachel, weil der logische, jedem einleuchtende Zusammenhang zwischen Tat und Folge gewahrt bleibt.

Die Strafe soll individualisieren — eine selbstverständliche Forderung, der sich aber in einer Anstalt oder Schule, wo viele Kinder beisammen sind, schwer genügen läßt. Denn die Jugend versteht nicht immer die höhere Gerechtigkeit des Messens mit ungleichem Maß. Und ungerecht sein ist der schlimmste Vorwurf, der in den Augen der Kinder einen Erzieher treffen kann! Nichts zerstört das Vertrauen sicherer! Andererseits sind Kinder, selbst geistig beschränkte, einer Aufklärung, warum dieser oder jener Missetäter ohne Strafe davonkommt, wohl zugänglich.

Die Strafe sei milde, aber schließlich doch so, daß sie der Begierde zum Bösen einen Damm entgegenzusetzen geeignet ist. Darum muß wieder auf die Eigenart des Kindes Rücksicht genommen werden: das eine gerät über einen Tadel in Weinkrämpfe, und das andere nimmt seine Lektion ohne große Seelenstürme hin. Strafen androhen und dann nicht vollstrecken, ist

natürlich ein schwerer Fehler. Ferner soll dem Vergehen die Sühne möglichst gleich folgen, denn sonst verliert das Kind, wenigstens das schwachsinnige, den Assoziationsfaden zwischen Schuld und Strafe. Auch dünkt es ein bißchen hart, den kleinen Sünder in seiner Angst vor dem kommenden Unheil zu belassen.

Mit den leichten Strafmitteln, wie Verweis, Entziehung kleiner Vergünstigungen, Verweigerung der Teilnahme an einem Vergnügen, kommt man bei den gutgearteten Kindern wohl immer, bei den schlechtgearteten wenigstens zeitweise aus. Der kluge Erzieher weiß auch schon durch die ganze Art und Weise, die er im Verkehr mit seinen Zöglingen innehält, zu belohnen und zu strafen, ohne daß er viel sagt und tut. Die Bettruhe ist mehr ein Beruhigungs- als Strafmittel und deshalb vor allem bei schwereren Affektvergehen angebracht; zu lange fortgesetzt hat sie ihre Schattenseiten, sie schwächt den Körper und gibt Gelegenheit zur Masturbation. Strafarbeiten sind jetzt wohl auch in den Normalschulen verpönt (von der Neuanfertigung einer schlechten Arbeit abgesehen), und für den leicht ermüdbaren Nervösen und Schwachbegabten taugen sie erst recht nichts. Isolierung hinter verschlossener Tür und gar in der Dunkelheit soll bei ängstlichen Kindern durchaus vermieden werden. Nahrungsentziehung, sei es auch nur die des Vesperbrotes, kommt den Kindern sehr hart an, oft mehr als das meistumstrittene und vielverpönte Strafmittel, die körperliche Züchtigung; jetzt ist sie natürlich ganz zu verwerfen.

Bei Anwendung der Prügelstrafe läuft der Erzieher leicht Gefahr, die zulässigen Grenzen zu überschreiten, und das ist sicher (und mit Recht!) einer der Hauptgründe, warum ein so uraltes Erziehungsmittel wie dieses immer mehr in Mißkredit kommt. Das Wort von der Prügelpädagogik ist nicht ohne Grund geprägt. Will man aber die Tüchtigkeit eines Erziehers allein danach beurteilen, ob er den Stock gebraucht oder nicht, so geht man damit viel zu weit. Eiferer sprechen sogar den Anstalten, aus denen die körperliche Züchtigung noch nicht ganz verbannt ist, die wahre Humanität ab. Wo sollen solche Übertreibungen hinaus! Durch Schläge allein wird freilich, wie wir schon gesehen, aus einem bösartigen Kinde kein gutartiges; sie ändern nicht den Charakter, sondern nur das äußere Benehmen, und auch dieses bloß so lange, als der Zögling unter der Fuchtel steht. Gehorsam, erzwungen durch die Furcht vor körperlichen Schmerzen, ist sittlich ohne Wert: Angst erzeugt Kriecherei und Verstellung. Darin also hat Ellen Key recht, wenn sie sagt: „Schläge rufen die Tugenden des Sklaven, nicht des freien Mannes hervor.“ Aber gegen das unverschämte Betragen eines frechen Bengels, als Erwiderung

etwa auf eine flegelhafte Antwort oder patzige Widerspenstigkeit, da verfehlt der Stock wenigstens seine Augenblickswirkung nicht. Der leibliche Schmerz ist das einzige, wovor gewisse Naturen Respekt haben, und wenn die Prügel auch nicht besser machen, vorsichtiger machen sie doch. Und das ist schon im Interesse der anderen Kinder, der Umgebung, etwas wert.

Über die Zulässigkeit der Prügelstrafe bei Schwachsinnigen und Psychopathen sind die Meinungen natürlich noch mehr geteilt. Die meisten Heilpädagogen, ärztliche und nichtärztliche, verwerfen sie. Manchmal scheint eine körperliche Strafe jedoch nicht unangebracht zu sein, denn gerade unter den Defekten gibt es Individuen, die durch ihre Unbotmäßigkeit, ihren Zynismus, ihre Neigung, die Mitkranken oder -zöglinge zu verhetzen, die Geduld auf die äußerste Probe stellen. Aber man muß berücksichtigen, daß schwachsinnige und psychopathische Kinder noch viel strengere Individualisierung verlangen als die geistig gesunden. Schläge können bei den Affektnaturen die wildesten Erregungszustände auslösen, bei sensiblen Kindern das Vertrauen zu Arzt und Erzieher auf immer erschüttern, können bei Epileptikern Anfälle unmittelbar nach sich ziehen, bei Hysterikern Krämpfe, Lähmungen, Taubheit hervorrufen und bei sexuell Überreizbaren perversgeschlechtliche Triebe anfachen. In einer Idioten- und Irrenanstalt kommt ferner der sehr wichtige Gesichtspunkt hinzu, daß dem Pflegepersonal der Glaube an die Unverantwortlichkeit ihrer Schutzbefohlenen nicht genommen, sondern im Gegenteil nach Möglichkeit lebendig erhalten werden muß, und ist es der Arzt selbst, der dieses Prinzip mit einer Prügelstrafe so offensichtlich durchbricht, so kann man sich die Wirkung auf die Angestellten unschwer ausmalen. Anders liegt der Fall für Erziehungsanstalten, die vorwiegend Normale und daneben nur leicht abnorme Zöglinge beherbergen, bei denen die erwähnten Zufälle im allgemeinen nicht zu befürchten sind. Hier ist es angebracht, die Maßnahmen, welche für die Normalen gelten, auch auf Psychopathen und in leichtem Grade Schwachsinnige anzuwenden.

b) Spezielle Behandlung.

Verstimmungen und Affekte.

Je tiefer die seelischen Erschütterungen organisch begründet sind, um so schwerer ist es, ihnen beizukommen. Die Verstimmungen der Psychopathen und der Epileptiker, vor allem die periodischen, ferner die manische Exaltation und die melancholische Depression müssen ihren Weg nehmen. Vorbeugen kann man

ihnen nicht. Leichter vermeid- und beeinflußbar sind die Verstimmungen, die äußeren Anlässen ihren Ursprung verdanken. Und läßt sich auch die Affektveranlagung nicht beseitigen, so kann man doch darauf hinwirken, daß sie sich seltener und weniger unangenehm fühlbar macht.

Alles, was geeignet ist, den Willen zu stählen, erzieht auch zum Kampf gegen die Macht der Stimmungen. Am meisten tut hier wieder das gute Beispiel. Das Wort ein Zwerg, das Beispiel ein Riese. Wer über die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens mit frischem Humor hinwegzugehen und die großen Unglücksfälle tapfer zu ertragen weiß, braucht gar nicht vieler anderer Mittel, — er wirkt schon durch sich selbst allein: die Jugend schämt sich, wenigstens in seiner Gegenwart, zu lamentieren, wenn ihr ein kleines Mißgeschick zustößt, und lernt es mit der Zeit verstehn, daß echtes Glück nicht darin liegt, von Übeln frei zu sein, vielmehr sie mutig zu besiegen.

Als zweites Mittel dient die planmäßige Abhärtung gegen körperliche und seelische Unbequemlichkeiten. Das Kind soll lernen, Kälte und Hitze, Hunger und Durst, Ungemach und Schmerzen zu ertragen. Kein weichliches Bemitleiden, wenn es sich einmal einen blauen Fleck geholt hat oder von seinem Spielgefährten nicht mit zarter Rücksicht angegriffen worden ist. Auch nervöse Kinder brauchen nicht von allem geflissentlich ferngehalten zu werden, was ihr Gemüt in Wallung setzen könnte. Und vielleicht ist hier die Stelle, wo der Arzt mehr sündigt als der Pädagoge: er entschuldigt gar zu leicht. Gewiß bedarf der zarte Junge, das kränkliche Mädchen der Schonung, aber andererseits haben auch sie ihre Pflichten, und niemals darf in den Augen der Kinder die Psychopathie als bequemer Freibrief für Ungezogenheiten dienen. Man kann dabei der Eigenart der Kinder ganz wohl Rechnung tragen, und daß man es tun soll, versteht sich wohl von selbst: einem furchtsamen kleinen Peter wird man abends keine Gruselgeschichten erzählen und den „geladenen“ Epileptiker durch Widerspruch nicht reizen. „Doch in der Mitte liegt holdes Bescheiden.“ Ziehen will absichtlich die Gelegenheit zu kleinen Affektausbrüchen herbeiführen, um an ihnen die Selbstbeherrschung auszubilden.

Das dritte Mittel: strenge Innehaltung der täglichen Lebensgewohnheiten, Ordnung, Regelmäßigkeit. Auch hier kein schwächliches Nachgeben, nicht im Allerkleinsten: zur selben Stunde jeden Morgen aus den Federn, zur selben Stunde abends hinein, Pünktlichkeit in Haus- und Schulordnung. Die Willenskraft offenbart sich viel mehr in der genauen Befolgung der Alltagspflichten als in gelegentlichen großen Kraftanstrengungen, die

mit dem Kitzel des Ehrgeizes und der Selbstbewunderung verbunden sind.

Das vierte Mittel: Tätigkeit, Bewegung, Sport, Gymnastik. Handeln ist Wollen umgesetzt in Taten, und weltschmerzliche Stimmungen haften nicht leicht am gesunden, kräftigen, geschmeidigen Leibe. Allerdings soll Ermüdung nicht zur Übermüdung werden, weil diese die Affekterregbarkeit nur steigert. Auch muß der Erzieher zuvor die Lust an körperlicher Tätigkeit zu wecken suchen. Gelingt es nicht, so quäle er das Kind nicht lange und suche lieber sein Interesse an andersartige Beschäftigung zu knüpfen, an Spiel, Lektüre, Geistesarbeit. Nur nicht den Zögling schlaff sich selbst und seiner Stimmung überlassen. Alles habe seine Zeit: Arbeit, Beschäftigung und Ruhe! Bei der Behandlung Nervöser ist das Entwerfen eines zweckmäßigen Tagesprogramms fast die Hauptsache der ganzen Kur.

Das fünfte Mittel: die Überwindung krankhafter Gefühls- und Willensschwäche durch Aufklärung und Zuspruch, durch das, was man, im engeren Sinne, Psychotherapie nennt. Namentlich die deprimierten, leicht verzagten, von ihren Launen haltlos mitgenommenen Seelen haben das Bedürfnis nach einer Stütze, möchten sich aussprechen und sind so dankbar, wenn sie einen Menschen gefunden haben, der sie zu nehmen versteht und dem sie in gleicher Weise Achtung und Zuneigung entgegenbringen können. Es ist dabei durchaus nicht nötig, ständig nur mit Trauerfalten in der Stirne zuzuhören und süße Worte des Trostes zu spenden mit dem lauten oder leisen Refrain: du armes Kind! Wohlwollen, nicht Zärtlichkeit! Mit einem Appell an das Ehrgefühl, einem kurz ablehnenden Wort, einem Scherz, ja einer leisen Karikatur ihres Gehabens, gelegentlich auch einem handfesten Tadel erreicht man viel mehr. Kalter, zersetzender Spott (der, geschickt gehandhabt, moralisch Defekte bisweilen prächtig aufrüttelt) ist hier natürlich niemals angebracht. Der Erzieher muß fühlen, wie weit er gehen kann. Bisweilen wirkt schon ein guter Spruch Wunder, etwa ins Notizbuch eingetragen oder auf eine Tafel vor dem Arbeitstisch.

Für junge Leute kann solche Mahnung, zu rechter Zeit in rechter Weise in das empfängliche Herz hinein gelegt, einen seelischen Wendepunkt bedeuten. Ähnlich erfrischt passende Lektüre — Charakterbilder großer Männer, an deren Tatkraft sich die matte Jugend aufrichtet, Entdeckungsfahrten, Reiseabenteuer, Kriegsschilderungen. Diese psychische Behandlung wiegt schwerer als eine ganze Apotheke mit den schönsten Beruhigungs- und Stärkungsmitteln. Vortreffliche Winke zur Gymnastik des eigenen Willens gibt das Buch von Jules Payot „Die Erziehung des Willens“

(deutsch von Völkel, Verlag Voigtländer, Leipzig 1903), auf das hiermit hingewiesen sei.

Da körperliche und geistige Überanstrengung, zumal bei aufgenötigter Arbeit, ferner Hitze und Alkohol Erregungen besonders leicht auslösen, so müssen diese Schädlichkeiten nach Möglichkeit vermieden werden. Mädchen, die zur Zeit der Regel psychisch verändert sind, gehören ins Bett.

Einem drohenden Affektausbruch vorzubeugen, genügt manchmal ein geschicktes Wort, eine Ablenkung, absichtliche Nichtbeachtung. Intelligentere Kinder kann man auch das alte und gar nicht üble Rezept lehren: halte den Körper ruhig, falte die Hände, setze oder lege dich nieder, dämpfe die Stimme zu einem Flüstern, — bis der schlimme Augenblick vorüber. Denn die seelische Erregung ist eng verknüpft mit der leiblichen, und kann man die zweite besiegen, so flaut auch die erste ab. Wer kennt nicht Luthers Rat, bei aufsteigendem Zorn drei Vaterunser zu beten? Ja, sogar die Mimik beeinflußt unsere Gemütsverfassung: sind wir schlechter Laune und zwingen wir uns, ein heiteres Gesicht zu machen, zumal vor dem Spiegel, und es eine Weile hindurch festzuhalten, so verschwindet die üble Stimmung.

Der einmal ausgebrochene Affekt läßt sich nicht eigentlich behandeln. Man muß sich darauf beschränken, den Erregten vor sich selbst und seine Umgebung vor ihm zu schützen: ein einziger Augenblick kann über des Kindes Zukunft entscheiden. Anhaltende Erregung bekämpft man durch mehrstündige bis mehrtägige Bettruhe. Die Kinder fügen sich der Anordnung gewöhnlich leicht, — wohnt doch auch in ihnen ein dunkles Bewußtsein der Krankhaftigkeit ihrer Gemütsverfassung. Selbstverständlich darf es dabei an Aufsicht nicht fehlen. Bisweilen hilft ein warmes Bad oder wenigstens ein heißes Fußbad. Verwerflich, wie schon ein paarmal erwähnt, ist das Isolieren im verschlossenen Zimmer. Bei den Hysterischen empfiehlt sich Nichtbeachtung, doch schließt sie die Gefahr in sich, daß die Vernachlässigten, um Interesse zu erwecken, vor keinem Mittel, sogar vor dem Selbstmord nicht zurückschrecken. Ein Kind strafen, solange es sich in schwerem seelischen Aufruhr befindet, muß immer ein grober Fehler genannt werden: der Mensch im Affekt ist ein Unzurechnungsfähiger.

Angst und Zwangszustände.

Wo der Angst körperliche Störungen zugrunde liegen — Herzleiden, Vergiftungen mit Alkohol, Tabak —, da richtet sich die Behandlung nach den Ursachen und gehört größtenteils in das ärztliche Berufsfeld. Bei Neigung zu ängstlichen Ver-

stimmungen, die zwar psychisch entstanden, aber psychologisch nicht oder nicht genügend motiviert sind, bei Selbstquälereien, grundlosen Befürchtungen usw., kommt die eben geschilderte körperlich-geistige Schulung in Betracht. Verängstigte haben oft (nicht immer) ein lebhaftes Mitteilungsbedürfnis, und besitzt man Geduld genug, ihren Klagen zuzuhören, so erweist man ihnen eine große Wohltat. Sie gehen getröstet von dannen, kommen aber bald wieder mit ihren Zweifeln und Herzensnöten, um stets dieselbe Litanei zu singen. Da muß man zufrieden sein, ihnen wenigstens ein paar ruhige Stunden verschafft zu haben. Gegen sehr schwere Angstattacken bleibt freilich die Psychotherapie machtlos, und sowenig der Arzt eine echte Melancholie durch Gut-Zureden heilen kann, sowenig richtet er mit Trostworten hier etwas aus; Bettruhe, Bäder, Medikamente müssen die Behandlung unterstützen.

Die Behandlung der Nachtangst wurde hier bereits kurz berührt. Vor dem Alkohol in Gestalt des „Schlaftrunkes" muß trotz seiner sorgenbetäubenden Eigenschaft auf das entschiedenste gewarnt werden; nach Hirschlaff[1]) soll er das nächtliche Aufschrecken direkt begünstigen.

In der Behandlung der Zwangsantriebe heißt die Hauptfrage: den Impulsen nachgeben oder trotzen? Bei solchen bedenklichen oder gar kriminellen Inhalts ergibt sich die Antwort von selbst, doch ist hier die Gefahr von vornherein nicht groß, weil kein Zwangskranker so leicht eine Handlung begeht, die seinem Charakter widerspricht. Indes auch gegen die anderen Impulse soll das Kind lieber den Kampf aufnehmen, statt den Anlaßursachen auszuweichen und einen faulen Frieden zu schließen. Wie aber, wenn in diesem Kampf Niederlage auf Niederlage folgt und den letzten Rest von Selbstvertrauen raubt? Jedenfalls kommt der Kranke nicht immer ohne Bundesgenossen aus — Arzt, Erzieher oder sonst eine Respektsperson —, aber es genügt ihm oft schon, zu wissen, daß es jemanden in der Welt gibt, an den er sich in seiner Not wenden kann, auch wenn ihm dieser gar nicht viel zu helfen vermag. Und es tut ihm unendlich wohl, von Zeit zu Zeit wieder einmal die Versicherung zu erhalten, daß seine Befürchtungen nichts auf sich haben, daß der alberne oder häßliche Inhalt der Vorstellungen lediglich Zufallssache und von dem Wert oder Unwert seiner Persönlichkeit unabhängig sei, daß er wieder genesen und nicht (wie ältere Kinder fürchten) in Geisteskrankheit verfallen werde.

---

[1]) Zitiert nach Heller, Grundriß der Heilpädagogik. Engelmann. Leipzig. 1904.

Ziehen[1]) empfiehlt auch hier, wie bei der Bekämpfung der Affekte und der Tics, mit dem Kind methodische Übungen zum Abgewöhnen der Zwangstriebe anzustellen. „Den Kranken mit Feuerfurcht wird man zunächst ein Streichhölzchen anfassen und erst in späteren Tagen anstecken lassen; das angezündete Streichhölzchen wird man zunächst dem Kranken aus der Hand nehmen und ihm erklären: die Verantwortung sei von ihm abgenommen, man übernehme sie selbst und werde das Streichhölzchen selbst beseitigen. Erst später muß der Kranke das Streichholz selbst auslöschen und wiederum später es selbst wegwerfen lernen. So gewöhnt man den Kranken allmählich an den Kampf mit seinen Zwangsvorstellungen. Bei den ersten Versuchen muß der Arzt stets selbst zugegen sein, und erst später gewöhne man den Kranken langsam, allein seine Zwangsvorstellung zu unterdrücken. Selbstverständlich muß der Kranke das vollste Vertrauen zum Arzte haben; die autoritative Versicherung des letzteren: »ich übernehme die Verantwortung für alle Folgen« erleichtert dem Kranken den Kampf oft ungemein. Selbstverständlich bleiben bei der praktischen Durchführung dieser Methode zahlreiche Rückfälle nicht aus. Es gilt dann immer wieder mit unermüdlicher Geduld den Weg von vorn zu beginnen."

Über den Wert der Hypnose sind die Ansichten geteilt. Hier hat allein der Arzt zu entscheiden; selbstverständlich soll auch nur er und kein Laie die hypnotische Behandlung versuchen.

Im übrigen gilt es, Geist und Gemüt des Kranken durch Beschäftigungen, die sein Interesse gefangen nehmen, abzulenken. Schade nur, daß gerade in den Zwangsgrüblern oft so wenig Leben und Frische sitzt. Sie laufen mit schlaffen Jammermienen herum, ratlos, und immer sollen die anderen helfen. Aus eigener Kraft vermögen sie nichts.

Auswüchse der Phantasie.

Phantasie ist ein Geschenk des Himmels, und der Erzieher hat allen Grund, diese schöne Gabe im Kinde zu pflegen. Wer weiß, ob sie sich nicht einmal fruchtbringend zu schöpferisch wertvoller Begabung weiter entwickelt. Mit Intellektuellem und Gedächtnismaterial wird das kleine Wesen in der Schule schon genug gefüttert. Nichts ist schrecklicher als ein poesieloses Kind, und Mütter, die kein Märchen wissen von Prinzen und Prinzessinnen, von Zauberern und Drachen und die mit ihrem Fünfjährigen zusammen schon den Weihnachtsbaum aufputzen, den doch von Rechts wegen das Christkind zu bringen hat, die machen sich gar nicht klar, wie unverantwortlich sie handeln. Es läuft vielerlei unleidliches Volk in der Welt herum, die Tatsachenmenschen aber sind die unerträglichsten.

Auch wenn die Phantasie gelegentlich ausartet, es schadet nichts, solange das Kind nicht Wahn und Welt verwechselt. Erst wenn es auch das reale Leben, den Ernst seiner Pflichten mit dem Spiel der Einbildungen durchtränkt und sich nicht mehr zurechtfindet in Wahrheit und Irrtum, dann heißt es eingreifen,

---

[1]) Psychiatrie. Hirzel. Leipzig. 3. Aufl. 1908.

löschen, dämpfen und den kleinen Schwarmgeist zurückholen aus dem Traumland in die Nüchternheit. Beide Auffassungen der Wirklichkeit, die poetische und die reale, haben ihr Recht und sind gleichviel wert, die eine wie die andere, und wenn ich auch zehnmal weiß, daß, naturwissenschaftlich gesprochen, der Regenbogen nichts ist als farbige Spiegelung des Lichtes im Wassertropfen, er bleibt mir im Herzen doch eine goldene Brücke, die zum Himmelszelt hinaufführt. Beide Male dasselbe Ding, jedoch von zwei Seiten gesehen. Aber freilich, dieses Unterschiedes meiner Stellung zu den Dingen muß ich mir bewußt sein, sonst wird die blühende Einbildungskraft zur Gefahr. Allzu lebhaft fabulierenden Kindern tut man gut, keine Aufmerksamkeit zu schenken, dann sterben die Phantastereien den Hungertod. Auch läßt sich die Fähigkeit zum Beobachten und Wiedergeben des Beobachteten, ebenso wie Aufmerksamkeit und Gedächtnis durch Übung vervollkommnen.

Fehlt, wie es bei dem Schwachsinnigen der Fall, die schöpferische Phantasie, so läßt sie sich auch nicht geben. Über Nachahmung, gleich wie beim Kind in den ersten zwei oder drei Lebensjahren, bringen es diese Nüchternen nicht hinaus. Das gesunde, selbsttätige Kind dagegen weiß sich mit dem ärmsten Spielzeug zu beschäftigen, ja zieht es im Grunde den reicheren vor, weil es seine Einbildungskraft an ihm erproben, von seinem Eigenen etwas hineinlegen kann. Die lebende Puppe, modern kostümiert, und die selbstlaufende Eisenbahn machen zwar anfangs Sensation, liegen aber bald in der Ecke und verstauben, — man kann ja nichts Gescheites mit ihnen anfangen.

Die Gefahren der sogenannten Schundliteratur für das Gemütsleben der Jugend sind wohl nicht ganz so schlimm, wie sie gern ausgemalt werden. Jeder nach seinem Geschmack: der Soldat erfreut sich an Kriegsgeschichten, die alte Jungfer an Marlittromanen, und wer krumme Wege den geraden vorzieht, findet mehr Gefallen an Kriminallektüre als an Traktätchen. Sage mir, was du liest, und ich will dir sagen, wer du bist. Ein direkter Zusammenhang zwischen Verbrechen und Lesestoff in dem Sinne, daß die Lektüre erst verbrecherische Instinkte schüfe, wird sich nicht erweisen lassen. Sie bringt höchstens vorhandene Neigungen zur Auslösung. Fraglich ist, ob diese aber bei besserer Lesekost nicht doch zur Geltung kämen? Hödel, der seinerzeit auf den alten Kaiser das Attentat verübte, war ein eifriger Bibelleser und berief sich auf eine, freilich mißverstandene Stelle im Neuen Testament, wonach Christus ausdrücklich befohlen habe, seine Feinde zu töten (Lukas 19, 27). Und der achtzehnjährige Flaschenspüler Karl

Koppius, der wegen Raubmordes verurteilt wurde, hatte fast alle deutschen Klassiker gelesen und sich sogar mit griechischen und römischen Schriftstellern beschäftigt. „Ich kann mir“, sagte der Staatsanwalt, „seinen Lebensgang nicht anders erklären, als daß von Anfang an die Bestie in ihm gesteckt hat, und die Sucht nach Geld hat die Bestie in ihm geweckt.“ Ganz recht, aber hätte Koppius nicht zufällig an Schiller und Goethe, sondern an Schundromanen Freude gefunden, so hätte der Staatsanwalt die Erklärung für die „Bestie“ anderswo gesucht — und gefunden.

Von der Sucht nach Nervenkitzel, grobem oder feinem, ist kein Mensch frei. Die Ungebildeten verschlingen Nic Carter und das Kleine Witzblatt, und die Gebildeten erschauern angenehm bei der Lektüre von Poe oder der Madeleine oder des Simplizissimus. Die Lust am Grauenvollen und am Prickelnden verlangt ihre Befriedigung, und so sehr behütet kann die Jugend niemals werden, daß sie nicht auch Bekanntschaft mit den Verlockungen machte. Wer sucht, der findet, und selbst das Heiligste muß profanen Zwecken dienen. Wer erinnert sich nicht aus seiner Schulzeit der verschwiegenen Lektüre gewisser Kapitel in der Bibel? Die älteren Schüler belehrten die jüngeren, und diese erbten die Überlieferung fort. Aber war der Schaden wirklich so groß? Die Mehrzahl von uns ging an den interessantesten Stellen ziemlich ungerührt vorüber, man verstand sie gar nicht recht, und der kleine Rest war sicher nicht erst durch die Lektüre hinter bestimmte Geheimnisse gekommen, — die Belehrung von Mund zu Mund, wenn nicht gar durch die Tat, wirkt sicherer und prompter. Wie unschuldig las man über die verfänglichen Szenen in den „Räubern“ hinweg; Zolas „Nana“ erklärte ein mir bekannter 17jähriger Unterprimaner, dem das Buch in die Hände geraten war, für sehr langweilig, — die Finessen waren ihm überhaupt nicht aufgegangen. Umgekehrt zieht manchmal ein Wort, ein Satz, ein Bild, das auch nicht im geringsten unsittlich oder sonstwie bedenklich genannt werden darf, ungewollte unschöne Wirkungen nach sich. Harmlose Illustrationen in einem guten Jugendbuche können grausame, verbrecherische und namentlich dunkel sexuell gefärbte Gefühle auslösen: ein eigenartiger, wollüstiger Strom rieselt dem Jungen den Rücken herunter, geheime Ideenkombinationen werden geweckt, süße, ahnungsvolle Regungen tief aus dem Unterbewußten in die Höhe gehoben.

Nicht zu unterschätzen ist die Gefahr, welche das Lesen der Tagespresse für Kinder bedeuten kann. Was sie unter Lokalem, Vermischtem und Gerichtlichem an Sensationsstoff bringt, das packt den reizlüsternen Leser um so mehr, als er sich sagen muß: dies ist nicht frei erfunden, sondern Wahrheit; solche Menschen gibt es wirklich, die das, was leise nur, ganz leise dein Inneres streift, selbst auszuführen wagen, Menschen, die jenseits stehn von Gut und Böse und nur durch ein Gesetz sich gebunden fühlen:

durch die Schranken ihres Mutes. Größe wird stets bewundert, auch wenn sie sich an schlechte Ziele knüpft: „Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ (Fiesko.) Und welches Aufsehen machen diese Unerschrockenen: die Zeitungen sind voll von ihren Taten, wochen-, monatelang, und wenn sie vor Gericht der Aburteilung harren, dann drängt sich die Gesellschaft aus den ersten Kreisen, voran die Damen, in die Säle, um äußerlich mit Abscheu, doch innerlich mit süßem Grausen den tapferen Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Rinaldiniromantik ins Moderne übertragen! Und doch sind selbst diese Gefahren der „großen Nationalvergiftung“, wie Hebbel das Zeitungswesen nennt, nicht so hoch anzuschlagen. Gab es weniger Mord und Totschlag damals, als Tagesblätter noch nicht in die versteckten Winkel des Reiches gelangten? Und wie sieht es in den Ländern aus, wo sich das Gros der niederen Volksschichten aus Analphabeten zusammensetzt? Die wahren Ursachen des Verbrechertums sitzen viel, viel tiefer: individuelle Veranlagung, soziale Not, Alkohol! Wovor soll eigentlich die Jugend alles geschützt werden? Multatulis kleiner Walter verschlang mit Entzücken die furchtbarsten Räubergeschichten vom tapferen Glorioso, fabrizierte blutgeschwängerte Gedichte und blieb doch ein schrecklich lieber, guter Junge. Nicht das scheint die wahre erzieherische Aufgabe zu sein, die jungen Leute krampfhaft von allem Rohen und Gemeinen fernzuhalten (im spätern Leben ist das doch unmöglich), sondern auf ihren Willen so zu wirken, daß sie das Niedere hassen und verachten lernen.

Braucht man also, wenn das Kind nur sonst gut erzogen wird, im Erlauben und Verbieten des Lesestoffes nicht gar zu enge Rücksicht walten lassen, so ist darum die Auswahl der Lektüre auch nicht zu unterschätzen. Denn „wenn die Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch“ (Jean Paul). Was das Kind in die Hände bekommt, soll seinem Wesen angepaßt sein.

Auch späterhin will die Jugend (wie der bildungsärmere Erwachsene) nicht ermüdende Belehrungen, noch langatmige Betrachtungen und Stimmungsbilder, sondern Handlung, nichts als Handlung — Leben, Bewegung, Taten! Psychologische Feinmalerei entlockt ihr Gähnen. Dagegen flotte Reiseabenteuer, Indianererzählungen, Helden-, Kampf- und Kriegsgeschichten, das ist so das Wahre, auch wohl Biographien großer Männer. Sie ermuntern, geben Frische und Schwung und beleben den Sinn für Mut, Entschlossenheit und Hilfsbereitschaft. Man schelte nicht auf die abenteuergespickten Bücher, sie können bei überzeugender und künstlerischer Darstellung für Willensschwache und Zaghafte heilsame Medizin sein. Gewiß, für den kleinen tatendurstigen Phantasten mit Ausreißergedanken passen die Erzählungen von Traum- und Wunderländern, von Piraten, Wüstenkarawanen und Büffeljagden nicht, da sind stillere Bücher am Platze. Aber so viel steht andererseits auch fest: nicht jene Phantasie ist die eigentlich gefährliche, die trunken vom goldenen Überfluß der Welt auf leichten Segeln des Gedankens hinausschweift in die Ferne, sondern jenes müde, nichtsnutzige Sichinsichselbstversenken, jene Grübelsucht, die nicht loskommt vom eigenen lieben Ich und hypochondrischen Selbstquälereien. „Mut verloren, alles verloren, da wäre es besser: nicht geboren!“

Was die Mädchen betrifft, so verschone man sie mit der beliebten seichten Backfischliteratur, die ihnen nur eine oberflächliche Idealwelt voll schokoladensüßer Sentimentalität ohne Kampf und Härte vormalt, sondern gebe ihnen gesundere, lebenstauglichere Kost, etwa die Werke von Rosegger, Stifter, Storm, Gustav Freytag [1]),

---

[1]) Es wird heutzutage eifrig daran gearbeitet, der Jugend einen gesunden und billigen Lesestoff zu verschaffen. Namentlich die deutsche Lehrerschaft nimmt sich dieser Aufgabe in rühmlicher Weise an. Ich verweise auf die Jugendschriftenwarte (Verlag von Wunderlich, Leipzig).

Die Hysterie.

Die Kinderhysterie gehört zu den heilbaren Krankheiten, muß aber frühzeitig und gleich am richtigen Ende angefaßt werden. Und dazu gehört als erstes: heraus mit dem Kinde aus der heimischen Umgebung! Denn nur ausnahmsweise bringt es die häusliche Behandlung zu einem Erfolg. Auch für vernünftige Eltern ist es sehr schwer, dem kleinen Patienten gegenüber die nötige Objektivität zu bewahren, ruhig und gelassen zu bleiben und die goldene Mittelstraße zwischen Verzärtelung und Härte einzuhalten. Gewöhnlich bildet das Kind daheim den Gegenstand besonderer Fürsorge und Verwöhnung, steigert daher seine Ansprüche, verlangt Rücksichten über Rücksichten, glänzt durch virtuose Launenhaftigkeit und übernimmt zu allem Überfluß von der Mutter, wenn sie selbst nervös und hysterisch ist, Eigenheiten und krankhafte Symptome. Der Hausdoktor kann allein auch nicht helfen, denn je bekannter er dem kleinen Kranken wird, um so mehr verblaßt der Nimbus, der ihn einst umschwebte.

Am besten befördert man also das Kind ins Krankenhaus oder ins Heilpädagogium, und die besorgte Mutter mag sich beruhigen: ihr Liebling überwindet trotz der emphatischen Abschiedsszene, trotz des wilden Schreiens und herzbrechenden Schluchzens die Trennung überraschend schnell. Ihn fesselt das Neue. Schon der Aufenthaltswechsel hat einen Umschwung zur Folge. Da tritt das Kind hinein in eine ihm fremde Welt, alles ist so eigenartig, ganz anders wie daheim — Haus und Saal und Bett und Essen und das ganze Drum und Dran und die Menschen anders, der Doktor, die Schwester, die Mitpatienten, seine kleinen Bettnachbarn. Und der Kranke fühlt zugleich: aller freundlichen Behandlung ungeachtet, hier ist er aus seiner Hauptrolle stark ins Nebenfach gedrängt, fast nur Nummer, eine von vielen. Er kommt sich bedeutend kleiner vor. Da wird nicht so viel Wesens um seine Krankheit gemacht, er wird nicht großartig bedauert, und niemand schwebt in Angst um sein süßes Leben. Er mag wollen oder nicht, das Regime gewinnt Macht über ihn. Er geniert sich fast vor seinen Mitkranken, und die Alfanzereien, die er getrieben, nehmen Abschied wie von selbst — zu seiner eigenen Verwunderung. Die Anfälle bleiben aus, der nervöse Husten legt sich, die Zuckungen verschwinden. Warum auch nicht? — keiner kümmert sich ja sonderlich darum; höchstens ein gelegentlich ruhig-teilnehmendes Wort: so, der Husten? nun, der hat nicht viel zu sagen, es wird schon besser damit werden! So siechen die Symptome dahin, die Luft taugt nicht für sie.

Bruns[1]) nennt diese Methode die der zweckbewußten Vernachlässigung. In den leichteren Fällen führt sie schon allein zur Genesung. Ihr zur Seite geht die offene oder maskierte Suggestivbehandlung. Der Arzt erklärt z. B. mit bestimmten Worten, die krankhafte Erscheinung, etwa der Krampf, werde von nun an nicht mehr wiederkehren, zieht auch Elektrizität, Wasserkuren, Medikamente, die Hypnose mit in den Bereich der Behandlung. Mitunter glückt es, das hysterische Symptom sozusagen auf den ersten Anhieb zum Verschwinden zu bringen: der Arzt bearbeitet z. B. ein gelähmtes Bein in energischer und für den Kranken nicht gerade wohltuender Weise mit dem elektrischen Pinsel und gibt dazu die Versicherung, die Lähmung werde jetzt, nach einer erfahrungsmäßig so wirksamen Prozedur behoben sein. Dieses „Überrumpelungsverfahren", um wieder einen Ausdruck von Bruns zu gebrauchen, soll das Kind gesund machen, gleichsam ehe es sich noch von seiner ersten Überraschung erholt hat, und muß deswegen ganz an den Beginn der Behandlung gesetzt werden. Bisweilen hilft es zauberhaft.

Hysterie ist eine psychische Krankheit, darum muß auch die Therapie vorwiegend psychisch sein. Mag sie sich nun durch Überredung und Überzeugung an Vernunft und Willen wenden, mag sie raschen Griffes unmittelbar das Gefühlsleben, die Hoffnung, die Erwartung, die Furcht zu packen suchen, auf seelische Wirkung kommt alles hinaus. Deshalb hat auch nicht jeder Arzt mit den gleichen Mitteln die gleichen Erfolge. Ebnet nicht Vertrauen oder Autoritätsglaube zuvor den Weg, so bringt seine Mühe nur Stückwerk fertig. Dem wissenschaftlich gebildeten Arzte wird daher oft der Pfuscher den Rang ablaufen, — hier blüht der Weizen der Naturdoktoren, Magnetopathen, Lehmpastoren und heilkundigen Schäfer. Das breite Publikum rennt dem Sensationellen und Ungewöhnlichen nach, und die ernste Wissenschaft, die sich schämt, das Horn der Reklame mitzublasen, steht trauernd beiseite mit gebundenen Händen.

Die sexuellen Anomalien.

Das beste Mittel für die Jugend, geschlechtlichen Anfechtungen vorzubeugen und zu widerstehen, ist die Ablenkung durch Arbeit oder Spiel. Nichts ist schrecklicher als ein willensschwaches Individuum, das Stunden über Stunden seinen häßlichen Phantasien nachhängt, unfähig, mit kräftigem Ruck die selbstgeschaffenen Fesseln zu zersprengen. Hat das Kind nur irgendwelche gesunde Interessen, seien es körperliche, seien es geistige, so halte man

[1]) Die Hysterie im Kindesalter. Marhold, Halle. 1906. 2. Aufl.

darauf, daß es mit ihnen die leeren Zeiten ausfüllt. Gerade die fortgesetzte Gedankenunzucht untergräbt das seelische und geistige Leben. Nicht der Einsamkeit nachgehen, Geselligkeit aufsuchen, den Müßiggang fliehen wie eine Krankheit, den Tag einteilen nach einem wohlgeregelten Stundenplan, schlüpfrige Lektüre meiden, — es sind im Grunde die alten Vorschriften, wie sie schon Rousseau vor hundertfünfzig Jahren gegeben.

Daß die populäre Aufklärungsliteratur im Stile von Retaus „Selbstbewahrung" viel mehr schadet als nützt, braucht nicht erst betont zu werden: man kann dem Masturbanten mit dem besten Gewissen versichern, daß die Onanie niemals Gehirnerweichung oder Rückenmarksentzündung nach sich zieht. Drohungen, Strafen, der Hinweis auf die Sünde und ihre Folgen mögen bei sittlichen Dickhäutern am Platze sein, feinfühlige Kinder aber sollen aufgerichtet und nicht noch tiefer gebeugt werden. Man schnüffle auch nicht viel herum nach dem „geheimen Laster", und hat man einmal eine Entdeckung gemacht, so übergehe man sie mit Stillschweigen, statt sie an die große Glocke zu hängen.

Was sonst noch gegen die Masturbation empfohlen wird — mäßige Lebensweise, Abhärtung, gymnastische Übungen —, hilft hauptsächlich durch die Aufrüttelung des Willens, zum Teil auch durch Gedankenablenkung. Abends sollen die Kinder müde ins Bett gehen und morgens gleich nach dem Erwachen aufstehen, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommen — ein Rat, der sich freilich nicht immer, namentlich nicht in Instituten, wo der Tageslauf nach der Schnur geregelt sein muß, verwirklichen läßt. Medikamente, die die geschlechtliche Erregbarkeit herabsetzen sollen, leisten sehr wenig, verbieten sich auch schon dadurch, daß sie nur vorübergehend angewandt werden können. Nicht immer nutzlos dagegen in der Hand des Arztes ist die hypnotische Behandlung. Daß die Geschlechtsteile rein gehalten, eine etwaige Phimose (Verengerung der Vorhaut) operiert werden soll, versteht sich von selbst. Gegenseitige Onanie verhindert nur eins: Wachsamkeit! Ein sittlich minderwertiges Kind kann eine ganze Klasse verführen!

Dem vorzeitigen Erwachen des Geschlechtstriebes vorzubeugen, wird meist nicht möglich sein, denn geschlechtliche Anreizungen treten, selbst wenn man den Freudschen Standpunkt nicht teilt, allen Kindern entgegen, und der Funke entzündet sich, wo wir es gar nicht vermuten. Ein unbedeutendes Erlebnis kann zur Quelle leiser oder lauter sexueller Regung werden, eine Liebkosung, ein paar Schläge aufs Gesäß, eine zufällige intime Berührung; ein Bild, ein Wort weckt dumpfe, scheue Ahnungen. Es bleibt uns also nur gegeben, die offen zutage liegenden Schädlichkeiten fernzuhalten, so gut wir es vermögen, — Umgang mit verderbten Mitschülern, unsaubere Lektüre, zweideutige Vorführungen im Theater oder Kinematographen. Kinder aus niederen Bevölkerungsschichten sind oft übel dran. Was für Szenen erleben sie manchmal in den engen Wohnungen, wo beiderlei Geschlechter derselben und fremder Familie in einem Raum zusammen kampieren,

und wie früh naht sich ihnen die Verführung! Agahd[1]) veröffentlicht folgenden „Notschrei eines zwölfjährigen Kindes“: „Wir haben zwei Schlafmädchen und einen Schlafburschen. Ich kann ja alle die Redensarten und Gemeinheiten nicht mehr mit anhören und ansehen. Unser Vater sagt, er möchte sie schon rausschmeißen, aber dann kann er ja nicht die Miete bezahlen.“

Wenn sexuelle Verfehlungen nicht noch häufiger vorkommen, als es jetzt schon der Fall ist, so verdankt die Jugend das den ihr innewohnenden natürlichen Schutzvorrichtungen, zunächst der geschlechtlichen Unreife, die es wohl zu einer Art Neugier, aber nicht zu tieferem Interesse bringt, und dann dem Schamgefühl, das sich instinktiv gegen unanständige Zumutungen auflehnt. Was die erste der beiden Schutzwehren betrifft, so finden selbst ältere Kinder keinen Geschmack an lasziven Geschichten und gehen an fragwürdigen Stellen kühlen Herzens vorüber, ja dichten sie wohl gar poetisch um. „Was wir in Welt und Menschen lesen, ist nur der eigne Widerschein!“ Der Sekundaner würde der Lady Milford, die sich so unbeschreiblich edel benimmt, ohne Zaudern die Tugendrose überreichen, obgleich er dunkel ahnt, daß der Beruf dieser Dame nicht über alle Zweifel erhaben ist. Und die Landjugend sieht den Begattungsakten der Zuchttiere ohne große Aufregung zu. Auch die „Aufklärungen der Gosse“ hören die meisten Kinder mit innerer Gelassenheit an trotz der sachverständigen und interessierten Miene, die sie sich aus Furcht vor Blamage aufsetzen. Die sittlich Verkommenen, die sexuell Überempfindlichen und die Hypochonder bilden ja noch die Minderheit auf Deutschlands Schulen.

Die zweite Schutzwehr ist das Schamgefühl. Über dem Sexuellen liegt der Schleier des Geheimnisvollen, und eine natürliche Scheu hält das wohlgeartete Kind davon ab, ihn zu weit zu lüften — auch in den Jahren, wo es an das Storchenmärchen schon längst nicht mehr glaubt. Rührt es einmal an das heikle Thema, so läßt es sich leicht beschwichtigen. Es fühlt: hier liegt ein Etwas verborgen, an dem du still vorübergehen sollst, ein Heiliges, ein Mysterium. Dieses keusche Empfinden sollte der Erwachsene bei Kindern nicht bloß achten, sondern pflegen und hegen. Nach der geschlechtlichen Entwicklung ist aber Aufklärung dringend geboten, da ein Mangel solcher für junge Leute beiderlei Geschlechtes von den schädlichsten Folgen sein kann. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Mädchen in geschlechtlichen Verkehr treten, die von dessen physiologischen Folgen nur eine dunkle Ahnung und von Geschlechtskrankheiten nicht die geringste Kenntnis besitzen. Für

[1]) In dem vom Dürerbund herausgegebenen „Am Lebensquell. Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung“. Köhler, Dresden. 1909.

die rechtzeitige Aufklärung tritt insbesondere auch Peters[1]) ein, und zwar habe diese durch die Eltern zu erfolgen, daneben aber die Schule bei der praktischen Durchführung der sexualpädagogischen Forderungen wichtige Aufgaben zu erfüllen.

Die Aufklärung der sexuellen Zwangsgrübler und Angsthasen bringt freilich nicht viel Erfolg, obgleich man um die Belehrung schlecht herumkommt. Fürs erste sind sie beruhigt, aber bald haben sie wieder was auf dem Herzen. Ein ungelöster Rest bleibt immer. Auf jedes törichte Geschwätz, das sie gelegentlich anhören, fallen sie herein, machen es zum Ausgangspunkt wichtiger und geheimnisvoller Überlegungen, und hat man sie heute von einer Dummheit losgeeist, so kommen sie morgen mit einer zweiten und dritten; sind diese dann erledigt, so geht es mit den alten Lamentationen, nur in etwas anderer Aufmachung, von frischem los. Die Hypnose und die Freudsche analytische Methode kann da in einzelnen Fällen gute Dienste leisten.

Bei jugendlichen Schwachsinnigen kann die Aufklärung wegen der sittlichen und sozialen Folgen notwendig werden, denn mancher Bursche, der sich „nichts dabei gedacht“ oder der geglaubt, eine zwar häßliche, aber nicht gesetzlich strafwürdige Handlung zu begehen, ist schon wegen Notzuchtsverbrechen bestraft, manches Mädchen in ihrer Unerfahrenheit geschwängert worden. Wertvoller freilich als die Belehrung, die vielleicht erst unbekannte Lüste anfacht und die Neugier reizt, ist auch hier die Erziehung zum sittlichen Wollen von Kindheit an.

Das eingeborene perverse Geschlechtsempfinden läßt sich, wenn nur einigermaßen ausgeprägt, nicht in ein normales umwandeln. Die angeblichen Erfolge der Hypnose bedürfen sehr der Nachprüfung. Wohl aber kann man leichte Ansätze zum Unnatürlichen ersticken, indem man z. B. Homosexuelle in geselligen Verkehr mit dem anderen Geschlecht bringt und die Betätigung auffallender Neigungen, etwa das Kleidertragen bei Knaben, nicht duldet. Bei Kindern, die körperlichen Züchtigungen eine seltsame Bereitwilligkeit entgegenbringen, sei man vorsichtig, — eine bloße Schrulle ist diese Vorliebe sicher nicht!

Soziale Fürsorge.

Um einen Einblick in den Umfang der Aufgaben zu gewinnen, welche der sozialen Fürsorge gestellt sind, wäre eine genauere Kenntnis der Zahl abnormer Kinder erforderlich. Bisher hat sich

[1]) Peters, E., Das geschlechtliche Problem in der Jugenderziehung. Berlin-Steglitz, Verlag Kraft und Schönheit.

die Menge der Psychopathen jeder Berechnung entzogen, weil die unsichere Begrenzung dieser Gruppe keine Bestimmung zuließ. Dementsprechend hat der Ende 1918 gegründete Deutsche Verein für Psychopathenfürsorge es als eine seiner ersten Aufgaben erkannt, nach einer festen Umgrenzung des Begriffes Psychopathie und einer zahlenmäßigen Bestimmung psychopathischer Kinder zu streben. Etwas besser ist es um die Ermittlung der Schwachsinnigen bestellt, wenigstens der schulpflichtigen. Überträgt man die Zahl der Hilfsschüler und Hilfsschulbedürftigen, wie sie in einzelnen ländlichen und städtischen Bezirken festgestellt worden ist, mitsamt der der Insassen der Idiotenanstalten im Alter von 6 bis 14 auf das ganze Deutschland, so kommen mindestens auf 200 Kinder 3 schwachsinnige, das ergibt bei rund 12 Millionen Schulpflichtigen die Ziffer von 180000. Hierbei ist von 17—18000 epileptischen schulpflichtigen Kindern nur etwa die Hälfte als schwachsinnig in die obigen Zahlen einbezogen worden. Diese Schätzung stimmt übrigens mit dem Resultat amtlicher Erhebungen, die die Schweiz im Jahre 1897 vorgenommen hat, ziemlich gut überein: dort waren von 479254 in schulpflichtigem Alter stehenden Kindern 5052 mit Schwachsinn geringeren Grades, 2015 mit Schwachsinn höheren Grades behaftet[1]). Das würde 1,6 Prozent ergeben, also ungefähr dieselbe Ziffer, wie wir sie für Deutschland gefunden haben.

Nun wachsen die Kinder heran, und wenn auch die Prozentzahl der Schwachsinnigen im höheren Lebensalter etwas abnimmt, weil die tiefstehenden, idiotischen Kinder verhältnismäßig früh wegsterben, und wenn ferner ein großer Teil der Schwachbegabten sich späterhin mit einiger Mühe durchs Leben hilft, so bleiben doch noch viele Tausende übrig, die ohne Führung zugrunde gehen würden. Sie müssen geschützt und gestützt werden — geschützt vor Verwahrlosung, Verspottung, Mißhandlung und Ausbeutung, und gestützt, damit sie zu möglichster wirtschaftlicher Selbständigkeit gelangen, eine Forderung, die nicht weniger in ihrem eigenen Interesse als in dem der Gesellschaft liegt. Denn die unausgebildeten Schwachsinnigen bürden der Allgemeinheit dauernde finanzielle Lasten auf, und die unerzogenen bilden nur zu oft durch ihre sittliche Haltlosigkeit eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit.

1. Anstaltsunterbringung.

Vor allem wollen wir uns darüber klar werden, welcher Anstalten es überhaupt zur Unterbringung anomaler Kinder bedarf. Bei der Mannigfaltigkeit der Formen, welche durch die Verschiedenheit der

[1]) Kirmsse, Bericht über die 7. Konf. für das Idiotenwesen in der Schweiz. Zeitschr. f. d. Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns. III. Bd. S. 508.

Störungen sowie die großen Unterschiede in der intellektuellen und moralischen Entwicklung gegeben sind, ist es undenkbar, alle der Verwahrung bedürftigen Kinder eines größeren Kreises in einer Anstalt zusammenzutun. Vielmehr ist es erforderlich, verschiedene Anstalten zu gründen, welche dem Materiale entsprechend bestimmte Aufgaben zu erfüllen haben. Es ist klar, daß wenn verschiedene Anstalten zur Unterbringung besonders gearteter Kinder verfügbar sind, es wieder einer Stelle bedarf, an der mindestens in unklaren Fällen die Wahl der richtigen Anstalt getroffen wird, da sonst das ärgerliche Vorkommnis eintritt, daß ein Kind von Anstalt zu Anstalt geschoben wird, bis es an den geeigneten Platz gelangt. Von den die Unterbringung vollziehenden Behörden ist es nicht zu verlangen, daß sie von sich aus die Wahl des Ortes treffen, da hierzu außer der Kenntnis von Akten die Würdigung der Individualität des Zöglings gehört. Am einfachsten liegt der Fall, wenn es sich um Schwachsinn handelt, der schon in der Schule festgestellt werden kann. Aber wir haben oben schon gesehen, daß der Schwachsinn häufig durch moralische Abartung oder andere psychische Störungen kompliziert ist. Schon in diesem Falle ist die Unterbringung nicht leicht, aber noch schwieriger ist es, für Psychopathen oder geisteskranke Kinder eine geeignete Unterbringungsstätte zu finden. Um die richtige Wahl des Ortes zu treffen, muß ein solches Kind ärztlich untersucht werden, damit sein körperlicher und geistiger Zustand sowie seine intellektuellen und moralischen Anlagen festgestellt werden. Bei der Schwerigkeit dieser Aufgabe, deren Lösung zudem genaue Kenntnis der Vorgeschichte der hereditären Verhältnisse und der Milieueinflüsse voraussetzt, wurde die Gründung von Beobachtungsanstalten vorgeschlagen, in denen in erster Linie Ärzte, die über die einschlägigen Kenntnisse verfügen, tätig sind. Es ist dies gewiß eine ideale Lösung der Frage, nur schließt sie einen gewissen Aufwand ein, der nicht immer zur Verfügung stehen dürfte. Billiger und für die meisten Fälle ausreichend ist die Einrichtung von Polikliniken zu diesem Zwecke, da es einem entsprechend erfahrenen Arzte bei Kenntnis der Vorgeschichte nach ein- oder mehrmaliger Untersuchung des Kindes gelingt, seine geistige Artung in genügender Genauigkeit zu erkennen; zudem ist auf diese Weise auch Eltern die Möglichkeit geboten, sich hier von fachmännischer Seite geeigneten Rat zu holen. Eine ähnliche Einrichtung — allerdings ohne ärztliche Beteiligung — hat schon vor Jahren ein Amtsrichter in Frankfurt getroffen und so bei Kindern, die der Verwahrlosung nahestanden, Erfolge erzielt[1]).

[1]) Über Erfolge einer heilpädagogischen Sprechstunde in Berlin berichtet Fuchs 1916. Der Fürsorgeverband Leipzig hat eine ärztliche, die von Gregor geleitet wird, 1918 begründet.

Welches sind nun die Anstalten, die anomale Kinder und Jugendliche zur Erziehung und Behandlung aufnehmen sollen? Am bekanntesten, daher an erster Stelle zu nennen, sind die Schwachsinnigenanstalten zur Unterbringung idiotischer und leichter schwachsinniger Kinder. Eine derartige Anstalt muß zweckmäßigerweise in viele Abteilungen gegliedert sein, teils um Geschlechts- und Altersunterschieden, teils um den verschiedenen Graden geistiger Schwäche zu entsprechen, aber auch um harmlose von asozialen Elementen zu trennen, damit nicht gutgeartete Kinder durch stete Berührung schlechten Einflüssen ausgesetzt werden.

Wir verdanken Kirmsse genauere Angaben über den augenblicklichen Stand der Versorgung Schwachsinniger in Anstalten[1]). Ende 1910 gab es „im Deutschen Reich, soweit sie bekannt geworden sind, 226 Anstalten, die zum größeren Teile ganz, zum kleineren Teile durch angegliederte Abteilungen den Geistesschwachen dienen; sie beherbergen 34 404 Insassen, Schwachsinnige und Epileptische in allen Lebensaltern. Davon sind 166 reine Schwachsinnigen- und Epileptikeranstalten, 60 nur besondere Abteilungen an Anstalten für Normale usw. Von diesen 226 Anstalten waren 124 Wohltätigkeits-, 13 Staats-, 21 Provinzial-, 5 Kreis-, 7 Stadt-, 4 Pfarrgemeinde- und 52 Privatinstitute".

Durch das Gesetz vom 11. Juli 1891 sind in Preußen die provinziellen Landarmenverbände „zur Bewahrung, Kur und Pflege" der Geisteskranken, Idioten und Epileptiker „in geeigneten Anstalten" verpflichtet. Nur wenige dieser Kommunalverbände haben ihre hilfsbedürftigen schwachsinnigen Kinder in eigenen, unter ärztlicher Leitung stehenden Anstalten untergebracht, die Mehrzahl überweist sie nach wie vor Privatinstituten, vor allem kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden, wenn die in Anspruch genommenen fremden Anstalten wirklich alle als „geeignet" bezeichnet werden könnten, d. h. in bezug auf sanitäre Vorkehrungen, zweckmäßige Schuleinrichtungen und besonders auf ärztlichen Einfluß billigen Anforderungen entsprächen. Das ist jedoch keineswegs immer der Fall. Es ist früher schon auseinandergesetzt worden, warum zur Leitung der Idiotenanstalten in erster Linie die Ärzte berufen sind, und wir haben den Satz aufgestellt: Erziehungsinstitute den Pädagogen, Kranken- und Irrenanstalten den Medizinern! Wie es aber in dieser Hinsicht bestellt ist, lehrt Kirmsses Statistik: nur an 34 von den 226 Anstalten, also nur in 15 Prozent, hat ein Arzt die Oberleitung, an 74 Theologen (sind sie alle wenigstens pädagogisch vorgebildet?), an 72 Pädagogen, an 13 Brüder und Diakone, an 21 Diakonissen und Karitasschwestern, an 17 andere Personen. Hier liegt eine nicht wohl zu rechtfertigende Inkonsequenz der preußischen Ministerialerlasse vor, die für die Irrenanstalten der Erwachsenen psychiatrische Leitung (sofern es sich nicht um rein wirtschaftliche Angelegenheiten handelt) verlangen, nicht aber für die Irrenanstalten der Kinder.

Von den jugendlichen Anstaltsinsassen besuchen insgesamt 8350 (5100 Knaben und 3250 Mädchen) die Schule, mit Einschluß der Fortbildungsschule.

Die Größe und Belegungsmöglichkeit der Idiotenanstalten schwankt recht erheblich. Da gibt es Miniaturanstalten mit vier oder fünf Insassen und andererseits Riesenbauten mit Hunderten von Kindern. Beides hat seine Vorteile und seine Nachteile. Die Annehmlichkeit der kleinen Anstalten beruht auf ihrem familiären Charakter. Zwang und Schablone machen sich nicht so fühlbar, der Ton des Ganzen heimelt mehr an, und der Leiter lernt überdies jedes der Kinder genauer kennen. Diesen Vorzügen

---

[1]) Zeitschr. f. d. Behandlung Schwachsinniger (ehem. Schrötersche Zeitschrift). März-April 1911.

stehen aber verschiedene Mißstände gegenüber, nämlich die Schwierigkeit der Erteilung von Schulunterricht, der ärztlichen Versorgung und Beschäftigungsgelegenheit.

Aus diesem Grunde erscheinen uns die Anstalten von größerem Umfang für ihren Zweck geeigneter. Es lassen sich ja auch die Vorteile der kleinen mit denen der großen bis zu einem gewissen Grade verbinden, wenn man Gemeinschaftsgruppen, jede unter einem eigenen Erziehungspersonal und womöglich in besonderem Hause mit besonderer Wirtschaftsführung, bildet, was sich allerdings teurer stellt als das System mit ökonomischem Zentralbetrieb. Schließlich braucht doch der Arzt und Leiter nicht in jedem Augenblick um das Kind zu sein. Professor Alt schlägt vor[1]), die Idiotenanstalten als selbständige Gebilde überhaupt fallen zu lassen und die minderjährigen Kranken mit den erwachsenen in ein und derselben Irrenheil- und -pflegeanstalt, natürlich in getrennten Pavillons, zu vereinen. Dieser Vorschlag hat sehr viel für sich (schon weil die Jugendlichen damit alle in ärztliche Hände gelangen würden), nur müßte sich die Angliederung der Jugendabteilungen auf eine oder, bei zu großer Kinderzahl, auf zwei Irrenanstalten innerhalb einer Provinz oder eines entsprechend großen Bezirkes beschränken, weil sonst die Generalunkosten (für den Schulbetrieb usw.) zu sehr anschwellen würden. In der Provinz Posen ist dieses System durchgeführt und hat sich bewährt: in der Anstalt Kosten sind etwa 100 jugendliche, d. h. unter 16 Jahre alte Schwachsinnige, Geisteskranke und Epileptische untergebracht, zusammen mit 600 Erwachsenen. Dabei wird die Trennung der Alten und Jungen, wenigstens der Halbjungen, in den einzelnen Pavillons gar nicht einmal mit besonderer Strenge innegehalten; manche der moralisch defekten schulentlassenen Knaben und Mädchen bringt man aus der Gesellschaft der besser gearteten Kinder, die durch sie nur verdorben werden, fort und gibt sie zu den Erwachsenen, vor denen sie Respekt haben. Nach Absolvierung der Schule bietet sich den Jugendlichen die schönste Gelegenheit, sich in Haus und Feld und Werkstatt auf ihren zukünftigen Beruf vorzubereiten. Und die geistig Tiefstehenden, die nie ins Leben draußen zurückkehren werden, gleiten sozusagen lautlos in die Abteilungen der Erwachsenen hinüber, um dort ihr dauerndes Asyl zu finden.

Ferner bedürfen wir Anstalten für Kinder und Jugendliche, die nicht schwachsinnig und auch nicht geisteskrank oder schwerer psychopathisch, die aber moralisch entartet sind. Hier muß ebenfalls in der Anlage der Anstalt neben Alters- und Geschlechtsunterschieden auf die moralische Entwicklung in dem Sinne Rücksicht genommen werden, daß asoziale Elemente von moralisch schwachen getrennt, d. h. in eigenen Abteilungen oder Häusern untergebracht werden können. An unsere früher besprochene Einteilung anknüpfend, müssen wir für Asoziale, also für Fälle von Moral insanity, besondere Abteilungen verlangen, während im übrigen eine gemeinsame Erziehung der auf verschiedener Stufe moralischer Entwicklung stehenden Zöglinge, der völlig Gesunden und leicht Abnormen, erfolgen kann.

Wie Anstalten für Schwachsinnige wurden auch Erziehungsanstalten in verschiedener Größe gegründet. Auch hier sind die kleinen Anstalten größeren gegenüber im Nachteil, da es ihnen an der eigenen Schule und genügenden Mitteln zur Ausbildung der Zöglinge fehlt. Bei der Frage nach der ärztlichen Versorgung

[1]) Allg. Zeitschrift für Psychiatrie. 1909. S. 437.

ist zu bedenken, daß ein großer Teil dieser Zöglinge psychisch nicht völlig normal ist, sind doch bis über 60% aller Verwahrlosten als pathologisch veranlagt erkannt worden. Die Aufgabe eines Arztes liegt nicht allein in der Untersuchung der Zöglinge und der Behandlung ihrer gelegentlichen Störungen, sondern auch darin, das Verständnis des Personals und der Lehrer für psychische Anomalien zu wecken und zu erhalten.

Eine derartige Erziehungsanstalt wird im Laufe der Zeit einen einheitlichen Zuschnitt gewinnen und nach einem bestimmten System arbeiten, denn was sie füglich anstreben kann und muß, ist nicht, Höchstleistungen zu erzielen, sondern aus den moralisch Defekten immerhin noch brauchbare Durchschnittsmenschen zu bilden. Dies ist dadurch zu erreichen, daß für den Anfang alle schädlichen Reize von dem zu Entgleisungen neigenden Zögling abgehalten werden, und er keinerlei Gelegenheit findet, auszuarten. Natürlich ist dieses Ziel nicht durch mechanische Beschränkung, hohe Mauern und Zellen zu erreichen, die nicht nur wertlos, sondern auch unmenschlich sind, vielmehr muß geeignete Überwachung durch geschultes Personal erfolgen. Die folgende Stufe bilden Gewöhnung an eine streng geregelte Lebensweise und regelmäßige Arbeit. Damit ist ein durchaus einheitliches System gegeben, welches der allgemeinen Erziehungsanstalt nicht gestattet, Differenzen zu entsprechen, die durch eine besondere psychische Konstitution gegeben sind, also in weitergehendem Maße individualisierend zu erziehen. Und doch gibt es eine große Menge von Kindern und Jugendlichen, die nur durch eine ihrer Natur besonders angepaßte Erziehung gefördert werden können. Es sind dies in erster Linie jene Fälle, bei denen stärkere psychische Anomalien vorliegen und wo die moralische Abartung und Verwahrlosung auf einer solchen pathologischen Konstitution beruht. Hier wird bei der Erziehung die seelische Anomalie stets im Auge zu behalten und ihre Behandlung ein Hauptziel des Anstaltsaufenthaltes sein. Eine solche Anstalt muß zweckmäßigerweise in kleine Abteilungen gegliedert sein und über ein besonders geschultes Personal verfügen. Auch muß sie von einem fachmännischen Arzt ständig beraten werden oder unter der Leitung eines solchen stehen. Wir bezeichnen eine solche Erziehungsanstalt, die vorwiegend mit stärker pathologisch veranlagtem Materiale arbeitet und dieses unter Berücksichtigung der krankhaften Anlage und individualisierend zu erziehen sucht, als Heilerziehungsanstalt.

Endlich muß man an die Gründung von Stätten denken für Kinder und Jugendliche, welche an leichter, d. h. heilbarer Geistesstörung oder an einer milden Form einer schwereren Geistes-

krankheit, wie es oft bei der Dementia praecox der Fall ist, leiden, oder bei denen ein schwereres Nervenleiden vorliegt, das an der Grenze von Geisteskrankheit steht. Bei derartigen Zuständen fehlt es für Minderbemittelte noch stark an Orten, wo die Heilbehandlung durchgeführt werden kann. Die Krankenhäuser für körperlich Kranke sind durch ihren eigentlichen Zweck meist ganz in Anspruch genommen und verfügen weder über Ärzte noch über Pfleger, die in dieser Hinsicht fachlich gebildet sind. Irrenanstalten und Kliniken sind meist für schwerere Formen geistiger Störung, namentlich aber auf die Behandlung Erwachsener zugeschnitten, und in diese Umgebung passen Kinder und Jugendliche auf die Dauer ganz und gar nicht. Das Moment der Erziehung, das in der Rekonvaleszenz bereits anklingen sollte, geht dort völlig verloren. Auch Fürsorgeanstalten sind nicht der richtige Ort, da diese Zustände nichts unmittelbar mit der Verwahrlosung zu tun haben, und eine Vermengung mit solche Zöglingen gefährlich werden könnte. Außerdem hätte eine derartige Stätte noch dazu zu dienen, Ärzte, Lehrer und Pfleger für die besonderen Aufgaben der Jugendfürsorge heranzubilden.

Die Wichtigkeit dieser Frage beweist ein Artikel von Ziehen[1]), der die Forderung enthält, daß an jeder Universität regelmäßig Vorlesungen über Psychopathie bei Jugendlichen gelesen werden. Wie zeitgemäß diese Frage ist, läßt schon der Umstand erkennen, daß in der gleichen Nummer derselben Zeitschrift, in welcher Ziehen seinen Gedanken entwickelt, auch zum ersten Male die Gründung einer Jugendklinik[2]) angeregt wird, mit welchem Namen wir das eben besprochene Institut bezeichnen wollen. Von äußeren Umständen dürfte es abhängen, ob sie als selbständiges Gebilde arbeitet, oder an eine Klinik, Irren- oder Erziehungsanstalt angegliedert wird. Zweckmäßig erscheint jedenfalls die Verbindung mit einer Poliklinik für nervenkranke Kinder und Jugendliche.

Daß es sich in dieser Darlegung nicht um theoretische Konstruktionen handelt, wird klar, wenn man die Wege verfolgt, auf denen ein bestimmter, fortschrittlich gesinnter Fürsorgeverband die ihm gestellten Aufgaben praktisch zu lösen bestrebt ist. Der Fürsorgeverband der Kreishauptmannschaft Leipzig verfügt seit Jahren über die ländlich gelegene Erziehungsanstalt Mittweida, die gegen 400 Zöglinge umfaßt. Sie ist in Pavillonsystem angelegt, besitzt umfangreiche Werkstätten, Gutsbetrieb, Gärtnerei usw. 1913 wurde in Leipzig das Heilerziehungsheim Kleinmeusdorf eröffnet, das Ende 1918 220 Zöglinge beherbergte. Es zerfällt in je eine ärztlich geleitete Beobachtungsstation für Knaben

---

[1]) Ziehen, Th., Vorlesungen über psychopathische Konstitutionen an den Universitäten. Die Jugendfürsorge. XIII. Jahr., Nr. 11. 1918.

[2]) Gregor, A., Zur systematischen Gestaltung der Erziehung Verwahrloster: Die poliklinische Untersuchung, Klinik für Jugendliche, Heil- und Erziehungsanstalt. Die Jugendfürsorge. XIII. Jahrg. Nr. 11. 1918.

und Mädchen und sechs Erziehungsabteilungen, besitzt eine eigene Schule, Werkstättenbetrieb, ein Gut, eine Gärtnerei und eine Wäscherei. Mit Rücksicht auf die ärztliche Versorgung und die Einfachheit der Unterbringung geisteskranker Zöglinge wurde die Nachbarschaft der Heilanstalt Dösen gewählt. Die weitere Erfahrung am Heilerziehungsheim und an einer für nervöse Kinder und Jugendliche gegründeten Poliklinik hat gezeigt, daß ein Bedürfnis nach einer Jugendklinik besteht. Diesem wird in Leipzig durch Eröffnung einer Jugendabteilung in der Heilanstalt Dösen entsprochen werden. Eine derartige Lösung, die bei der Unmöglichkeit eines Neubaues am nächsten liegt, erscheint nicht ganz einwandfrei, da die Jugendklinik mit Rücksicht auf psychisch nicht gestörte und nicht verwahrloste Kinder in einer größeren räumlichen Trennung von Fürsorge- und Irrenanstalt zu denken ist.

2. Familienversorgung.

Nur ein Bruchteil der Schwachsinnigen ist in Anstalten untergebracht, — wer sorgt dafür, daß der größere Rest draußen in eigener oder fremder Familie nicht verwahrlost, sondern zu seinem Rechte kommt? Auf dem Lande, wo jeder Dorfbewohner den andern kennt, verhindert diese natürliche Kontrolle manche Schäden. Andererseits fehlt es hier fast ganz an jener organisierten Wohlfahrtspflege, wie sie den Kindern in den großen Städten zugute kommt. Am meisten Bedauern verdienen die Unehelichen, und es ist kein Zufall, daß unter den Fürsorgezöglingen ein gutes Dritteil seinen Vater nicht kennt. Auch den Waisen und Halbwaisen geht es oft recht schlecht, wenn sich Vormund und Waisenrat nicht kräftig ihrer annehmen.

In Preußen sind die Kreisärzte verpflichtet, den in fremden Familien untergebrachten Geisteskranken, Epileptikern und Idioten ihre Aufmerksamkeit zu widmen, um Übelständen vorzubeugen oder abzuhelfen. Aber schließlich können sie sich doch nur um die bekümmern, die ihnen bekannt, d. h. von der Ortsbehörde amtlich gemeldet sind. Und was läßt sich von einem gelegentlichen Besuch, kaum alle Jahr einmal, erwarten? Auch erstreckt sich die Kontrolle nicht auf die in den eigenen Familien sicher oft ebenso miserabel verpflegten Geistesschwachen. Bei leichteren Anomalien bildet die an vielen Orten trefflich organisierte Schutzaufsicht ein wirksames Mittel, der Entwicklung von Verwahrlosung entgegen zu treten.

Eine Art Übergang von der Bevormundung durch die Anstaltsbehandlung zur Selbständigkeit bildet die organisierte Familienpflege Geisteskranker, die zwar in Deutschland schon seit langem bekannt ist, aber erst in den letzten beiden Jahrzehnten größere Ausdehnung gewonnen hat. Das System besteht darin, daß Kranke, die der Anstaltsbehandlung nicht mehr bedürfen und doch nicht fähig sind, sich selbst ihr Brot zu erwerben, gegen Vergütung in

einer Familie untergebracht werden, jedoch (und das ist das Charakteristische) unter dauernder irrenärztlicher Kontrolle; darum wird die Familienpflege gewöhnlich auch in Ortschaften eingerichtet, die nicht weit von einer großen, den Überwachungsdienst leitenden Anstalt gelegen sind.

Für die Kranken ist diese Art der Versorgung eine große Wohltat. Je ein bis drei Pfleglinge wohnen mit den Familien zusammen und „teilen (wie Alt sich ausdrückt)[1]) mit ihnen das ganze Leben, Leid und Freud, Arbeit und Gottesdienst". Sie sind dem Zwang, den alles Anstaltsleben nun einmal mit sich bringt, entrückt und genießen die Annehmlichkeit des Familienanschlusses. Verschlimmert sich ihr Zustand, so können sie jederzeit ohne lange Formalitäten in die Anstalt zurückversetzt werden; andererseits stellt die Familienpflege den ersten Schritt auf dem Wege in die völlige Freiheit dar. „Unter den 365 Kranken, die im Zusammenhang mit der Anstalt Uchtspringe Ende August 1908 in Familienpflege untergebracht waren, waren 234 jugendliche Defektzustände, Schwachsinnige und Idioten. Die Familienpflege, in welcher diese Kranken untergebracht sind, ist zum Teil an die Anstalt Uchtspringe selbst, zum Teil an die Filiale Gardelegen angegliedert. Die in der Nähe der Uchtspringer Anstalt familial verpflegten Geistesschwachen besuchen von dort aus die Anstaltswerkstätten und die Anstaltsschule. Die Epileptiker haben sich auch im jugendlichen Alter als nicht besonders geeignet für die Familienpflege erwiesen. Alt macht den Vorschlag, daß die Jugendlichen zunächst eine ärztlich geleitete, mit guten Schuleinrichtungen versehene und mit Werkstätten ausgestattete Anstalt passieren, um von dort aus in Familienpflege überwiesen zu werden"[2]).

3. Die Fürsorge für die Schulpflichtigen und die Hilfsschule.

Trotzdem die erste deutsche Hilfsschule für schwachbegabte Kinder in Dresden schon im Jahre 1867 eingerichtet worden ist, hat die Bewegung erst in den letzten zwanzig Jahren rechten Aufschwung genommen. Heutzutage besitzen alle Großstädte und fast alle Mittelstädte ihre Hilfsschulen, während es freilich in den Kleinstädten und auf dem Lande mit der Versorgung der schwachen Schüler noch immer schlecht aussieht. In Deutschland hatten (nach Kirmsse) Ende 1910 270 Städte Hilfsschuleinrichtungen mit 25000 Schülern. Allerdings wird man die Zahl der wirklich Hilfsbedürftigen mindestens auf das Sechsfache, d. h. auf 150000 oder $1-1\frac{1}{2}$ Prozent der Volksschüler überhaupt berechnen müssen. Es bleibt also noch sehr viel zu tun übrig. Die Knaben sind an dem Besuch der Hilfsschulen stärker beteiligt als die Mädchen, nämlich im Verhältnis von 4:3 oder gar 3:2.

Wie alles Neue, so haben auch die Hilfsschulen die Zeit ihrer Anfechtung durchmachen müssen. Die Gegner wiesen darauf hin, das Kind werde in der Umgebung der anderen Schwachveranlagten versimpeln, weil der Antrieb durch die besseren Schüler

---

[1]) Über familiäre Irrenpflege. Marhold, Halle. 1898.

[2]) Zitiert nach Vogt, Über die Fürsorge, Pflege und Unterbringung Schwachsinniger. Zeitschr. f. d. Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns. 1909. S. 451.

fehle. Aber gerade das Gegenteil ist richtig: in der Hilfsschule lebt der Geistesschwache wieder auf, weil er sich nicht mehr durch das Bewußtsein seiner Unfähigkeit gelähmt fühlt, nicht vom Lehrer gescholten, von den Kameraden als Dummkopf verhöhnt wird, weil er nunmehr ein Gleicher unter Gleichen geworden ist. Er gewinnt Interesse an einem Unterricht, der seinem Können nichts Unmögliches mehr zumutet und bekommt wieder Selbstvertrauen. Der Lehrstoff ist weniger umfangreich, bietet aber doch einen gewissen Abschluß und wird natürlich viel gründlicher durchgearbeitet, als es in einer Normalschule der Fall sein könnte; auch hier wie in der Idiotenschule wird auf den Anschauungs- und Handfertigkeitsunterricht besonderes Gewicht gelegt. Die Beschränkung der Schülerzahl auf 12, 15, höchstens 20 Köpfe leistet für ein genügendes Individualisieren Gewähr. Das endgültige Lernziel mag etwa dem der Mittelstufe einer Volksschule entsprechen. Selbstverständlich kommt die Ausschaltung der Geistesschwachen auch der Normalschule zugute, denn die Schüler werden nicht beständig durch die Nachhinkenden im Weiterfortschreiten aufgehalten, und der Lehrer braucht seine Geduld nicht mehr an den unheilbar Begriffsstutzigen abzumühen.

Welche Kinder eignen sich für die Hilfsschulen? Nicht die scheinbar Schwachsinnigen, die durch mangelhafte Erziehung, durch Krankheiten und Körperschäden Zurückgehaltenen, sondern nur die wirklich Imbezillen und Debilen. Denn die Hilfsschule ist keine Nachhilfeschule, sondern eine Einrichtung für sich, mit anderem Lehrplan, anderer Lehrmethode und anderen Lehrzielen. Und da sie nur von echten Schwachsinnigen besucht wird, so müssen die Versuche, Hilfsschüler in die Normalschulen zurückzuversetzen, fast immer scheitern. Wo sie ausnahmsweise glücken, da hat man es gewöhnlich mit einem vorübergehend zurückgebliebenen Kinde zu tun, das gleichsam zu Unrecht in die Hilfsschule geraten war. Auf diese Verhältnisse muß man die Eltern von vornherein aufmerksam machen, um späteren Enttäuschungen vorzubeugen: wer in die Hilfsschule versetzt wird, der bleibt darin — und bleibt es in seinem eigenen Interesse. Dagegen sollten geistesschwache Kinder, die gleichzeitig sittlich schwer defekt sind, möglichst aus der Gemeinschaft der Schule ausgeschieden und einer Anstalt für Schwachsinnige zugewiesen werden, auch wenn sie intellektuell noch verhältnismäßig hochstehen. Es ist nötig, immer wieder auf diese so wichtige, ja wichtigste Forderung, die Ausschaltung der moralisch schlechten Elemente, hinzuweisen.

Die Versetzung eines Kindes aus der Volks- in die Hilfsschule geschieht auf Antrag des Klassenlehrers oder des Schulleiters, und zwar dann, wenn der Schüler nach längstens zwei Jahren das Ziel der Unterklasse nicht erreicht hat. Tritt der Schwachsinn von vornherein ganz klar zutage, so wird die Beobachtungszeit natürlich abgekürzt.

Die meisten Eltern lassen sich bald von dem Nutzen des Schulwechsels überzeugen. Aber nicht alle: es gibt auch solche, die Protest dagegen einlegen, daß ihr Sprößling nun die „Simpelschule“

besuchen soll. Ein geistesschwaches Kind ihr eigen zu nennen, erscheint ihnen despektierlich. Dann bleibt nichts übrig als der Zwang. Durch die Entscheidung des Preußischen Oberverwaltungsgerichtes vom 20. September 1904 ist die Hilfsschule als öffentliche Volksschule anerkannt worden, und „die Ortsschulbehörde ist an die elterliche Einwilligung nicht gebunden, vielmehr im Falle ihrer Versagung wohl befugt, den regelmäßigen Besuch der Hilfsschule durch die ihr zugewiesenen schulpflichtigen Kinder zwangsweise durchzusetzen".

Die Hilfsschullehrer entstammen fast alle den Kreisen der Volksschullehrer. Früher waren die Idiotenanstalten die einzigen Ausbildungsstätten Schwachsinniger, und der Unterricht lag vielfach, ja liegt jetzt noch großenteils in den Händen pädagogisch Ungeschulter. Heute wird mit Recht immer entschiedener auf die besondere Vorbildung der Lehrkräfte in Hilfs- und Idiotenschulen Gewicht gelegt. Zwar hat der Hilfsschullehrertag in Bremen 1905 fast einstimmig die Forderung einer staatlichen Fachprüfung, wie sie etwa von den Taubstummenlehrern verlangt wird, abgelehnt, dafür aber die Einrichtung von Kursen empfohlen, in denen die Lehrer theoretisch und praktisch mit allen einschlägigen Fragen bekannt gemacht werden sollen. Derartige Ausbildungskurse von der Dauer einiger Wochen sind denn auch in den letzten zehn Jahren mehrfach abgehalten worden; Hilfsschullehrer und Ärzte waren dabei als Dozenten tätig. Zweckmäßig wäre es, wenn schon in den Lehrerseminaren das Gebiet der jugendlichen Anomalien wenigstens gestreift würde.

Schulärzte sind fast an allen Hilfsschulen angestellt, — die Behörde dringt darauf, und mit gutem Grund. Natürlich müssen sie in erster Linie psychiatrisch vorgebildet und mit der Pathologie des kindlichen Seelenlebens vertraut sein. Ein Zwist mit dem Pädagogen um die Hegemonie kann kaum entstehen: selbstverständlich gebührt dem Lehrer in einer Schule, auch in einer Hilfsschule, das erste Wort. Der Arzt ist nur sein, wenn auch unentbehrlicher, Berater: er wirkt mit bei der Begutachtung der aufzunehmenden Kinder, überwacht den Gesundheitszustand in der Schule, stellt von Zeit zu Zeit Untersuchungen an, erteilt hygienische Ratschläge über Körper- und Geistespflege, ermahnt auch wohl die Eltern, ihre Kinder, wo es not tut und Zweck hat, einer ärztlichen Behandlung unterziehen zu lassen (die Behandlung selbst liegt ihm nicht ob), und spricht ein Wort mit, wenn es sich um die Berufswahl eines zur Entlassung kommenden Schülers handelt. Das sind seine Aufgaben, dagegen: Unterricht und Erziehung bleiben in Lehrers Hand!

An die Hilfsschule knüpft die soziale Fürsorge weiter an. Manche Städte gewähren den oft dürftig genährten, blassen, ärmlichen Kindern regelmäßiges Frühstück oder gar Mittagskost und geben ihnen in Kinderhorten (Internaten), die mit der Hilfsschule verbunden sind, auch außerhalb der Schulzeit tagsüber Unterkunft und Gelegenheit zum Ausruhen, zu Spiel und Beschäfti-

gung; erst abends gehen die Kinder nach Hause. Bei den meist recht weiten Entfernungen bis zur Hilfsschule (es gibt ja deren gewöhnlich nur eine oder einige wenige in der Großstadt) wirken die Internate segensreich schon durch diese Bewahrung der Schüler vor körperlicher Überanstrengung, aber ihre Hauptbedeutung liegt doch darin, daß sie die Kinder tagsüber dem schlimmen Einfluß des Straßenlebens und dem oft noch schlimmeren des Elternhauses entziehen. Die Horte und Internate bilden gleichsam einen, wenn auch nicht vollgültigen, Ersatz für die bislang den Unbemittelten noch nicht zugänglichen Erziehungsinstitute.

Leider stehen der Einrichtung von Hilfsschulen in kleinen Städten und auf dem Lande erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Der Bedürftigen sind an Zahl verhältnismäßig zu wenige: eine Schulgemeinde mit 500 Schülern kann nicht für die sechs oder sieben Kinder, die in Betracht kommen, eine Hilfsklasse mit eigener Lehrkraft gründen. Wenn sich aber auch mehrere Gemeinden zusammenschlössen, wo sollte die Schule ihren Platz finden? Bei dünn gesäter Bevölkerung wären die Wege für die Mehrzahl der Kinder viel zu weit. Als Behelf könnten Nachhilfestunden für die Schwachbegabten, die dafür an anderen Stunden natürlich nicht teilzunehmen brauchten, dienen; freilich müßte der Lehrer dann von der Sache auch etwas verstehen (und wieviel sind das?) und die Überstunden bezahlt erhalten. Vielfach wird kein anderer Ausweg bleiben, als Schwachbegabte, für die in Großstädten sicherlich Hilfsschulen- und Internatserziehung genügte, in Anstalten für Schwachsinnige zu schicken, und in der Tat, dieser Pflicht kann sich der Staat kaum entziehen, denn wenn er den Schulzwang gesetzlich eingeführt hat, so ist er auch gehalten, allen Schülern, die schwachbeanlagten einbegriffen, eine ihren Geisteskräften halbwegs angemessene Ausbildung zu vermitteln, und geht es nicht mit Hilfschulen, so muß er auf andere Weise Rat schaffen.

Obwohl es in den Vorschulen für die höheren Lehranstalten sicher nicht weniger Schwachbegabte gibt als in den Volksschulen, so fehlt es doch an entsprechenden Hilfsschuleinrichtungen. Nach Benda[1]) bringen es in Preußen nur etwa 60 Prozent aller höheren Schüler bis zum Einjährigen, davon noch die Mehrzahl in einem das Normale weit überragenden Alter. Früher vollzog sich der Werdegang dieser Schwachen in der Regel so, daß sie vom Gymnasium, wenn sie überhaupt bis dahin gelangten, zum Realgymnasium und von dort zur Realschule wanderten — oder auch in eine Presse. Heutzutage, wo die oberen Schulen entsprechend der annähernd gleichen Berechtigung auch ziemlich gleiche Anforderungen stellen, kommen die Drillinstitute etwas schneller an die Reihe.

Das Beste wäre (auch vom sozialen Gesichtspunkt aus betrachtet), Vorschulen für höhere Lehranstalten existierten überhaupt nicht, und alle Kinder müßten, wie es jetzt schon z. B. in Bayern der Fall ist, die ersten Jahre in die Volksschule gehen. Dann wäre

---

[1]) Im Enzykl. Handbuch der Heilpädagogik, herausgegeben von Dannemann, Schober, Schulze. Halle, Marhold. 1911, S. 1418.

die Hilfsschulfrage auch für die oberen Schichten gelöst. Was soll nun mit den etwas besser Beanlagten, die wohl den Aufgaben der Volksschule, aber nicht denen der Gymnasien usw. gewachsen sind, geschehen? Diese Frage hat mit der Änderung der Militärdienstpflicht und dem Abstreifen der Vorurteile gegen untergeordnete Berufsarten an Bedeutung verloren. Ihre allgemeine Lösung ist nicht in Kürze zu geben. Im einzelnen Falle stehen jetzt bereits den Eltern an vielen Orten Berufsberatungsstellen zur Verfügung.

4. Die Fürsorge für die Schulentlassenen.

Die Arbeit an den Schwachsinnigen wäre nur halb getan, wenn sie mit dem Abschluß der Schuljahre aufhörte, also gerade zu einer Zeit, wo der Hilfsbedürftige dem Leben recht gegenübertritt.

Was die Berufswahl betrifft, so sollten Lehrer und Arzt von den Eltern unter allen Umständen gehört werden. Am besten bleibt sie, innerhalb gewisser Grenzen natürlich, dem jungen Menschen selbst überlassen. Erfüllt man seine Wünsche nicht, so läßt er die Flügel hängen, und geht es dann schlecht, so wird man für den Mißerfolg verantwortlich gemacht: hättet ihr auf meine Bitte gehört, so wäre alles anders gekommen! Leider scheuen sich viele Schwachsinnige und Psychopathen vor ernstem und beständigem Tagewerk, vor dem Einerlei der Pflichten. Gewiß möchten sie wohl etwas tun, aber ausharren, das ist nicht ihr Fall; stellt sich ihrer Bequemlichkeit ein Hindernis in den Weg, so weichen sie ihm feige aus, streiken, versuchen etwas Neues, um es bald wieder fahren zu lassen, und schlagen sich zu guter Letzt als Gelegenheitsarbeiter durch die Welt oder geraten ans Trinken, Betteln und Stehlen.

Bei den hilfsbedürftigen Knaben der unteren Stände dreht sich die Berufsfrage wesentlich um die beiden Punkte: Handwerk oder Landarbeit. Landarbeit ist gesund, reich an Abwechslung und keineswegs nur für die Dummen: Pflügen, Säen, Umgang mit Pferden und Maschinen setzt Aufmerksamkeit, Kenntnis und Verständnis voraus. Dazu hat das Landleben andere Vorzüge: es bietet nicht die verführerischen Reize der Großstadt, die den Unerfahrenen betäuben und ins Verderben ziehen, und hält den jungen Burschen unter einer ihm sehr dienlichen ernsteren Zucht. Auch fehlt es bei der herrschenden Leutenot nie an Arbeitsgelegenheit, während das Handwerk trotz der teuren Ausbildung keineswegs mehr auf goldenem Boden ruht wie ehedem. Der Schwachbegabte bringt es im Handwerk höchstens bis zum Gesellen, ja manche (die meisten!) schwenken schon viel früher ab und wenden sich

der ödesten Fabrikarbeit zu. Indessen auch die Landarbeit hat ihre Nachteile. Sie ist für die schwächlichen und bald ermüdenden Defektmenschen meistenteils zu schwer, wenigstens in den Erntemonaten. Stadtkinder gewöhnen sich außerdem schlecht an das Land, fühlen sich unglücklich und nehmen Reißaus in die geliebte Großstadt zurück. Auch steht (ob mit Recht oder Unrecht, bleibt sich hier gleich) das Handwerk in der allgemeinen Wertschätzung höher als die Landarbeit: fragt man z. B. die Hilfsschüler, was sie werden wollen, so nennen sie fast alle zuerst ein Handwerk, der will Schuster werden, der Schreiner, der Schneider usw. Endlich hat die Großstadt vor den kleinen Ortschaften und Dörfern auch ihre Vorteile für die Schwachen: sie bietet ihnen viel mehr an Fürsorge-, Schutz- und Überwachungsgelegenheit als das Land. Man sieht wieder: jedes Ding hat seine zwei Seiten; jedenfalls läßt sich über die oft gestellte Forderung, der Schwachsinnige gehöre zum Bauern in den Stall und aufs Feld, streiten. Und die Lobpreisungen des herrlichen Lebens in Gottes freier Natur, wo die Seele sich hebt und weitet, — sie klingen ja ganz hübsch, wenn man einen Sonntagnachmittagsspaziergang macht, aber wie denkt der Bauer darüber? Und der muß es doch schließlich wissen.

Für die Mädchen wären dienende Stellungen in kleinem Haushalt, ob in Stadt oder Land, das beste, aber nicht viele Herrschaften haben die Geduld und Selbstüberwindung, sich mit einer geistig beschränkten Person zu behelfen. In landwirtschaftlichen Großbetrieb gehören sie nicht wegen der ungenügenden Überwachungsmöglichkeit, und als Fabrikarbeiterinnen sind sie ebenfalls in der Freizeit zu sehr auf sich angewiesen. Was übrigens die Unsittlichkeit betrifft, so ist es noch keineswegs ausgemacht, ob sie auf dem Lande oder in der Großstadt mehr Verbreitung hat. Bei dem engen Zusammenarbeiten von Knechten und Mägden und der oft unzureichenden Trennung der Schlafräume tritt die Versuchung an die Mädchen eher heran als in der Stadt, wo es ihnen nicht so leicht gelingt, ein männliches Wesen in ihre Kammer hineinzulassen.

Ganz übel ist es nun wieder mit den Schwachbegabten aus den höheren Ständen bestellt. Manche kriechen unter als kleine Beamte in bescheidenen Stellungen, andere versuchen es in der Gärtnerei oder bei einem Gutsbesitzer mit dem zu nichts verpflichtenden Titel Volontär. Früher hieß es: wenn der Junge nichts lernt oder Dummheiten macht, so wird er Landwirt, oder er geht zur See. Oder die Eltern machten kurzen Prozeß und schickten ihn nach „drüben“ ins Ungewisse: da sollte er lernen, sich durchzubeißen — wieviel darüber zugrunde gingen, wer fragte danach!

Selbst der Offiziersberuf mußte dazu herhalten, den Minderbegabten standesgemäß zu versorgen; aber das hat sich sehr geändert, das Heer stößt heute untaugliche Elemente bald ab. Eine befriedigende Lösung, wie diesen reichen armen Menschen zu helfen sei, liegt noch in weitem Felde.

Es versteht sich ja von selbst, daß eine Herrschaft oder ein Unternehmer auf halbe Arbeitskräfte keinen Wert legt, wenn ganze in Menge zu haben sind. Doch geht man in seinem Vorurteil gegen die Schwachen mitunter zu weit: wohl sind sie langsam, umständlich, schwer von Begriff, aber doch vielfach auch treu, anspruchslos und leicht zu lenken. Dumm und gutmütig gibt noch nicht die schlechteste Mischung. Und manche Imbezille arbeiten wirklich recht wacker, sobald sie nur einmal die Sache erfaßt haben. Was z. B. in den Idioten- und Irrenanstalten quantitativ und qualitativ geleistet wird, setzt den Besucher in Verwunderung. Immerhin kann man von den Dienstherren Schwachsinniger nicht verlangen, daß sie gleiche Löhne zahlen wie den Vollsinnigen, und von den Lehrherren nicht, daß sie sich mit geringem Lehrgeld begnügen. Mancherorts werden von den Jugendfürsorgevereinen den Meistern für die Ausbildung eines geistesschwachen Lehrlings Prämien gewährt, so z. B. in Frankfurt a. M. In Sachsen gibt solche sogar der Staat. Freilich dürfte die Belohnung nicht eher gezahlt werden, als bis der Junge wirklich etwas geleistet, etwa sein Gesellenstück gemacht hat.

Die öffentliche und private Wohlfahrtspflege nimmt sich überhaupt der schwachbegabten und hilfsbedürftigen Jugend in immer erfreulicherem Maße an. Ein sehr rühriger Verein ist z. B. „der Kinderschutz", ein Zweig der „Zentrale für private Fürsorge" in Frankfurt a. M. Er steht den Eltern der Hilfsschüler bei der Berufswahl beratend zur Seite, vermittelt Arbeit, prüft die Lehr- und Dienststellen, verbessert die Lehrverträge, besucht die Zöglinge in ihren Stellen und greift auch finanziell ein, wo es not tut. Ähnlich verfahren die Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin und Leipzig, in Hamburg der Verein „Kinderschutz und Jugendwohlfahrt", der „Verein für Schwachsinnigenfürsorge" in Königsberg und viele andere Hier eröffnet sich ferner ein weites Feld für die Wirksamkeit der Irrenhilfsvereine[1]), die über verschiedene Gegenden Deutschlands (z. B. Sachsen, Hessen, Baden, Provinz Brandenburg, Rheinprovinz, Hannover) verbreitet sind und den Zweck verfolgen, sich der Geisteskranken und -schwachen außerhalb der Irrenanstalt mit Rat und Tat anzunehmen. Zunächst der materiellen Unterstützung entlassener ehemaliger Geisteskranker und ihrer in bedrängte Lage geratenen Angehörigen dienend, wollen sie daneben das Verständnis für Geisteskrankheit und Irrenwesen nach allen Richtungen hin fördern, Mängel abstellen und Hilfe leisten, wo es geboten erscheint. Zahlreiche Vertrauensmänner stehen im Dienst der guten Sache, und jährlich werden große Summen dazu verwandt, um schwächlichen und kränklichen Existenzen das Weiterleben in der Freiheit zu ermöglichen.

Nun lehrt leider die Erfahrung, daß ein großer Teil der geistesschwachen und psychopathischen Jugend in ihrer Stellung nicht

---

[1]) Vgl. Scholz, L., „Irrenfürsorge und Irrenhilfsvereine". Marhold, Halle. 1902.

aushält — teils durch fremde, teils durch eigene Schuld. Sie laufen davon oder werden als untauglich entlassen und geraten wieder in Gefahr, zu verbummeln. Zum Teil liegt der Übelstand daran, daß ihnen die richtige Unterweisung und Aufsicht fehlt, und der Umgang mit diesen Minderwertigen ist ja auch manchmal kein leichtes Stück. Es wäre deshalb von großem Segen, wenn aus Staats-, Kommunal- oder auch aus Privatmitteln Arbeitskolonien geschaffen würden, in denen die Hilfsschüler und andere Schwachveranlagte unter sachverständiger Leitung und ärztlicher Mitwirkung Ausbildung und Beschäftigung fänden. Für einen Teil der Zöglinge, den geweckteren, bildeten sie nur einen Durchgangspunkt vom Tage der Schulentlassung bis zur Erwerbsfähigkeit. Die geistig Tieferstehenden dagegen blieben Jahre hindurch oder gar dauernd, und das Lehrinstitut würde für sie zum Asyl. Vortreffliche Dienste könnte die Kolonie auch zur Beschäftigung vorübergehend Arbeitsloser leisten. So fänden die schwachen Kräfte doch eine nutzbringende Verwertung, die Armenverwaltung käme billiger davon, denn halbe Arbeit bringt immer noch mehr ein als gar keine, und der Staat ersparte einen nicht unerheblichen Teil seiner Gefängnisse und Korrigendenhäuser, in die die Lebensuntauglichen über kurz oder lang doch geraten. Natürlich müßten den Kolonien Ackerland, Garten, Werkstätten, kurz möglichst vielseitige Arbeitsmöglichkeit zur Verfügung stehen. In Städten ließen sie sich vielleicht an die Hilfsschulen organisch angliedern. Selbstverständlich wären die Kolonisten, auch jene, die dort ihr Heim und nicht bloß ihre Arbeitsstätte hätten, nicht in ihrer Freiheit beschränkt wie etwa die Insassen einer Idiotenanstalt, sondern nur an die Hausordnung gebunden. Es gibt bisher nur ganz wenige solcher Arbeitskolonien. Die erste ist im Jahre 1903 von Fräulein Stefanie Hofmann in Breslau-Gräbschen eingerichtet und später, zur milden Stiftung umgewandelt, nach Pleischwitz verlegt worden. Eine andere befindet sich in Brahmsee bei Langwedel in Holstein.

Freilich, eines werden die Kolonien auch nicht geben können — das Wichtigste nicht: Arbeitslust und Arbeitsausdauer. Weniger in dem geistigen Unvermögen als in der Indolenz, der Willensschwäche, sitzt der Krebsschaden! Der Bruchteil von Arbeitskraft, den die Minderwertigen besitzen, ließe sich oft ganz hübsch verwerten, aber die unverbesserliche Arbeitsscheu dieser Leute macht immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Wie wenige halten durch! Das sehen wir recht deutlich auch an unseren halbwüchsigen Imbezillen. Sie wissen ganz gut, daß sie sich die Entlassung aus der Anstalt durch Fleiß und Willigkeit erringen können, daß der Arzt dann gern einmal den Versuch macht, sie ins Leben

hinauszuschicken. Und es ist ihr sehnlichster, allersehnlichster Wunsch, zu diesem Ziel zu gelangen: Sie geben sich auch anfangs Mühe, sind wirklich arbeitsam und tun ihre (übrigens nicht zu schwere) Pflicht, aber nach ein paar Wochen ist es wieder vorbei, sie werden lässig oder streiken gar, lassen sich nichts mehr sagen, murren und ziehen ein schiefes Maul. Alle guten Vorsätze sind verflogen. Dann ein neuer Ruck, ein neuer Anlauf: sie raffen sich zusammen, es geht eine Weile gut, bis der Hang zur Faulheit und Nichtsnutzigkeit wieder die Überhand gewinnt.

Und dabei treibt sie in der Anstalt noch ein Ziel, eine Sehnsucht, eine Hoffnung! Sind sie aber draußen sich selbst überlassen, Verführungen ausgesetzt, so halten sie nicht stand! Die meisten, anfangs so selbstbewußt und überzeugt von der Trefflichkeit ihrer Leistungen, merken bald, daß sie mit den geistig Regeren doch nicht konkurrieren können und daß sie niemals die Stellung und den Lohn bekommen werden wie jene. Also sagen sie sich: warum noch weiter schuften? Aus bloßer Tugendhaftigkeit? Nein, für solche Existenzen ist das Bummelleben auf der Landstraße wie geschaffen. Da döst der Stromer so sachte weg, Geld zum Leben bekommt er schon (seine Ansprüche sind nicht hoch), und die Hauptsache bleibt, daß er nicht zu arbeiten, sich niemandem unterzuordnen und keinen lästigen Pflichten nachzukommen braucht. Ist es nicht trostlos, zu hören, daß nur ein kleiner, sehr kleiner Prozentsatz der Korrigenden, die ja fast alle einen psychischen Knacks haben, die Stellen annimmt, die ihnen die Arbeitshausverwaltung besorgt?

5. Die Fürsorge im Strafrecht.

Die praktische Erfahrung lehrt, daß noch hin und wieder vom Richter ahnungslos Kinder verurteilt werden, deren Zurechnungsfähigkeit der Psychiater, zu Rate gezogen, entschieden bezweifeln müßte. Solche Vorkommnisse sind schlimm, nicht nur weil dabei ein Unschuldiger leidet, sondern auch weil sie dem üblen Gerede über Klassenjustiz Nahrung geben. Bei derartigen Mißgriffen muß der Irrenarzt unbedenklich den begangenen Irrtum an zuständiger Stelle zur Kenntnis bringen, um der Staatsanwaltschaft das Wiederaufnahmeverfahren nahezulegen. Auf diese Weise würden die Richter auf die hier so nötige Vorsicht hingelenkt. Wenn auch heute vom Richter noch nicht verlangt werden kann, jedes Kind, gegen das eine Untersuchung schwebt, psychiatrisch untersuchen zu lassen (obwohl auf dieses Ziel langsam hingesteuert werden müßte), so hat er doch entschieden die Pflicht, wenn sich auch nur der leiseste Verdacht auf eine geistige Anomalie rege macht,

den Psychiater zu Rate zu ziehen. Wird doch ein Kind durch die Verurteilung nicht nur in der Gesellschaft anständiger Menschen für lange Zeit und vielleicht für immer geächtet, sondern auch in seinem sozialen Fortkommen geschädigt.

In Deutschland gelangen jährlich 50000 Jugendliche im Alter von 12 bis 18 Jahren vor den Strafrichter. Wie viele Halb- und Ganzschwachsinnige und Psychopathen darunter sind, entzieht sich der genauen Feststellung. Nach den vorbestraften geistig Anomalen unter den Fürsorgezöglingen zu schließen, ist aber die Zahl sicher nicht gering. Einen Anhaltspunkt gewährt auch die Untersuchung, die Bonhöffer[1]) an Bettlern und Vagabunden vorgenommen hat, wenngleich zwischen diesen und den Verbrechern unterschieden werden muß. Unter 404 gewohnheitsmäßigen Landstreichern hatten 53 Prozent die erste Volksschulklasse nicht erreicht, ein Dritteil war imbezill und epileptisch, dazu kam eine große Anzahl mit erworbenen Geistesstörungen. 60 Prozent waren chronische Alkoholiker. Im ganzen erwiesen sich 75 Prozent als geistig nicht normal. Bei den jüngeren Vagabunden stand im Vordergrund der Ursachen die angeborene psychopathische Minderwertigkeit, bei den später, d. h. jenseits des 25. Lebensjahres, Gescheiterten machte sich mehr der Einfluß der äußeren Lebensverhältnisse bemerkbar. Bonhöffer nennt das Vagabundentum einen „Sammelort körperlich und psychisch schwach veranlagter Individuen". Bei einer Massenuntersuchung Prostituierter ergaben sich ähnliche Ziffern. Willmanns[2]) fand unter den von ihm untersuchten Landstreichern die Frühverblödung (Dementia praecox) so auffallend häufig vertreten, daß er die Vagabondage geradezu als ein Symptom dieser Krankheit auffaßt.

In den letzten Jahren ist die Kriminalität der Jugendlichen nicht unbeträchtlich zurückgegangen, jedenfalls stärker als die der Erwachsenen. 1907 wurden in Deutschland 55211 Personen unter 18 Jahren verurteilt, 1908 54074, 1909 49703. Ein zutreffendes Bild bietet aber erst eine relative Feststellung, welche die erwähnte Tatsache noch schärfer zum Ausdruck bringt: von 100000 strafmündigen Jugendlichen sind 1910 868 und 1911 nur 639 bestraft worden. Leider beweist diese an sich gewiß erfreuliche Tatsache noch nichts für eine Hebung der moralischen Gesinnung und Gesittung. Sie kann sogar einfach damit erklärt werden, daß immer größere Scharen kriminell gewordener, verwahrloster Jugendlichen in den Fürsorgeanstalten untergebracht und damit für eine Reihe von Jahren unschädlich gemacht werden. Vergessen wir nicht, daß jährlich 6000—7000 Kinder und junge Leute in Fürsorge gelangen. Auch wird sich kaum leugnen lassen, daß die Minderjährigen heutzutage nachsichtiger angefaßt werden, als es noch vor wenigen Jahren der Fall war. Das hängt mit der Einrichtung der Jugendgerichtshöfe zusammen; diese befassen sich mit dem Seelenzustand der Beschuldigten eingehender und kommen dabei immer häufiger zu dem Schluß, daß die Einsichtsfähigkeit oder die freie Willensbestimmung verneint werden muß. Trotz-

[1]) Ein Beitrag zur Kenntnis des großstädtischen Bettel- und Vagabundentums. Guttentag, Berlin. 1900.

[2]) Zur Psychopathologie des Landstreichers. Barth, Leipzig. 1906.

dem wollen wir den Rückgang der Verurteilungen auch dann mit Genugtuung begrüßen, wenn er sich nur auf den glücklichen Umschwung in der Bewertung und Behandlung der jugendlichen Vergehen zurückführen läßt.

Der Krieg und seine Folgen haben freilich auch hier schwere Schädigungen bewirkt; seinen Einfluß auf die Entwicklung und Gestaltung der Verwahrlosung hat Gregor an dem Materiale des Heilerziehungsheims Kleinmeusdorf genauer studiert[1]). Dabei war festzustellen, daß in der Kriegszeit die Verwahrlosung schulpflichtiger Knaben stark zugenommen hat, was nicht allein auf die Abnahme elterlicher Aufsicht durch Einziehung des Vaters und Tätigkeit der Mutter außerhalb des Hauses zu erklären ist, sondern auch den durch die Zeitverhältnisse gegebenen Reizen zu Eigentumsdelikten, insbesondere zum Nahrungsmitteldiebstahl, zur Last gelegt werden muß. Arbeitszwang und die durch manche Erlasse des stellvertretenden Generalkommandos erzielte strengere Zucht haben Nichtstun, Bummeln und Vagabundieren eingeschränkt und der Verwahrlosung schulentlassener Burschen gesteuert. Bei schulentlassenen Mädchen konnte man im Beginn des Krieges eine starke Schädigung der Moral durch die damals bestehende Arbeitslosigkeit nachweisen, während später der durch steigende Not gegebene Zwang zur Arbeit manches Mädchen aus verhältnismäßig geschützter Stellung bei den Eltern zu selbständigem Erwerb veranlaßte, damit aber auch gefährdete.

Aus dem modernen Grundsatz: Erziehung statt Strafe, sofern Erziehung nur einige Aussicht auf Erfolg verspricht, ist die Jugendgerichtsbewegung heraus geboren. 1899 zuerst in Amerika in die Praxis umgesetzt, hat sie 1908 auch in Deutschland Eingang gefunden. Die Besonderheit der Jugendgerichte, die nun schon an vielen Orten tätig sind, besteht in folgendem:

1. die Untersuchungshaft fällt weg oder wird durch vorläufige Unterbringung in einer Erziehungsanstalt ersetzt; auf diese Weise wird das für die Kinder oft so verhängnisvolle Zusammentreffen mit den erwachsenen Verbrechern vermieden;

2. die Jugendlichen werden auch nicht mehr mit den Erwachsenen zusammen abgeurteilt, sondern für sich, zu anderer Zeit oder an anderm Ort;

3. die Aburteilung geschieht durch einen Richter, der für Kinderpsychologie und was damit zusammenhängt Verständnis und Interesse besitzt;

4. diesem „Jugendrichter" werden größere Machtbefugnisse eingeräumt, — er verhängt nicht nur Strafen, sondern trifft, im Rahmen der landesgesetzlichen Vorschriften, auch Maßregeln, die der Erziehung des verurteilten Kindes dienen sollen. Damit der Jugendrichter diesen Aufgaben besser entsprechen kann, ist es wünschenswert, daß er gleichzeitig das Amt des Vormundschaftsrichters führt.

Wie vollzieht sich die Abwicklung des Verfahrens? Schon in der Voruntersuchung hat der Richter (oder der Staatsanwalt)

[1]) Bericht über das Heilerziehungsheim Kleinmeusdorf auf das Jahr 1916.

die Pflicht, sich über das Leben, die soziale Lage und den Geisteszustand des jugendlichen Angeklagten ein Bild zu verschaffen und dazu die nötigen Nachforschungen anzustellen. Er kann zu diesem Zweck die Polizei in Anspruch nehmen, aber er wie der Beschuldigte werden besser fahren, wenn die Erkundigungen privatim vor sich gehen, etwa mit Hilfe der Fürsorgevereine, wo solche existieren. In einer Reihe von Städten tritt die Zentrale für Jugendfürsorge in den Dienst des Jugendgerichtes. Den Hilfsschulen wäre zu empfehlen, die Personalbogen ihrer Schulentlassenen in Original oder Abschrift den Heimatsbehörden zu übermitteln, denn bei diesen erfolgt bekanntlich die Anfrage, ob ein Individuum vorbestraft ist oder nicht; gleichzeitig mit der Auskunft könnte dann dem Gericht der Personalbogen zugeschickt werden. Ein ähnliches Verfahren wird ja schon bei der militärischen Musterung beobachtet, und auf alle Fälle ersparte diese einfache Maßregel, deren Einführung übrigens bereits im Reichstage erwogen worden ist, eine Reihe von Strafprozessen, sie wäre also auch vom finanziellen Standpunkt aus nicht zu verachten.

Immerhin sollte der Richter heute schon beim leisesten Verdacht auf geistige Minderwertigkeit einen Nerven- oder Irrenarzt heranziehen, und zwar bereits in der Voruntersuchung, denn dem Kinde soll der Apparat der Hauptverhandlung nach Möglichkeit erspart bleiben. Ist der junge Beschuldigte gesund und besitzt er die durch das Gesetz geforderte „Einsicht", so läßt sich freilich das Hauptverfahren nicht umgehen, auch wenn der Richter vorher weiß, daß die ganze Strafe (wie in einem Drittel sämtlicher Fälle!) auf einen Verweis hinauslaufen wird. Hundertmal besser wäre es, der kleine Sünder sähe und hörte nichts von Gericht und Gefängnis. Natürlich muß dann in allen nur halbwegs zweifelhaften Fällen ein Arzt als Sachverständiger zugegen sein. Lieber einmal zuviel als zuwenig. Auch müßten Richter und möglichst auch Schöffen (wozu sich am besten Lehrer, Geistliche, Mitglieder von Fürsorgevereinen eignen würden) Kenntnisse der Psychopathologie besitzen. Was den Ton der Verhandlung anbetrifft, so darf er nicht auf Salbung und Amtlichkeit gestimmt, sondern muß dem jugendlichen Denken und Fühlen angepaßt sein. Leider (und das ist wieder ein Übelstand) ist es bis jetzt nicht erlaubt, die Öffentlichkeit auszuschließen. Infolgedessen bleibt an der Verhandlung immer etwas von dem Charakter eines interessanten Schauspiels haften. Und während für den kleinen Angeklagten, der vielleicht in der Übereilung oder gar aus bitterer Not gefehlt hat und sonst ein ganz guter Kerl ist, die Anwesenheit von Zuhörern eine seelische Quälerei ersten Ranges bedeutet, verschafft

sie dem moralisch Anrüchigen und Prahler die schönste Gelegenheit, sich in dem Glanz seiner Heldenhaftigkeit einem p. t. Publikum vorzuführen. Darum fort mit der Öffentlichkeit: nur bestimmte, für die Jugendfürsorge interessierte Personen sollen Zutritt erhalten!

Bei minderjährigen Angeklagten kann die Strafvollstreckung ausgesetzt und nach mehrjähriger guter Führung schließlich erlassen werden (bedingte Begnadigung). Meist wird die Sache so gehandhabt, daß der Richter durch das Vormundschaftsgericht gleich nach der Verurteilung die Fürsorgeerziehung einleiten läßt. Das Kind kommt dann mit dem Gefängnis gar nicht erst in Berührung, und das ist sehr vernünftig. Denn was sollte es für einen Zweck haben, vor der Einleitung der Erziehung noch die Strafe, die manchmal nur in wenigen Tagen Freiheitsentziehung besteht, abbüßen zu lassen? Im Gegenteil, an dem nachteiligen Einfluß des Gefängnisses auf das jugendliche Seelenleben zweifelt heutzutage kein Mensch mehr. Gebessert wird der junge Sträfling durch den Umgang mit den übrigen, zum Teil sehr verrohten Insassen wahrhaftig nicht. Zwar sollen nach Möglichkeit die jugendlichen Gefangenen von den erwachsenen getrennt werden, aber in den kleinen Gerichtsgefängnissen läßt sich das gar nicht durchführen, und sind die halbwüchsigen Burschen, mit denen der Neuling im günstigsten Fall zusammengesteckt wird, wirklich ein geeigneter Umgang? Das schlimmste aber ist, daß das Kind durch die Inhaftierung die Scheu vor dem Gefängnis verliert. Auch auf die Gefahr der Haftpsychosen und anderer Seelenstörungen (Zuchthausknall, Angstdelirien) bei den jugendlichen Psychopathen mag an dieser Stelle noch einmal aufmerksam gemacht werden.

Dem Erziehungs- und Besserungszweck gewährt auch der Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch einen breiteren Spielraum. Zunächst soll der Einsichtsparagraph fallen[1]) — glücklicherweise, denn er ist unhaltbar, solange unter Einsicht nichts anderes als ein bloßes Wissen verstanden wird, während doch die Triebfedern unserer Handlungen nicht im Kopfe sitzen, sondern ganz wo anders, im Herzen, im Willen! Sodann soll das Strafmündigkeitsalter von 12 auf 14 Jahre heraufgerückt werden; heute kommen von 100000 Kindern im Alter unter 14 Jahren durchschnittlich 450 zur gerichtlichen Aburteilung, was geradezu als ein Unfug bezeichnet werden muß. Und von 31000 Zuchthäuslern haben 2000, also fast 7 Prozent, ihre erste Strafe im Alter

[1]) Der § 56 des Strafgesetzbuches, welcher lautet: „Ein Angeschuldigter, welcher zu einer Zeit, als er das 12., aber nicht das 18. Lebensjahr vollendet hatte, eine strafbare Handlung begangen hat, ist freizusprechen, wenn er bei Begehung derselben die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besitzt."

zwischen 12 und 14 Jahren erlitten. 1911 sind 9000 Kinder unter 14 Jahren verurteilt worden, und nur ein Zehntel dieser Summe wurde wegen Einsichtslosigkeit freigesprochen[1]. Die Zahl der kindlichen Verurteilungen ist im ständigen Sinken zum Teil wegen der rechtzeitigen Einstellung des Verfahrens durch die Staatsanwaltschaft. Trotzdem ist hier noch ein grundsätzlicher Wandel angezeigt, der mit der Änderung des Strafmündigkeitsalters eintreten muß. Vom Standpunkt des Psychologen und Pädagogen würde ein noch weiteres Hinaufrücken, etwa bis zum 16. Jahr, durchaus zu empfehlen sein, ja es ließe sich wohl darüber rechten, ob nicht die Bestrafung der Jugendlichen unter 18 Jahren vernünftigerweise ganz verschwinden soll. Hat es wirklich irgendwelchen Nutzen, die halbflüggen Burschen und Mädchen mit dem Gefängnisleben bekannt zu machen? In pädagogische Hände gehören sie hinein, so lange das Geringste noch von ihnen zu erhoffen ist, und zwar nicht für ein paar Wochen oder Monate, sondern auf unbestimmte Zeit, d. h. solange, bis ihr Verhalten leidliche Gewähr für ihr späteres Wohlbenehmen gibt. Man soll sie nicht bestrafen, aber selbstverständlich auch nicht ihre eigenen Wege gehen lassen. Natürlich käme manchem der jungen Verbrecher eine solche Steuerung höchst unerwünscht; schon jetzt ziehen die Hartgesottenen das Gefängnis der Fürsorgeanstalt durchaus vor, weil ihnen in der Anstalt das „Traitement moral" lästig auf die Nerven fällt. Und dann die Ungewißheit des Entlassungstermines! Im Gefängnis brummen sie ihre paar Monate ab, und damit ist es abgetan.

Im Entwurf heißt es: „Die Freiheitsstrafen gegen Jugendliche sind in besonderen, für sie ausschließlich bestimmten Anstalten oder Abteilungen zu vollstrecken. Dabei sind die voll zurechnungsfähigen Jugendlichen von vermindert zurechnungsfähigen vollständig abzusondern." Dieser Vorschlag ist zweckmäßig, doch ist im Hinblick auf die praktischen Schwierigkeiten zu raten, die Bestimmung des zweiten Absatzes etwas einzuschränken, etwa in „sind tunlichst" und unter Streichung des „vollständig". Sehr viele, ja die meisten Psychopathen können ohne Schaden mit den Normalgearteten zusammenbleiben. Viel notwendiger dagegen scheint die Trennung der innerlich verderbten Elemente, gleichgültig ob psychopathisch oder nicht, von den übrigen Jugendlichen, und hier wäre das Wort „vollständig" zu gebrauchen. Weiter lautet der Paragraph: „Freiheitsstrafen gegen vermindert-zurechnungsfähige Jugendliche können auch in staatlich überwachten Erziehungs-, Heil- oder Pflegeanstalten vollzogen werden." Die Päda-

[1] Friedeberg, Die Kriminalität der Jugendlichen nach der letzten Statistik. Mitteilungen der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. IX. Jahrgang. No. 3. Berlin 1914.

gogien, Irren- und Krankenhäuser werden über diese Aussicht allerdings nicht entzückt sein. Und mit Recht, — sie haben denn doch anderen Bestimmungen zu dienen. Zu Detentionszwecken sind sie ganz gewiß nicht gebaut, und Arzt, Erzieher und Krankenpfleger kommen gegenüber den ihnen anvertrauten unbestraften Kindern in eine schiefe Lage, wenn sie auch noch Gefängnisleiter und Gefängnisaufseher spielen sollen.

Schließlich bliebe noch ein Wunsch geltend zu machen, der zum Glück auch Aussicht auf Erfüllung hat: die Staatsanwaltschaft muß von dem Anklagezwang befreit werden. Heute ist sie genötigt, um jedes kleinen Vergehens willen die Anklage zu erheben. Wegen einer Bagatelle wird dann so ein armes Menschenkind vor Gericht gezerrt. An die jugendliche Seele tritt die Versuchung viel stärker heran als an das Alter. Wer fühlt sich frei von Jugendsünden? Wer denkt nicht an seine eigenen stürmischen Jahre zwischen 14 und 18? Oft ist das Verbrechen nur ein Dummerjungenstreich, eine Kraftentäußerung am falschen Platz. Die Kinder und Halberwachsenen, die mit den Gesetzesbestimmungen einmal in Konflikt geraten, brauchen ganz gewiß nicht die schlechtesten zu sein. Deshalb ist es gut und nötig, daß die Staatsanwaltschaft von einer unzeitgemäßen Fessel befreit wird, und auch das Gericht sollte die Befugnis bekommen, Strafverfahren gegen Jugendliche in jeder Etappe einstellen zu können, wenn Erziehungsmaßregeln besseren Erfolg versprechen. Gibt es wohl ein ungereimteres Symbol als die Binde, die die Göttin der Gerechtigkeit vor ihren Augen trägt? Fort mit der Blindheit: wer das Recht verkörpert, soll tief hineinschauen in die Welt mit scharfen klugen Augen!

6. Die Fürsorgeerziehung.

Die Gesetze über Fürsorgeerziehung, welche an die Stelle der Zwangserziehungsgesetze getreten sind, bilden eine großzügige Schöpfung der letzten zwei Jahrzehnte. Nunmehr können Minderjährige der Fürsorge überwiesen und bis zum vollendeten 21. Jahre darin belassen werden. Die von den einzelnen Bundesstaaten erlassenen Gesetze[1]) weichen namentlich in der Festsetzung des Alters voneinander ab, bis zu welchem eine Überweisung in die Fürsorgeerziehung erfolgen kann. In Preußen z. B. ist die Altersgrenze mit 18 Jahren angesetzt, in Bayern soll die Zwangserziehung nach Vollendung des 16. Lebensjahres nur in besonderen Fällen angeordnet werden, dagegen bestehen im Sächsischen Fürsorge-

[1]) Schmitz, L., Die Fürsorgeerziehung Minderjähriger. IV. Aufl. Düsseldorf 1908.

gesetz keine derartigen Beschränkungen, welche von Fachleuten wie Siefert[1]) bald als nachteilig erkannt worden sind. Übereinstimmung zwischen den Fürsorgegesetzen verschiedener Bundesstaaten besteht darin, daß nicht bloß kriminell gewordene, sondern auch alle jene, die unter dem Einfluß schlechter Erziehung oder sonstiger ungünstiger Lebensverhältnisse auf schiefe Bahn zu kommen drohen, der Fürsorgeerziehung überwiesen werden können. Das Gesetz trägt also (leider freilich auch mehr in der Theorie als in der Praxis) vorbeugenden Charakter: es will verhüten, daß Jugendliche der Verwahrlosung und dem völligen Verderb anheimfallen. Das ist zweifellos eine Aufgabe von sehr großer sittlicher und sozialer Tragweite. Der Staat besinnt sich auf seine Pflichten gegen die Jugend, die in freudloser Umgebung aufwächst — verschüchtert, geknechtet, mißhandelt und oft schon frühzeitig mit allen Lastern und Gemeinheiten vertraut gemacht —

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
ihr laßt den Armen schuldig werden,
dann überlaßt ihr ihn der Pein,
denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Und er besinnt sich gleichzeitig auf den Nutzen, den er selber zieht: „Sauvez l'enfant et il n'y aura plus d'hommes à corriger ou à punir." (Theophil Russel), — großzügige Wohlfahrtspflege trägt Zinsen durch ersparte Armen- und Gefangenenlasten.

Eine genauere Kenntnis der psychischen Struktur verwahrloster Individuen hat erst die eingehende ärztliche Untersuchung und Beobachtung in solchen Anstalten ermöglicht, denen die Mehrzahl der unter Fürsorge gestellten Zöglinge eines bestimmten größeren Kreises zufließt. Die nebenstehende Tabelle enthält eine Übersicht der geistigen Verfassung und moralischen Artung eines Jahrganges der im Heilerziehungsheim Kleinmeusdorf untersuchten und beobachteten männlichen[2]) Zöglinge. Daraus ist zu entnehmen, daß von den Verwahrlosten höchstens ein Viertel (24,6 Prozent) schulpflichtige und 11,3 Prozent schulentlassene Jungen als geistesgesund gelten können, während bei den anderen psychische Anomalien vorliegen, unter denen die als Psychopathie bezeichnete, angeborene abnorme seelische Konstitution am häufigsten vertreten ist: 61,8 Prozent schulentlassene und 41,8 Prozent schulpflichtige Knaben. Hinsichtlich der moralischen Artung fanden wir ebenfalls große Unterschiede vor, nur ein kleiner Bruchteil zeigte ein als normal zu bezeichnendes sittliches Fühlen; es handelte

[1]) Siefert, E., Psychiatrische Untersuchungen über Fürsorgezöglinge. Halle 1912.

[2]) Die analogen Zahlenwerte männlicher und weiblicher Zöglinge anderer Jahrgänge enthält der Jahresbericht 1916 des Heilerziehungsheims Kleinmeusdorf.

sich dabei um Zöglinge, bei denen infolge schlechter Erziehung oder schädlicher Milieueinflüsse eine mehr äußerliche Verwahrlosung bestand (4,4 Prozent Schulpflichtige, 4,5 Prozent Schulentlassene). Annähernd die Hälfte, nämlich 42,5 Prozent der Schulpflichtigen und 43,7 Prozent der Schulentlassenen zeigte eine merkliche moralische Abartung, die wir als moralische Schwäche bezeichnen. Bei der

Knaben-Jahrgang 1916.

	Schulpflichtig											
	moralisch intakt		moralisch schwach		moralisch minderwertig		asozial		moralisch indifferent		Summe	
	absol.	%	absol.	%	absol.	%	absol.	%	absol.	%	absol.	%
Psychopathie . . .	—	—	30	19	34	21,5	2	1,2	—	—	66	41,8
Debilität	—	—	14	8,9	17	10,9	2	1,2	3	1,9	36	22,9
Imbezillität	—	—	2	1,3	4	2,5	1	0,6	9	5,7	16	10,1
Geisteskrankheit . .	—	—	—	—	—	—	—	—	1	0,6	1	0,6
Epilepsie	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Psychisch intakt . .	7	4,4	21	13,3	10	6,3	1	0,6	—	—	39	24,6
Summe	7	4,4	67	42,5	65	41,2	6	3,6	13	8,2	158	
	Schulentlassen											
Psychopathie . . .	3	2,3	36	27,1	36	27,1	7	5,3	—	—	82	61,8
Debilität	2	1,5	13	9,9	5	3,7	1	0,7	—	—	21	15,8
Imbezillität	1	0,7	—	—	2	1,5	2	1,5	5	3,7	10	7,4
Geisteskrankheit . .	—	—	—	—	1	0,7	—	—	2	1,5	3	2,2
Epilepsie	—	—	—	—	2	1,5	—	—	—	—	2	1,5
Psychisch intakt . .	—	—	9	6,7	6	4,6	—	—	—	—	15	11,3
Summe	6	4,5	58	43,7	52	39,1	10	7,5	7	5,2	133	

anderen Hälfte lag eine tiefgreifende moralische Degeneration vor, deren niedrigerer Grad (moralische Minderwertigkeit) bei 41,2 Prozent Schulpflichtigen und 39,1 Prozent Schulentlassenen bestand, während 3,6 Prozent der Schulpflichtigen und 7,5 Prozent der Schulentlassenen eine schwere sittliche Abartung erkennen ließen, die in antisozialen Zügen ihren Ausdruck fand.

Es ist nun ohne weiteres klar, daß bei einer derartigen seelischen und moralischen Verfassung, wie sie die krankhafte Eigenart vieler Fürsorgezöglinge ausmacht, die Erziehungsarbeit sich zu einer besonders schweren gestaltet, und man sich trotz dauernder Mühe nur mit einem bescheidenen Erfolg begnügen muß oder ein solcher völlig ausbleibt. Immerhin läßt sich gegenüber den pessimistischen Urteilen, welche den Wert der Fürsorgeerziehung in Frage stellen möchten, auf Grund der tatsächlichen Erfahrung mit Sicherheit die Anschauung vertreten, daß die Fürsorgeerziehung wesentliche

Erfolge erzielt, die durch ihren weiteren Ausbau gesteigert werden können. Eine kritische Verfolgung [1]) der in Kleinmeusdorf genauer studierten Fälle hat ergeben, daß bei reichlich der Hälfte aller Zöglinge eine anhaltende Besserung der Führung erzielt wird.

Wir haben schon früher ausgeführt, welche Unterbringungsmöglichkeiten für Fürsorgezöglinge geschaffen werden müssen und wie das Erziehungssystem zu denken ist; hier ist noch zu betonen, daß der Erfolg wesentlich von einem rechtzeitigen Eingreifen der Fürsorgeerziehung und von einem genauen Zusammenarbeiten der beteiligten Kräfte abhängig ist. Stets wird sich die Erziehung auf eine genaue Kenntnis der seelischen Eigenart und ein warmes Empfinden für das Kind aufbauen müssen. Es kommt daher sehr wesentlich auf die Auswahl der Personen an, in deren Hände die Erziehung gelegt wird; sie sollen nicht allein von vornherein die natürliche Begabung zum Beruf eines Erziehers verwahrloster Kinder haben, sondern müssen auch in ihrem Beruf praktisch und theoretisch weitergebildet werden.

Zweifellos gibt es auch Individuen, denen gegenüber jede Erziehung versagt. Es sind dies die eigentlichen Verbrechernaturen. Unsere Aufgabe kann hier nur auf den Schutz der Gesellschaft gerichtet sein. Wir haben schon oben die rassenhygienischen Erwägungen berührt, zu denen das Studium der Entwicklung dieser Schädlinge der Gesellschaft führt. Innerhalb der Fürsorgeanstalten ist auf eine rechtzeitige Absonderung derartiger Fälle von den weniger verdorbenen zu achten. Steht ihre Unverbesserlichkeit fest, was gewöhnlich erst in einem späteren Alter, etwa von 18 Jahren, zu entscheiden ist, dann ist es am zweckmäßigsten, sie in ein Arbeitshaus unterzubringen. Nur dürfte in diesem Falle das Alter keine Grenze bilden, vielmehr müßten derartige Individuen auch nach Beendigung der Fürsorgezeit, also über das 21. Jahr hinaus, festgehalten werden. Leider lassen die gesetzlichen Bestimmungen diese Maßregeln bis jetzt nicht ohne weiteres zu, doch kann auch schon heute bei vielen Gemeingefährlichen das Ziel auf dem Wege der Entmündigung erreicht werden, da ja fast alle Defekte haben und, wie ihr Verhalten zur Genüge beweist, unfähig sind, ihre Angelegenheiten selbständig wahrzunehmen. Die Entmündigung böte eine Handhabe, um den Wiedereintritt dieser Individuen in die menschliche Gesellschaft auf unbestimmte Zeit hinaus zu verhindern.

Sodann wäre es wünschenswert, wenn sich die Fürsorgestellen der Schwachen nach der Entlassung so lange annähmen, bis sie

---

[1]) Gregor-Voigtländer, Die Verwahrlosung. Berlin 1918.

einen Halt gefunden haben; aber nach Lage der Gesetze sind sie dazu nicht mehr verpflichtet und müssen die Ausfüllung dieser Lücke der privaten Fürsorge überlassen. Bei Schwachsinnigen kommt die Entmündigung in Frage, wiewohl sie nur dann Nutzen stiften kann, wenn der Vormund sich seines Mündels wirklich annimmt. In dieser Hinsicht hat die Irrenanstalt vor der Fürsorgeanstalt einen Vorzug. Sie behält den Schwachsinnigen so lange, wie es ihm und der Mitwelt dienlich ist, und besitzt, wenn sie einen Entlassungsversuch wagen will, in der organisierten Familienpflege ein vorzügliches Mittel, das Individuum in seiner Selbständigkeit auf die Probe zu stellen. Auch aus diesem Grunde empfiehlt es sich, wie wir oben bereits geltend gemacht haben, imbezille Fürsorgezöglinge rechtzeitig einer Anstalt für Schwachsinnige zu übergeben. Denn dort stehen sie, wenn sie 21 Jahre alt geworden sind, nicht plötzlich dem Daseinskampf gegenüber.

7. Jugendpflege.

Wenn wir in der Zeit des Niederganges, in der wir leben, uns besinnen, ob und wie dem deutschen Volke ein Aufstieg beschieden ist, so fallen unsere Blicke unmittelbar auf die Jugend, in deren intellektueller und moralischer Tüchtigkeit einerseits und körperlicher Leistungsfähigkeit andererseits das künftige Geschick der Nation beschlossen ist. An verschiedenen Stellen des Buches ist auf die Wichtigkeit und den Ernst der Aufgabe hingewiesen worden, die Rasse vor Entartung zu bewahren. Eine Aufgabe, welche die Rassenhygiene mit Gründlichkeit und Eifer zu fördern sucht. Ob die Leistungen der Schule dem Aufwand an Zeit und Mittel entsprechen, und ob sie dem Kinde wirklich eine sichere Bildung und einen festen Wissensschatz als Grundlage für seine weitere intellektuelle und sittliche Betätigung im Daseinskampfe bietet, wollen wir hier nicht näher erörtern, glauben aber, daß diese Frage ernstliche Prüfung im Hinblick auf eine Reform der Schule verdient.

Um den Rahmen, in dem sich die Ausführungen dieses Werkes bewegen, innezuhalten, soll hier bei spezieller Besprechung der Jugendpflege vorwiegend auf die Schädigungen hingewiesen werden, denen das Individuum im kindlichen und jugendlichen Alter ausgesetzt ist, und die Aufmerksamkeit auf die nächsten Maßnahmen gelenkt werden, von denen eine geistige und leibliche Ertüchtigung zu erwarten ist.

Eine schwere Schädigung der Volkskraft liegt im Mißbrauche der Kinderarbeit, welche, ohne ein genügendes Äquivalent an

positiven Leistungen zu bieten, das heranwachsende Geschlecht in stärkstem Maße beeinträchtigt. Unsere bisherigen Gesetze haben in verschiedener Hinsicht Bestimmungen über Art und Dauer der Kinderarbeit getroffen, dabei sind aber die Arbeitsverhältnisse der unter 14 Jahre alten oder zum Besuch der Volksschule nicht mehr verpflichteten Kinder in einer Weise geregelt, die nach unseren heutigen hygienischen Anschauungen nicht mehr gebilligt werden kann. Es bedarf wohl keiner Auseinandersetzung, daß in unserer Zeit, die hinsichtlich der Verkürzung der Arbeitsdauer in industriellen und gewerblichen Betrieben ins entgegengesetzte Extrem zu verfallen droht, hier eine weitere Schädigung nicht mehr zu befürchten ist; eine wesentliche Gefahr bleibt aber die Ausbeutung der Kinderkräfte durch die eigenen Eltern. Dürfen doch eigene Kinder in Betrieben, wo Kinderarbeit statthaft ist, bereits vom 10. Lebensjahre an beschäftigt werden. Dabei beschränkt sich das Gesetz lediglich auf die Festsetzung der Zeit, innerhalb der die Arbeit stattfindet, bestimmt das Verhältnis zum Unterricht und legt eine zweistündige Mittagspause fest, besagt aber nichts über die eigentliche Länge der Arbeitszeit. Beispiele gewissenloser Behandlung eigener Kinder sind zur Genüge vorhanden, um eine Abhilfe erwünscht erscheinen zu lassen, um so mehr, als das Alter von 10 Jahren, von dem an eigene Kinder zur Arbeit herangezogen werden dürfen, viel zu niedrig bemessen ist. Die nächste und einfachste Sicherung gegen die den Kindern hier drohenden Gefahren wäre, eine Kontrolle seitens der Schule eintreten zu lassen, etwa in der Form, daß die Eltern, im Falle sie ihre Kinder zu beschäftigen beabsichtigen, zu einer schriftlichen Verständigung des Schulamtes verpflichtet würden. Es wäre dann eine Aufgabe der Lehrer, die körperliche Beschaffenheit und geistige Leistungsfähigkeit des Kindes im Auge zu behalten, insbesondere eine vorschnelle Ermüdbarkeit zu beachten und gegebenenfalls den Schularzt heranzuziehen. Sollten die Beobachtungen von Lehrer und Arzt nachteilige Folgen der Arbeit ergeben, dann müßte die weitere Beschäftigung der Kinder untersagt werden.

Eine besonders schwierige, aber dringend nötige Aufgabe bildet die Regelung der Arbeitsverhältnisse der Kinder von Heimarbeitern, da hier bekanntlich die größten Mißstände nachgewiesen worden sind.

Die Gesichtspunkte, welche von ärztlicher Seite geltend gemacht werden müssen, um Schädigungen anstrengender Arbeit im Kindesalter zu vermeiden, sind:

1. Kinder unter 14 Jahren sollten nur dann in gewerblichen und industriellen Betrieben zur Arbeit herangezogen werden dürfen, wenn

seitens eines mit der Gewerbehygiene vertrauten Arztes bescheinigt wird, daß sie über eine geeignete körperliche Beschaffenheit verfügen.

2. Der Gesundheitszustand ist fortlaufend ärztlich zu kontrollieren.
3. Die Arbeitsdauer auf höchstens 6 Stunden festzulegen.
4. Für die körperliche Ertüchtigung ist Sorge zu tragen.

Auf den letzten Punkt werden wir im Zusammenhang mit der Besprechung der Arbeitsverhältnisse der Jugendlichen noch einzugehen haben.

Die Erörterung der Kinderwohlfahrt läßt sich nicht von einer Behandlung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen trennen, die ihrerseits wieder die gleiche Frage für Jugendliche aufzuwerfen zwingt. Die in unserer Zeit immer mehr zunehmende Neigung junger Mädchen, sich durch Fabrikarbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben, hat neben den allgemeinen Schädigungen, welche der jugendliche Organismus durch anstrengende Arbeit erfährt, und auf die wir später noch zurückkommen werden, noch den besonderen Nachteil, daß schwere Arbeit in der Jugend die Geschlechtsentwicklung des Weibes hemmt und dieses zur Mutterschaft untauglich macht. Ferner ist darauf hinzuweisen, daß die das Mädchen meist völlig erfüllende Beschäftigung irgendeine tatsächliche Vorbereitung für ihre künftige Aufgabe als Frau und Mutter nicht zuläßt. Zudem schließt die soziale Stellung der Fabrikarbeiterin moralische Gefahren in sich, welche durch das Zwischenglied der Geschlechtskrankheiten die schlimmsten Folgen für die Nachkommenschaft bilden können.

Wenn die Frau einem Erwerbe nachgeht, der sie von ihrem Hauswesen abhält, so leidet in erster Linie die Ernährung ihrer Kinder; zunächst durch die unter diesen Umständen teils zeitlich zu sehr verkürzte, teils physiologisch kaum mögliche Fähigkeit zu stillen. Später bringt der Mangel der elterlichen Erziehung, der durch nichts ersetzt werden kann, die Gefahr der Verwahrlosung mit sich. Mit Recht wurde daher von der Hygiene hervorgehoben, daß eine anstrengende Beschäftigung der Frau außerhalb ihres Hauses die Nachkommenschaft mit Entartung bedroht. Vom Standpunkt einer rationellen Bevölkerungspolitik ist daher zu fordern: daß Mädchen bis zum 16. oder besser 18. Lebensjahr von der Fabrikarbeit ausgeschlossen werden, daß eine Anstellung Jugendlicher nur auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses zu erfolgen hat und sie nur Halbtagsarbeit verrichten dürfen, während die andere Zeit für den Besuch der Haushaltungsschulen frei bleibt.

Hinsichtlich der Frauenarbeit hat unsere bisherige Gesetzgebung bereits den richtigen Weg betreten. Doch sind ihre

Bestimmungen vom hygienischen Standpunkt noch nicht ausreichend. Die jetzt vorgeschriebene Stillzeit müßte auf 3 Monate erweitert werden. Ebenso ist die Arbeitszeit von 10 Stunden für Arbeiterinnen nicht zu billigen, vielmehr müßte für Frauen, die einen Haushalt zu besorgen haben, eine Arbeitszeit von etwa 6 Stunden, neben der ausreichende Betätigung im eigenen Haushalt möglich ist, festgesetzt werden.

Auch die Lebens- und Arbeitsverhältnisse Jugendlicher sind bisher vielfach noch sehr ungünstig gestaltet gewesen, so daß bereits bedeutsame Wahrzeichen zu bemerken waren, die auf die Notwendigkeit eines Wandels hinwiesen. Als solche sind die erhöhte Erkrankungshäufigkeit jugendlicher Arbeiter älteren gegenüber anzuführen. Ferner die in den letzten Jahren festgestellte Abnahme der Militärtauglichkeit, die zunehmende Verbreitung der Tuberkulose unter den jugendlichen Arbeitern und die Mortalität, die sich in Deutschland ungünstiger für Jugendliche gestaltet hat als in anderen Reichen, wie z. B. in England.

Geradezu entscheidend für die Entwicklung und das Wohlergehen des Individuums kann die Berufswahl werden. Die Erfahrung zeigt aber, daß, von den gewöhnlich ganz unbestimmten Wünschen und Neigungen der schulentlassenen Kinder abgesehen, die Eltern vielfach weder von den Fähigkeiten ihrer Kinder, noch von den Ansprüchen, welche der erwählte Beruf an körperliche und geistige Kräfte stellt, eine zutreffende Vorstellung haben. Andererseits kommt alles darauf an, für die zu leistende Arbeit die geeigneten Kräfte zu finden, um in den Betrieben einen vollwertigen und ihren Forderungen angepaßten Arbeiterstamm zu erzielen. Das Mittel hierzu ist die in neuerer Zeit vorgeschlagene und an manchen Stellen bereits eingeführte Berufsberatung. In dem Falle, wo es sich um den Übergang von der Schule in den Beruf handelt, sind die nötigen Maßnahmen in das letzte Schuljahr zu verlegen. Die Aufgabe ist in der Weise lösbar, daß

1. die Lehrer, gründlich mit den Forderungen der einzelnen Berufszweige vertraut, den Schülern die entsprechenden Begriffe vermitteln und ihnen mit Rat zur Seite stehen.

2. Fühlungnahme der Schule als solcher mit Betriebsleitern bzw. Gewerbeaufsichtsbeamten.

3. Beratung von Eltern und Kindern über deren körperliche Konstitution und ihre Tauglichkeit zu einem bestimmten Beruf.

Das jugendliche Individuum wird aber nur dann den körperlichen Ansprüchen des Berufes genügen und von den Schädlichkeiten, welche die meisten Erwerbszweige bedingen, verschont bleiben, wenn auch seine körperliche Ertüchtigung angestrebt wird. Auch hier muß schon die Volksschule die nötigen Grund-

lagen geben, indem sie den Wert einer rationellen und hygienischen Lebensweise lehrt. Die gleiche Aufgabe ist von der Fortbildungsschule zu übernehmen, soll von dieser aber noch ausführlicher behandelt werden. Ebenso ist an die Einführung eines regelmäßigen ärztlichen Belehrungs- und Unterrichtsdienstes für die erwerbstätige Jugend zu denken. Neben den Ärzten müßten aber auch die Führer der Arbeiterschaft, Techniker, Ingenieure und Gewerbeaufsichtsbeamte um die Erfüllung der Arbeiterhygiene im weiteren Sinne bemüht sein. Wernicke-Wehner[1]) bezeichnen es als eine Zukunftsaufgabe, daß überall in Städten und auf dem Lande gemeinnützige Vereine die Aufgabe übernehmen, Jugendlichen durch Volksspiele, turnerische Übungen und belehrende Vorträge an Sonntagnachmittagen und -abenden Gelegenheit zu guter Unterhaltung zu geben. Kaup[2]) hat als besondere Einrichtung zur Erholung und Ertüchtigung der Jugendlichen vorgeschlagen, einen Halbtag in der Woche lediglich zur körperlichen Stärkung durch Turnen, Spiel oder Wandern freizuhalten und ihnen mindestens 14 Tage im Jahre durch Aufenthalt in einfachen Landerholungsstätten bei leichter Garten- und Feldarbeit körperliche und geistige Erfrischung zuzuführen. Als eine Maßnahme von größter Tragweite für die körperliche Wohlfahrt und die moralische Entwicklung ist die rationelle Regelung der Wohnungs- und Lebensverhältnisse anzusehen. So namentlich die weitere Förderung der heute schon bestehenden Heime als Wohnstätten für Jugendliche, die nicht bei Eltern leben, wohnen und verpflegt werden, und die Gründung von alkoholfreien Speisestellen, in denen jugendliche Arbeiter für angemessene Entschädigung bei reinlicher Einrichtung eine gesunde Nahrung erhalten.

Das Bedürfnis einer umfassenden und einheitlichen Regelung der Jugendpflege hat in der Forderung nach einem Jugendgesetz Ausdruck gefunden. Zu diesem Gegenstande hat in jüngster Zeit Kerschensteiner[3]) kritisch Stellung genommen und die Gesichtspunkte entwickelt, welche ein solches Gesetz in seinen Bereich zu ziehen hätte. Es sind dies

1. Der Jugendschutz, welcher die Regelung der Kinderarbeit, die Bestimmungen des Vormundschafts- und Familienrechtes, den Ausbau der Berufsvormundschaft, der Ersatz- und Fürsorgeerziehung, der Armengesetzgebung usw. umfaßt.

---

[1]) Wernicke-Wehner, Lehrbuch des öffentlichen Gesundheitswesens. 1894.

[2]) Kaup, I., Sozialhygienische Vorschläge zur Ertüchtigung unserer Jugendlichen. Berlin 1911.

[3]) Kerschensteiner, G., Das deutsche Jugendgesetz. Arch. f. Kriminologie. Bd 70. 1918.

2. Die Jugendpflege, welche einerseits die körperliche und seelische Ertüchtigung der männlichen und weiblichen Jugend anstrebt, andererseits in Gesetzen, Maßnahmen und Verboten der Ausschweifung entgegentritt, welche namentlich das moderne Großstadtleben mit sich bringt. Eingreifende, in der Wirkung aber segensreiche Verfügungen der stellvertretenden Generalkommandos haben hier in jüngster Zeit neue Wege gewiesen.

3. Die Jugendgerichtsbarkeit mit einer allgemeinen Regelung des Strafverfahrens und Strafvollzuges gegen Jugendliche.

4. Der Jugendunterricht, der den Ausbau der Fortbildungsschule in der Richtung betrifft, daß die beruflichen Interessen der Jugendlichen nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gefördert werden, und der in seiner Anlage und Ausdehnung tatsächlich Gewähr bietet, daß die davon ausgehenden erziehlichen Einflüsse die moralischen Schädigungen des gewöhnlichen Lebens überwinden.

Besonders nachdrücklich ist aber auch zu betonen, daß mit unserer neuen Staatsordnung auch die Pflicht erwächst, schon in diesem Lebensabschnitt durch einen entsprechenden Lehrgang für die nötige intellektuelle Reife und Klarheit des Urteiles zu sorgen, welche die heute so frühe politische Betätigung des Individuums voraussetzt.

Kerschensteiner hat überzeugend dargetan, daß eine reichsgesetzliche und damit einheitliche Regelung der gesamten Jugendpflege sich infolge der Schädlichkeiten, die aller Zentralisierung der Kulturarbeit anhaften, verbietet. Dagegen ist vom Geiste einer klaren Erziehungspolitik in der gesamten Jugendgerichtsbarkeit und auf jenen Gebieten des Jugendschutzes, der Jugendpflege und des Jugendunterrichtes, welche sinngemäß eine allgemeine Regelung zulassen, die Schaffung eines deutschen Jugendgesetzes zu erwarten. Tatsächlich hat sich bereits am 8. November 1917 eine Anzahl Vertreter von zentralen Organisationen dieser Gebiete zusammengeschlossen und eine Arbeitsgemeinschaft für das Jugendrecht begründet. Möge diesem Werke, das für das Schicksal des deutschen Volkes bedeutsam werden kann, Gedeihen und Gelingen beschieden sein.

Literaturverzeichnis.

Allgemeine und spezielle Psychopathologie.

Anton, Aus der ärztlichen Seelenkunde. Drei Vorträge für Ärzte, Lehrer und Erzieher. 1918.

Anton, Vier Vorträge über Entwicklungsstörungen beim Kinde. 1908.

Aschaffenburg, Der Schlaf im Kindesalter und seine Störungen. 1909.

Binswanger-Siemerling, Lehrbuch der Psychiatrie.

Demoor, Die anormalen Kinder und ihre erziehliche Behandlung in Haus und Schule. 2. Aufl. 1912.

Emminghaus, Die psychischen Störungen des Kindesalters. 1887.

Erlenmeyer, Nervenkrankheiten und Schule. 1903/04.

Fröschels, Kindersprache und Aphasie. 1918.

Gutzmann, Vorlesungen über die Störungen der Sprache und ihre Heilung. 1893.

Haymann, Neuere Arbeiten über Geisteskrankheiten bei Kindern. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Bd. III. Refer. 1911.

Hermann, Grundlagen für das Verständnis krankhafter Seelenzustände beim Kinde. 1911.

Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie. 8. Aufl. 1915.

Liebmann, Vorlesungen über Sprachstörungen. 1898/1906.

Liebmann, Die Sprachstörungen geistig zurückgebliebener Kinder. 1901.

Mönkemöller, Die Psychopathologie der Pubertätszeit. 1912.

Pelman, Psychische Grenzzustände. 2. Aufl. 1910.

Pilcz, Die Verstimmungszustände. 1909.

Siemerling, Über nervöse und psychische Störungen der Jugend. Vortrag. 1909.

Störring, Vorlesungen über Psychopathologie. 1900.

Strohmayer, Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters. 1910.

Weygandt, Atlas und Grundriß der Psychiatrie.

Weygandt, Leicht abnorme Kinder. 1905.

Ziehen, Die Geisteskrankheiten des Kindesalters. 1917.

Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie.

Besondere Krankheitsformen.

Baer, Der Selbstmord im kindlichen Lebensalter. 1901.

Berkhan, Über den angeborenen und frisch erworbenen Schwachsinn. 2. Aufl. 1904.

Binswanger, Pathologie und Therapie der Neurasthenie. 1896.

Birnbaum, Über psychopathische Persönlichkeiten. 1909.

Bleuler, Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. 1911.

Bonhoeffer, Klinische Beiträge zur Lehre von den degenerativen Psychosen. 1907.

Bruns, Die Hysterie im Kindesalter. 2. Aufl. 1906.

Collaritis, Charakter und Nervosität. 1912.

Cramer, Die Nervosität, ihre Ursachen, Erscheinungen und ihre Behandlung. 1906.

Dubois, Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung. 1905.

Freud, Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. 1. und 2. Reihe. 2. Aufl. 1912.

Gaupp, Über den Selbstmord. 1910.

Hermann, Grundlagen für das Verständnis krankhafter Seelenzustände (psychopathische Minderwertigkeiten) bei Kindern. In 30 Vorlesungen. 1910.
Klieneberger, Über Pubertät und Psychopathie. 1914.
Koch, Die psychopathischen Minderwertigkeiten. 1891/93.
Krafft-Ebing, Nervosität und neurasthenische Zustände. 1900.
Laquer, Die ärztliche Feststellung der verschiedenen Formen des Schwachsinns in den ersten Schuljahren. 2. Aufl. 1909.
Laquer, Über schwachsinnige Schulkinder. 1902.
Löwenfeld, Die psychischen Zwangserscheinungen. 1904.
Neter, Der Selbstmord im kindlichen und jugendlichen Alter. 1910.
Oppenheim, Die ersten Zeichen der Nervosität des Kindesalters. 1909.
Peritz, Die Nervenkrankheiten des Kindesalters. 1912.
Pick, Über einige bedeutsame Psychoneurosen des Kindesalters. 1904.
Schlesinger, Schwachbegabte Schulkinder. 1907.
Stelzner, Analyse von 200 Selbstmordfällen. 1906.
Stelzner, Die psychopathischen Konstitutionen. 1911.
Stier, Wandertrieb und pathologisches Fortlaufen bei Kindern. 1913.
Vogt, Die Epilepsie im Kindesalter. 1910.
Vogt und Weygandt, Handbuch der Erforschung und Fürsorge des jugendlichen Schwachsinns. 1912.
Weygandt, Idiotie und Imbezillität. Aschaffenburgs Handbuch der Psychiatrie. 1914.
Weygandt, Über Infantilismus und Idiotie. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Bd 17. 1913.
Wille, Die Psychosen des Pubertätsalters. 1897.
Ziehen, Die Erkennung des Schwachsinns im Kindesalter. Für Lehrer und Erzieher. 1909.
Ziehen, Die Erkennung der psychopathischen Konstitutionen und die öffentliche Fürsorge für psychopathisch veranlagte Kinder. 1912.
Zeitschrift für die Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns.

Psychologie des Kindes.

Binet, Die neuen Gedanken über das Schulkind. 1912.
Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes. 1918.
Compayré, Die Entwicklung der Kinderseele. 1900.
Gaupp, Psychologie des Kindes. 2. Aufl. 1910.
Groos, Das Seelenleben des Kindes. 1904.
Meumann, Über Institute für Jugendkunde. 1912.
Oppenheim, Die Entwicklung des Kindes, Vererbung und Umwelt. 1905.
Preyer, Die Seele des Kindes. 7. Aufl. 1908.
Stern, W. u. Cl., Die Kindersprache. 1907.
Stern, Psychologie der frühen Kindheit. 1914.
Stern, Die psychologische Methode der Intelligenzprüfung und deren Anwendung an Schulkindern. 1912.
Wulffen, Das Kind, sein Wesen und seine Entartung. 1913.
Ziehen, Die Prinzipien und Methoden der Intelligenzprüfung. 2. Aufl. 1909.
Ziehen, Über das Wesen der Beanlagung und ihre methodische Erforschung. 1918.
Zeitschrift für Kinderforschung.
Zeitschrift für angewandte Psychologie.

Sexuelle Fragen.

Foerster, Sexualethik und Sexualpädagogik. 1913.
Forel, Die sexuelle Frage. 1906.
Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 1909.
Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis. 14. Aufl. 1912.

Moll, Das Sexualleben des Kindes. 1909.
Peters, Das geschlechtliche Problem in der Jugenderziehung.
Rohleder, Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben des Menschen. 1907.

Moralische Entartung.

Anton, Über krankhafte moralische Abartung im Kindesalter. 1910.
Beelitz, Die pathologische Lüge und die psychisch-abnormen Schwindler. 1891.
Gaupp, Über moralisches Irresein und jugendliches Verbrechertum. Jurist.-psychiatr. Grenzfr. Bd II. 1903.
Gregor-Voigtländer, Die Verwahrlosung; ihre klinisch-psychologische Bewertung und ihre Bekämpfung. Für Pädagogen, Ärzte, Richter. 1918.
Gruhle, Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität. 1912.
Scholz, Die moralische Anästhesie. Für Ärzte und Juristen. 1904.
Scholz, Die Charakterfehler des Kindes. 2. Aufl. 1896.
Siefert, Psychiatrische Untersuchungen über Fürsorgezöglinge. 1912.
Trüper, Psychopathische Minderwertigkeiten als Ursache von Gesetzesverletzungen Jugendlicher. 1904.

Forensische Fragen.

Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. 1903.
Bär, Verbrecher in anthropologischer Beziehung. 1893.
Birnbaum, Die psychopathischen Verbrecher. 1914.
Bleuler, Der geborene Verbrecher. 1896.
Ferriani, Minderjährige Verbrecher. 1896.
Friedrich, Die Bedeutung der Psychologie für die Bekämpfung der Verbrechen. 1915.
Groß, Kriminalpsychologie. 1898.
Gudden, Die Behandlung der jugendlichen Verbrecher in den Ver. Staaten von Nordamerika.
Haymann, Zur Lehre vom geborenen Verbrecher. 1907.
Hoppe, Alkohol und Kriminalität. 1906.
Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers. 1893.
Lombroso, Der Verbrecher. 1887.
Mönkemöller, Geistesstörung und Verbrechen im Kindesalter. Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. 1903.

Hygiene.

Bluhm, Fürsorge der Arbeiterinnen und ihrer Kinder. Weyls Handbuch d. Hygiene.
Bumke, Über nervöse Entartung. 1912.
Dannemann, Psychiatrie und Hygiene in den Erziehungsanstalten. 1907.
Dannemann, Psychiatrie und Hygiene. 1907.
Eulenberg-Bach, Schulgesundheitslehre. 1891.
Grotjahn, Soziale Pathologie. 1915.
Gruber, Der Alkoholismus. 1910.
Gruber-Rüdin, Fortpflanzung, Vererbung und Rassenhygiene. 2. Aufl. 1911.
Hoppe, Die Tatsachen über den Alkohol. 1904.
Kaup, Sozialhygienische Vorschläge zur Ertüchtigung unserer Jugendlichen. 1911.
Kaup, Die jugendlichen Arbeiter in Deutschland. 1911.
Schallmeyer, Vererbung und Auslese. 1918.
Selter, Handbuch der deutschen Schulhygiene. 1914.
Sommer, Familienforschung und Vererbungslehre. 1907.
Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.
Archiv für soziale Hygiene und Demographie.
Archiv für soziale Medizin und Hygiene.

Behandlung und Erziehung.

Best, Enzyclopädisches Handbuch der Heilpädagogik.
Best und Klumker, Bemerkungen zur Zwangserziehungsgesetzgebung. Jurist.-psychiatr. Grenzfragen. Bd. III.
Bösbauer, Nicklas und Schiner, Handbuch der Schwachsinnigenfürsorge. 2. Aufl. 1909.
Czerny, Der Arzt als Erzieher des Kindes. 1916.
Dannemann-Schober-Schulze, Enzyclopädisches Handbuch der Heilpädagogik. 1911.
Dannemann, Fürsorgeerziehung. Jurist.-psychiatr. Grenzfragen. Bd. III.
Foerster, Schuld und Sühne. Einige psychologische und pädagogische Grundfragen des Verbrecherproblems und der Jugendfürsorge. 1911.
Foerster, Erziehung und Selbsterziehung. 1917.
Fuld, Die Zwangserziehung. Jurist.-psychiatr. Grenzfragen. Bd. III. 1905.
Gündel, Zur Organisierung der Geistesschwachenfürsorge. 1906.
Heller, Grundriß der Heilpädagogik. 2. Aufl. 1912.
Heller, Schiller und Taube, Enzyclopädisches Handbuch des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge. 2 Bde. 1911.
Lay, Experimentelle Pädagogik. 1908.
Leipziger Lehrerverein, Ratgeber zur Berufswahl von Knaben. 1914.
Lipmann, Psychologische Berufsberatung. 1917.
Melzer, Leitfaden der Schwachsinnigen- und Blödenpflege. 1918.
Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik. 2. Aufl. 1912.
Neisser, Psychiatrische Gesichtspunkte in der Beurteilung und Behandlung der Fürsorgezöglinge. 1907.
Payot, Die Erziehung des Willens. 1903.
Raecke, Die Behandlung nervöser Schulkinder. 1910.
Strümpell, Nervosität und Erziehung. Ein Vortrag. 1908.
Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger.
Zeitschrift für Jugendwohlfahrt.
Die Jugendfürsorge. Mitteilungen der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge.
Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik.
Zentralblatt für Vormundschaftswesen.

Anstaltswesen.

Frei, Landerziehungsheime. 1902.
Hermann, Heilerziehungshäuser und Kinderirrenanstalten. 1907.
Petersen, Das Beobachtungshaus der Erziehungsanstalten. 1909.
Seiffert, Deutsche Fürsorgeerziehungsanstalten in Wort und Bild. Bd. I 1912. Bd. II 1914.
Stritter, Die Heilerziehungsheime und Pflegeanstalten in Deutschland und in den übrigen europäischen Staaten. 1902 (1904).

Sachregister.

N.

Seite

O.

P.

Q.

R.

W.

Z.





